This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

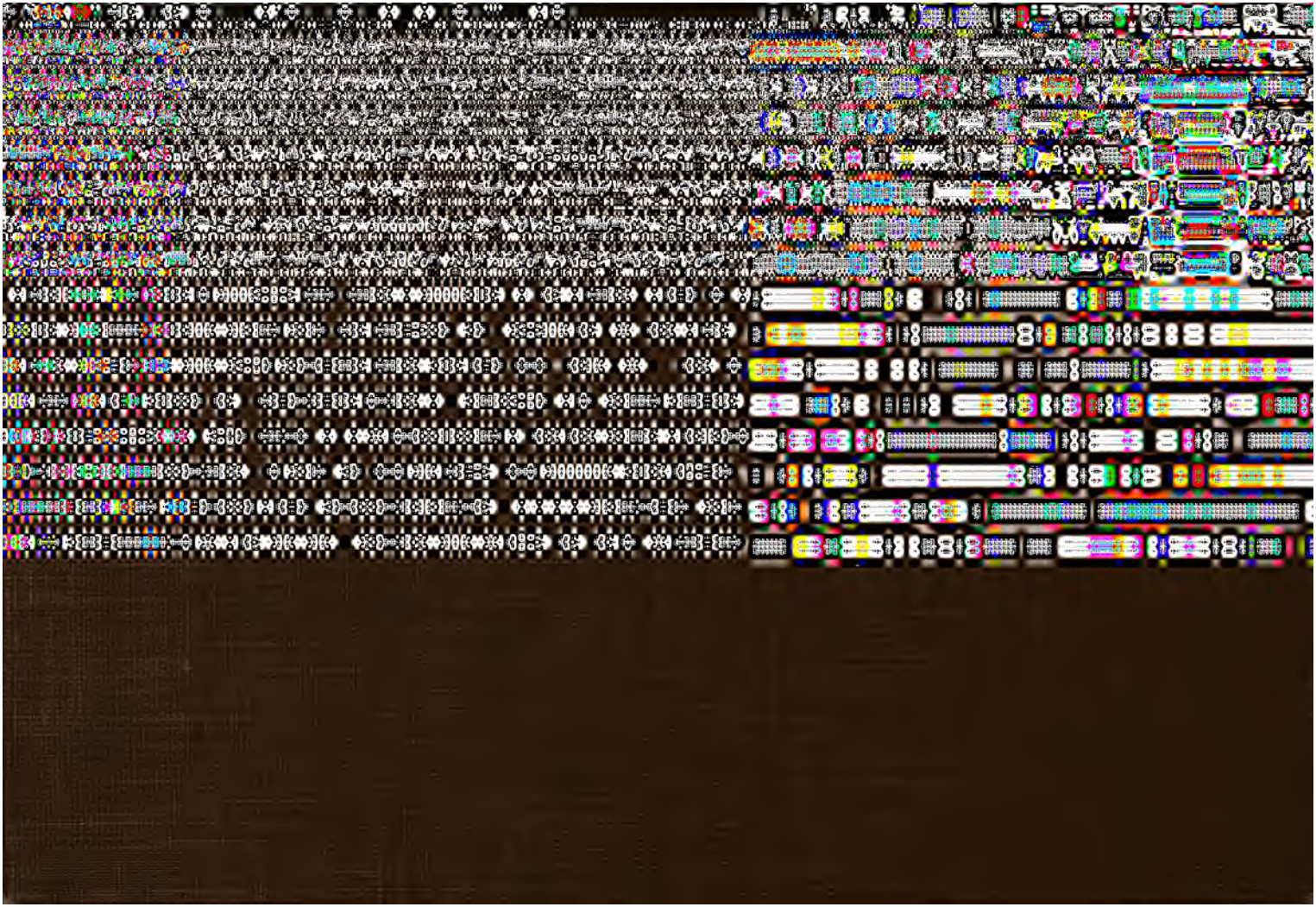
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

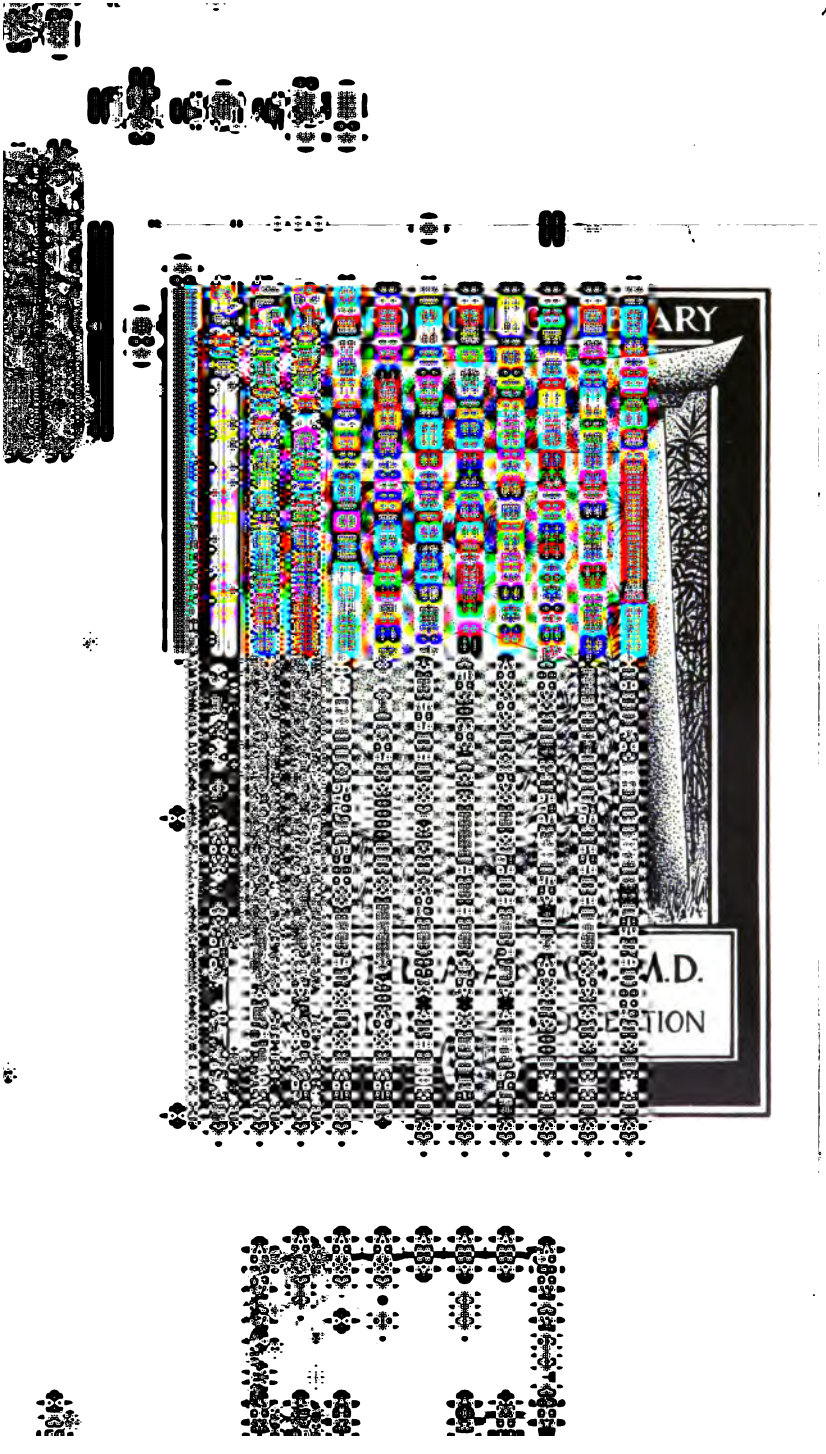
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



1950
76



ARY
M.D.
TION

[illegible]el!

[illegible]

[illegible]sischen

[illegible]

[illegible]

Ch 151.18.10

HARVARD COLLEGE
Oct. 6, 1937
LIBRARY

E. G. Stillman,
New York City

Das russische Original dieses Buches erscheint erst einige Monate nach dieser deutschen Ausgabe.

Alle Rechte vorbehalten.
Tous droits reservés.
All rights reserved.

Published 25 Sept. 1905. Privilege of Copyright in the United States reserved under the act approved march 3, 1905 by Josef Singer.

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

Mein Tagebuch enthält nicht den hundertsten Teil der furchtbaren Leiden, die wir in dem belagerten Port Arthur auszustehen hatten. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich weder Militär noch Matrose oder Korrespondent bin, sondern nur eine einfache barmherzige Schwester. Ich habe nichts als das aufgezeichnet, was ich während jener traurigen Zeit erlebt, gesehen und gehört habe. Dieses Buch hat die Aufgabe, den Lesern ein Bild der denkwürdigen Belagerung von Port Arthur zu entwerfen, und die heldenmütige Tapferkeit zu schildern, mit der die Stadt bis zuletzt verteidigt wurde.

O. v. Baumgarten.

Der Krieg.*)

Der Krieg ist das Weinen der schuldlos Bedrückten;
Der Krieg ist der Hunger, die Krankheit, die Not;
Eine wandernde Masse der Heimat Entrückten,
Und zwischen Reihen von Gräbern der Tod.
Der Krieg ist ein Feuer, das blutigrot flammend
Die Felder verheert und die Dörfer verbrennt;
Ein Dämon, der unerbittlich verdammend
Nur Mord und grauses Verderben kennt.
Der Krieg ist das Lächeln der Schwester, die milde
Sich über den klagenden Kranken neigt,
Und ihm in des sterbenden Heilandes Bilde
Die Gnade der himmlischen Liebe zeigt.
Der Krieg ist das Bangen und Todesahnen
Eines Heers, das im Feuer des Kampfes erliegt,
Und ein Wirken der Liebe auf blutigen Bahnen,
Die über die Grauen des Todes siegt.
Er braust wie ein Sturm über Fehler und Mängel,
Ein Sturm, der die Schwachen und Feigen zerbricht!
Der Krieg ist ein finsterer zorniger Engel,
Der den Völkern gesetzt ist zu strengem Gericht! —

*) Der Verfasser dieses Gedichtes ist der russische Offizier W. Lindner, der sich schon vor dem Ausbruch des Krieges in Rußland einen literarischen Namen erworben hatte. Tödlich verwundet in das Hospital gebracht, diktierte er mühsam der ihn pflegenden Schwester dies sein letztes Gedicht. In der Nacht darauf starb er. — (Anmerkung der Übersetzerin.)

„Schwester," sagte mir die Oberin unserer Gemeinde, Baronin Wrangel; „heute auf der Zusammenkunft in der Zentrale des Roten Kreuzes traf ein Telegramm des Statthalters Alexejew ein, der für das Lazarettschiff „Mongolia" eine Ambulanz fordert. Da ich weiß, daß Sie das Meer gut vertragen, habe ich Sie dieser Abteilung zugeordnet. In den nächsten Tagen werden Sie mit der sibirischen Bahn nach Port Arthur abgehen!"

Petersburg, 30. Jan.

Heute besuchte Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter unsere Gemeinde. Nach dem Gottesdienst geruhte Ihre Majestät, die Schwestern, die nach dem Kriegsschauplatz abgehen sollen, mit Heiligenbildern zu beschenken.

Petersburg, 1. Febr.

Wir, d. h. die Schwestern der „Mongolia", wurden heute in das Empfangszimmer befohlen, wo Prinz und Prinzessin von Oldenburg Abschied von uns nahmen, und uns zu der uns bevorstehenden schweren Arbeit ihren Segen geben wollten. Gegen Mittag versammelte sich die vollständige Ambulanz zu einem Gottesdienste in dem Zentralgebäude, und abends gegen $^1/_2$10 Uhr verließen wir nach einem letzten Lebewohl an die Zurückbleibenden, vielleicht auf immer unsere liebe Gemeinde. — Auf dem Bahnhofe vermögen die Polizisten nicht die andrängende Volksmenge zu bewältigen. Überall herrscht Geschrei, Schimpfen und Stoßen. — Mit großen Schwierigkeiten dringen wir bis in einen Wartesaal 1. Klasse vor, wo wir sofort von unzähligen

*) Sämtliche Daten sind hier nach russischer Rechnung angegeben. Diese steht 14 Tage hinter der deutschen zurück. (Anmerkung der Übersetzerin.)

Neugierigen umringt werden, die uns mit Fragen bestürmen. — Trotz der unerträglichen Hitze dürfen wir den Raum nicht verlassen, weil wir sonst Gefahr laufen würden, von der Volksmenge erdrückt zu werden. Endlich tönt das 1. Abfahrtssignal. Die Aufregung erreicht ihren Höhepunkt. Die Tür nach dem Bahnsteig wird geöffnet, und man führt uns so rasch wie möglich in den ersten besten Wagen, während die Polizisten mit Mühe das Volk zurückhalten. — „Wir wollen sie tragen!" rief es aus der aufgeregten begeisterten Menge. Glücklicherweise entgingen wir dieser Ehrenbezeugung. — Rasch folgen nun noch die beiden anderen Signale. — Ein heftiger Stoß erschüttert den Zug, und langsam setzt er sich in Bewegung. Ein nicht endenwollendes „Hurra" tönt hinter uns her, und begleitet uns noch eine Strecke weit.

In der ersten Nacht lag ich in einem der oberen Betten, und fand keinen Schlaf. Fort und fort mußte ich daran denken, daß nun jeder Augenblick mich weiter von dem entfernte, was heute noch Wirklichkeit für mich war, und was von nun an als letzte Erinnerung an die Heimat in mir leben wird. —

Moskau, 2. Febr.

Heute trafen wir hier ein. Es heißt, daß wir wahrscheinlich nicht bis Port Arthur vordringen werden, da die Japaner die Absicht haben sollen, die Verbindung in den nächsten Tagen abzuschneiden.

8. Febr. In Tschelabinsk. Wir haben einen Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden. Hier fängt die sibirische Eisenbahn an. Man hängt unsere Wagen an einen langen Militärzug und wir fahren langsam weiter. An jeder kleinen Station haben wir einen endlosen Aufenthalt. Hier ist man dem Kampfschau-

platz schon näher, und die Wogen des Kriegssturmes fangen bereits an uns zu umbrausen. Zwei Wochen sind es jetzt, seitdem wir von Petersburg abfuhren, und wir haben uns in unser Reiseleben so eingewöhnt, daß es uns manchmal vorkommt, als wären wir schon monatelang unterwegs. Ein Tag ist wie der andere. Am frühen Morgen fangen wir an Tee zu trinken, und fahren in dieser Beschäftigung bis zum Abend fort. Auf jeder Station versuchen wir eine Zeitungsnummer zu erhalten, aber nur sehr selten haben unsere Bemühungen Erfolg. Wir haben keine Ahnung von dem, was in Port Arthur vorgeht, und wir leben in beständiger Furcht, daß die schwarzen Voraussagungen sich erfüllt haben, und wir gar nicht an unser Ziel gelangen werden.

15. Febr. Um drei Uhr nachts treffen wir in Irkutsk ein. Um acht Uhr morgens setzt der Zug langsam seine Fahrt fort. Der Weg von hier bis zum Baikalsee ist bezaubernd schön. Auf der einen Seite ragt ein steil abfallender Felsen, an dessen Fuße sich die Bahnlinie hinschlängelt. Aus dem anderen Fenster sieht man den Angarafluß wie ein silbernes Band in der Sonne leuchten. Um 10 Uhr erreichen wir den Baikalsee. Dort verlassen wir den Zug, und nun geht es mit Schlitten über die 40 Werst lange schimmernde Eisfläche. Es ist herrlich! Die kleinen rauhhaarigen Pferdchen mit ihren klingenden Schellen sausen mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahin. Die Berge am anderen Ufer scheinen uns ganz nahe zu sein, man sollte kaum glauben, daß der ganze, große Baikalsee uns noch von unserem Ziele trennt. Schon am Abend besteigen wir unseren neuen Zug, doch fahren wir erst am nächsten Morgen weiter.

23. Febr. Charbin. Soeben trifft hier ein Stabs-

offizier ein, der als Militäragent des Kaisers von Korea kommt. — „Denken Sie an mich," sagt er, „sie werden der Gefangenschaft nicht entgehen. In Port Arthur werden Sie keinen leichten Stand haben." Er erzählt, die Japaner seien ausgezeichnet gerüstet, und sagt voraus, daß wir tüchtig geschlagen werden! — Wir wehren uns gegen diese schwarze Prophezeiung und sind fest überzeugt, daß dieser Krieg nicht lange dauern und mit unserem glänzenden Siege enden wird. Die Japaner sind ja doch nur Menschen, die auf einer ganz niedrigen Stufe stehen, und die unserer Kriegskunst sicherlich nicht gewachsen sind.

27. Febr. Wir stehen alle aufgeregt am Fenster, das langsame Fahren des Zuges kündigt uns an, daß wir jetzt gleich unser ersehntes Ziel erreicht haben werden. Und dann halten wir auf einer kleinen Plattform, an der noch eifrig gebaut wird. Port Arthur! Mit klopfendem Herzen verlassen wir den Zug und gehen in fieberhafter Aufregung auf dem Bahnsteig hin und her, wo wir unseren Chef erwarten, den Jägermeister und General Balaschoff, den Bevollmächtigten des Roten Kreuzes im Osten. Doch da er geschäftlich verhindert ist, erscheint statt seiner der Staatsrat Tardan, sein Gehilfe. Er empfängt uns mit der Nachricht, daß unsere Flotte schon ausgelaufen sei, und die „Mongolia" in zwei Stunden nachfolgen werde. Sie sei schon mit Schwestern aus der Gemeinde „Eugenia" besetzt!" — Wir waren furchtbar niedergeschlagen, doch verging glücklicherweise diese Stimmung bald, denn der Agent der ostchinesischen Bahngesellschaft, Herr Iwanow, teilte uns mit, daß die „Mongolia" noch im Hafen läge, und wir in aller Eile noch Zeit haben würden, mit den Schwestern der „Eugenia" zu tauschen, und dem Geschwader zu folgen.

Aber bis wir mit dem nötigen medizinischen Personal und dem Verbandzeug auf der „Mongolia" installiert waren, kehrte das Geschwader schon in die innere Reede zurück, und so war unsere erste Ausfahrt vereitelt. — Die „Mongolia", ein eleganter Passagierdampfer mit einem Schornstein, hatte das Rote Kreuz von der ostchinesischen Eisenbahngesellschaft gepachtet, um ein Marinelazarett darauf einzurichten. Da die „Mongolia" eine neutrale Stellung einnimmt, ist sie ganz weiß gestrichen. Leuchtend heben sich auf dem mittleren Schiffsbord zwei große rote Kreuze ab. — Am Abend vor unserer Ankunft war Port Arthur von der Meerseite aus bombardiert worden, so daß unsere „Mongolia" schon mit den feindlichen Geschossen Bekanntschaft gemacht hatte. An beiden Seiten hatten große Granatensplitter eingeschlagen, die zwei Angestellte schwer verwundeten. Der eine hatte eine große Kopfwunde erhalten, und starb noch in derselben Nacht im Hospital des Ortes, dem Zweiten mußte ein Fuß amputiert werden. — Am Abend schleppte ein Kutter die „Mongolia" bis vor die Altstadt, wo sie sich gerade vor das Stationsgebäude und den Wachtelhügel nahe dem Hafenausgang legte.

Vom Bord aus dehnt sich vor meinen Blicken der unendliche Ozean, bis er ganz hinten am Horizonte mit dem blauen Himmel verschwimmt. Zur linken Seite des Hafenausgangs erhebt sich der goldene Berg, auf dessen Spitze die prächtigen Batterien prangen, die unserer Regierung so viele Millionen gekostet haben. Dort werden auch auf hohem Maste die Signale gehißt. Hinter diesem Hügel ragen noch viele andere mit den gleichen Befestigungen auf; der Berg des Kreuzes, der elektrische Fels, der Berg des Pfeiles und wie sie alle heißen. Am Fuße des goldenen Berges

liegt das Dock, hinter dem die alte Stadt anfängt, die rings von Bergen eingeschlossen ist. Von dem hinteren Teil des Schiffes aus sieht man auf die europäische Stadt, die mit dem alten Viertel durch eine Brücke verbunden ist. Von drei Seiten wird die Neustadt ebenfalls von Bergen umschlossen, während die vierte Seite nach der Bai zu offen liegt. — An der rechten Seite des Hafenausgangs ragt die Tigerhalbinsel hervor, und noch ein Stück weiter liegen die Uferbatterien des weißen Wolfes, und der verschiedenen Forts. Der Krieg hat Port Arthur zu einer traurigen Stätte gemacht. An den Häusern der Altstadt sind die Fensterscheiben zertrümmert, die Dächer abgebröckelt, bei vielen zeigen die mit Balken zugeschlagenen Fenster, daß die Bewohner den gefährdeten Ort verlassen haben. Auch in der europäischen Stadt weist der Anblick der hübschen, aber unvollendeten Häuser auf den Kriegszustand hin. Das deutlichste Bild der Zerstörung sind uns jedoch die beschädigten Schiffe im Hafen. Das arme Panzerschiff „Retwitsan" ist halb gesunken, da es am 26. Januar von einer feindlichen Mine angebohrt worden ist. Es ist zu bedauern, daß für größere Schiffe das Reparaturdock zu klein ist, denn sonst wäre der „Retwitsan" schon längst ausgebessert. Der Befehlshaber unseres Geschwaders ist Admiral Makaroff. Man fürchtet und achtet ihn hier überall. Er ist einige Tage vor uns eingetroffen. Seine erste Handlung war, daß er telegraphisch Schiffsbauleute nach Port Arthur kommen ließ, die hier unglücklicherweise sehr selten sind.

Ich wundere mich darüber, daß so wenig Wasser in der Bucht vorhanden ist, immer Ebbe und wieder Ebbe. Das muß doch zu guter letzt die Schiffe am Auslaufen verhindern.

28. Febr. Wir legten uns erst spät schlafen. Bis

in die tiefe Nacht hinein saßen wir auf dem Deck und bewunderten die leuchtenden Feuerzeichen, die auf dem goldenen Berge und den Schiffen rings umher in der Dunkelheit aufblitzten. Um diesen Zeichenaustausch, der durch verschiedenartige Lichter während der Nacht geführt wird, nicht zu stören, haben wir ein für alle Mal den Befehl erhalten, unsere Illuminatoren zu schließen, sobald wir auf dem Schiffe Licht gemacht haben. Aber da unsere Speisekajüte keine verschließbaren Illuminatoren besitzt, sind wir gezwungen, sie jeden Abend ganz mit Zeltleinwand zu verhängen. Sobald der geringste Lichtschein sichtbar ist, werden wir von der Hafenpolizei ermahnt, den Befehl einzuhalten. Die „Mongolia" ist noch nicht ganz ihrem Zweck entsprechend eingerichtet. Sie muß gänzlich umgeändert werden. Wir sind jetzt mit der Arbeitseinteilung beschäftigt: wer das Weißzeug übernimmt, wer die chirurgischen Instrumente unter sich hat, wer das Verbandzeug vorbereitet und wer die Binden näht. Der Oberarzt unserer Ambulanz, Herr Kienast, befehligt die Zimmerleute. Der untere Schiffsraum ist in eine provisorische Werkstätte verwandelt worden. Hier bemühen sich die Sanitätssoldaten, unsere Gepäckkisten in Tische, Stühle, Bänke und andere Möbel zu verarbeiten. Das Lazarett wird für 200 Personen eingerichtet. Die eine Hälfte ist für die chirurgischen, die andere für die inneren Kranken bestimmt. Außerdem soll eine kleine Abteilung für venerische Fälle bereit gehalten werden. Wir sind ein sehr großes Personal für 200 Kranke. Außer der Besatzung des Schiffes sind wir 8 Ärzte, 1 Provisor, 1 Hausführer, 1 Verwalter, 11 Schwestern, 9 Studenten der Medizin, 50 Pfleger und 1 Feldscher, so daß unsere Ambulanz aus 79 Personen besteht. —

29. Febr. Heute morgen mietete ich mir eine Schampunka, und fuhr nach der alten Stadt. Schampunka ist der Name eines chinesischen Schiffes, das aussieht wie ein großer Fisch. Der Chinese lenkt das Boot mit einem losen Ruder, das in seiner Bewegung ebenfalls an einen Fischschwanz erinnert. Gewöhnlich ist die Schampunka mit lebhaften Farben bemalt. Diese Farbe hat die Eigenschaft, daß sie niemals trocknet, so daß man an seinen Kleidern leicht Andenken an eine solche Fahrt mit heimbringt. Die Chinesen sind gar nicht nach meinem Geschmack; sie haben so schadenfrohe Gesichter. Mich wundert, daß man sie nicht ausweist. Unter ihnen gibt es sicher viele Spione. Im Gespräch gebraucht der Chinese selten persönliche Fürwörter, so z. B. wird er immer statt ich: „meine" sagen oder statt du: „deine". Der Chinese ist schlimmer als ein Wucherer; man kann ihm noch so viel Geld geben, es wird ihm immer noch zu wenig sein. „Meine wird deine nicht führen," sagt er zu mir, „wenn deine meine nicht Geld geben, so viel meine fordert." — Als die Schampunka anlegt, muß ich fast auf allen Vieren eine schlüpfrige, steile Steintreppe heraufklettern, um zu dem kleinen Hafengebäude zu gelangen, auf dessen linker Seite sich das Kai mit dem Restaurant Sawatow befindet. In der Nähe vom Kai liegt die Druckerei der Zeitung Port Arthurs: „Novi Krai". — Ich biege bei dem Hafengebäude gleich in eine enge, ungepflasterte Straße ein, auf deren beiden Seiten sich lange steinerne einstöckige Häuser hinziehen. Am Eingange der Straße befindet sich rechts das Hafenlazarett. Die übrigen Häuser sind größtenteils Läden und Warenlager. Bei dem Postgebäude angelangt, wende ich mich nach rechts, wo ich durch eine lange Straße auf den Marktplatz gelange.

Dort sieht man links auf der halben Höhe des Wachtelhügels das Militärhospital der Stadt Svodny liegen. Wenn man von dem Marktplatz aus rechts den Berg hinansteigt, gelangt man zu der „Impan", was auf Chinesisch Festung bedeutet. In dieser „Impan" befindet sich die Hauptniederlassung des Roten Kreuzes im fernen Osten; die Warenlager der Gesellschaft und die Wohnungen des Jägermeisters Balaschoff und seines Gehilfen Herrn Tardan. Weiter nach rechts ragt ein luxuriöses zweistöckiges Haus: es ist das Hospital „Maria" der Gemeinde des Roten Kreuzes in Port Arthur. Hinter ihm liegt die Wohnung der hiesigen Schwestern: ein langes einstöckiges Gebäude mit großer Veranda. — Von der „Impan" trat ich meinen Rückweg durch andere Straßen an, die jedoch denselben Charakter wie die schon beschriebenen trugen. Kurz vor dem Hafenlazarett bog ich nach links ab, und erreichte durch den Dock gehend das Hafenhaus, von wo ich mittels einer Schampunka auf die „Mongolia" zurückkehrte.

1. März. Um 5 Uhr morgens erhielten wir den Befehl, uns bereit zu halten, um mit dem Geschwader auszulaufen.

2. März. Auf der Eisenbahnstation wurde heute ein japanischer Spion arretiert, den man bisher für einen Chinesen hielt, weil er sich einen Zopf hatte wachsen lassen. Er hatte sich also schon lange Zeit zum Spionagedienst hergegeben.

3. März. Die innere Einrichtung der „Mongolia" ist fertig. Schon seit dem frühen Morgen kommen die Besucher, um sich alles anzusehen und zu bewundern. Es ist auch Grund dazu da, denn die Krankenzellen sind geräumig und gut eingerichtet. Festgestellte eiserne Betten mit weichen Matratzen und mit feiner

weißer Leinwand überzogene Wollendecken und Kissen. Zu jedem Bette gehört ein gestreifter Schlafrock, ein feines Leinwandhemd sowie Unterhosen, Taschen-, Hals- und Handtücher, gestrickte weiße Mützen mit dem roten Kreuz; warme Lodenjacken, Socken und Hausschuhe. Außerdem stehen im untersten Schiffraum noch eine ganze Anzahl Kisten mit milden Gaben aus der Heimat, sie enthalten Zigaretten, bunte Säckchen mit allerhand Kleinigkeiten: Nadeln, Faden, Scheren, Taschenmessern, Briefpapier, Postkarten und viel anderes. Kurz, das Rote Kreuz gibt mit vollen Händen und verwendet mildtätig die Summen, die ihm das Volk aus seinen Sparpfennigen opfert. — Das frühere Rauchzimmer der „Mongolia" ist jetzt in ein Operationszimmer umgewandelt. Die Decke und die Wände sind mit weißem Wachstuch überzogen, und der Boden mit Linoleum belegt. Außerdem sind noch drei Verbandzimmer da, und die Kajüte, in der das Verbandzeug präpariert wird, dient zugleich als Aufbewahrungsort für den Röntgenapparat. Ein ausgezeichnet organisierte Apotheke mit allen Medikamenten ist ebenfalls vorhanden; ja, wir besitzen sogar einen Apparat zur Verfertigung von Sauerstoff. Für die kranken Offiziere sind einige Kajüten der ersten Klasse bestimmt.

7. März. Es verbreitet sich das Gerücht, daß die Japaner eine Landung beabsichtigen. Wir haben alle ein abspannendes, dumpfes Gefühl der Erwartung, als läge etwas Unbekanntes, Schreckliches in der Luft.

9. März. Auf den Schiffen sind die Flaggen gehißt, ein Zeichen, daß man sich zum Verlassen des Hafens vorbereitet. Der tapfere Admiral Makaroff wird ungeduldig; er kann nicht länger mit seinem Geschwader untätig bleiben. Um 8 Uhr morgens ver-

lassen alle Schiffe den Hafen, mit Ausnahme der zu stark Beschädigten. Ich steige auf die Kommandotreppe zu den Matrosen, die vom „Retwitsan" auf unser Schiff befohlen worden sind, um die Signale zu beobachten. „Schwester," redete mich einer von ihnen an, „nehmen Sie das Fernrohr, und richten Sie es auf den Horizont, dann können Sie deutlich siebzehn große feindliche Schiffe sehen!" Noch hatte ich nicht Zeit gehabt, mir alle genau zu betrachten, als ich zusammenfuhr, denn ein scharfes Zischen sauste durch die Luft; ein schwerer Fall ins Wasser — ein blendendes Licht — eine aufsteigende Rauchsäule — und das alles begleitet von dem betäubenden Lärm einer Explosion! Dies war das erste 12zöllige Geschoß, das dicht neben uns einschlug! Es sollte der Anfang des von uns so lang erwarteten Bombardements sein. Der ersten Granate folgte sofort eine zweite; aber sie explodierte nicht, sondern schlug nur ins Wasser, wo sofort eine weiße Rauchsäule aufstieg. Und jetzt geht es Schlag auf Schlag! Hinter uns und vor uns schlagen die Granaten ins Wasser, und viele explodieren; sie fallen in die Stadt, auf die Berge und den Weg! — Da plötzlich schlägt ein zwölfzölliges Geschütz in die Brücke ein, die die beiden Stadtteile verbindet. Ein Europäer und zwei Chinesen werden auf der Stelle von Splittern getötet. Bei diesem Feuer kann es der „Retwitsan" trotz seiner schweren Schäden nicht ruhig aushalten: er schickt nun seinerseits den Japanern fleißig von dem zwölfzölligen Konfekt. Gegen 11 Uhr hört das Bombardement auf; und an der „Mongolia" legt ein Boot mit Verwundeten an. Einer von ihnen liegt mit verbundenem Kopf auf einem Brett ausgestreckt; das Verbandzeug ist blutdurchtränkt. Unter den schrecklichsten Qualen wälzt er sich hin und her, und bemüht sich, die Tücher von seinem

Kopf zu reißen. Pfleger tragen ihn auf den Tisch in das Operationszimmer; sein Körper verfällt in Zuckungen, und nur mit großer Mühe können sechs Sanitätssoldaten mit ihm fertig werden. Jedoch endlich gelingt es, ihn auszuziehen, und mit der Untersuchung zu beginnen. Zuerst löst man den provisorischen Kopfverband; aber obgleich alle Anwesenden schon viele Wunden in der Chirurgie gesehen hatten und an ihren Anblick gewöhnt waren, so etwas jedoch war noch nie dagewesen! Uns allen läuft ein Schauer durch den ganzen Körper. — Der Splitter des Geschosses hatte die Lippen und die Wangen des Unglücklichen zerfetzt, die Zunge ausgerissen, und die beiden Kinnladen zerschmettert, das linke Auge war herausgeschlagen und über alle diese Vernichtung strömt fortwährend hellrotes Blut. Unser Oberarzt, Dr. Kienast, ein erfahrener Chirurg, beeilt sich, die Blutgefäße zu verbinden und ihn in die Abteilung zu schicken. Kaum ist er dort eingetroffen, so stirbt er! — Nachdem wir den ersten Fall erledigt haben, wird uns der zweite Kranke gebracht, der kaum weniger schwer zu behandeln ist als sein Vorgänger. Der Oberschenkel ist völlig zersplittert. In der Magengegend klafft eine weit offene Wunde, die vermutlich eine schwere Verletzung des Bauchfells und der Harnblase verursacht hat. Auch er stirbt 5 Minuten, nachdem man ihn in das Krankenzimmer gebracht hat. — Dem Dritten waren durch einen Splitter die beiden Beine zermalmt. — Der Vierte hat gleichfalls eine Verletzung am Oberschenkel. Man operiert ihn noch am selben Tag, und entfernt ein großes schmutziges Stück Splitter aus der Wunde. Der Unglückliche leidet furchtbar, und verliert gegen Abend das Bewußtsein. Er schreit laut auf in seinen Phantasien: „Schießt über den goldenen Berg! Schießt! Schießt!“ — Noch in

der gleichen Nacht starb auch er. — Die übrigen haben mehr oder minder leichte Verwundungen davongetragen.

10. März. Das Wetter ist trüb und grau, und auch wir sind nicht in der rosigsten Stimmung. Unsere Gedanken weilen bei dem gestrigen Kampfe. Noch in der Nacht hören wir den fernen Lärm der Geschosse. In der Frühe erfahren wir von überlebenden verwundeten Soldaten von blutigen Katastrophen in den verschiedenen Teilen der Stadt. — Ein Geschoß schlug durch das dünne Blechdach einer Kaserne und explodierte in einem Raume, wo sich zwölf Soldaten befanden. Fünf waren auf der Stelle tot. Die übrigen wurden alle verwundet. — Sie sagten, daß niemand von ihnen die Granate bemerkte, als sie einschlug. Infolge der Explosion wurden sie betäubt, und von den ausströmenden Gasen vergiftet. Diejenigen, die wieder zu sich kamen, konnten ihre toten Kameraden nicht wiedererkennen, so entstellt waren sie. Die Körper waren in blutige Fleischstücke verwandelt, und das Gehirn klebte an den Wänden. Ihre Überreste wurden in einen Sarg gesammelt, und bestattet. — In demselben Raume befand sich auch eine Frau mit einem Kinde, die wie ein Wunder beide unversehrt geblieben sind. — Die Zahl der Getöteten und Verwundeten in dem gestrigen Kampfe beträgt achtzehn.

11. März. Das Regenwetter dauert noch immer an. Man erwartet einen Angriff der Japaner. Der herrschende Nebel ist ihnen sehr nützlich. Gegen 10 Uhr beginnt er sich aber zu zerteilen. — Die Schwester Marschner, der Ingenieur der „Mongolia“ und ich wollen die Zeit ausnutzen, und dem „Retwitsan“ einen Besuch abstatten. Mit Hilfe von Arbeitern ist das beschädigte Schiff durch Auspumpen wieder etwas ge-

hoben worden, jedoch wird es noch einen Monat dauern, bevor es wieder ganz in Stand gesetzt ist. Das dortige Operationszimmer steht noch unter Wasser. Der Oberarzt ist außer sich darüber; er hat einen verwundeten Matrosen, der notwendig am Fuß operiert werden muß, da er sonst Blutvergiftung bekommen kann. Er will uns deshalb den Kranken auf die „Mongolia" schicken. Von dem „Retwitsan" aus begeben wir uns an Bord des Schiffes der freiwilligen Flotte „Kasan"; es ist jetzt zu einem Lazarett für tausend Menschen umgewandelt worden. Der „Kasan" gehört nicht dem Roten Kreuz, sondern dem Militärressort. Auf ihm sind zwei Pflegerinnen beschäftigt; Schwester Krupenikoba und Schwester Schimka. Gestern hat eine zwölfzöllige Granate in den unteren Schiffsraum des „Kasan" eingeschlagen, aber sie ist glücklicherweise nicht explodiert.

Heute ist meine erste Nachtwache. Bis jetzt haben wir nur chirurgische Fälle, und nur einer von ihnen ist bedenklich. Der Patient ist ohne Bewußtsein; er hat 45 Grad Fieber, stöhnt und wälzt sich umher. Er ist von der Tigerschwanzhalbinsel zu uns gebracht worden, und heißt Karl Schandin. Er phantasiert von der Heimat, den Verwandten und seiner hübschen Braut. Er tröstet sie, daß er bald wieder gesund sein und heim kommen wird.

12. März. Am Horizonte fahren stolz einige große feindliche Schiffe auf und ab. Wir erwarten jeden Augenblick ein neues Bombardement.

13. März. Am frühen Morgen hat unser Geschwader die Anker gelichtet und ist dem Feind entgegengefahren. Wir hoffen den ganzen Tag, ihnen nachfolgen zu dürfen; aber auch dieses Mal ist es nicht der Fall. Mitten in der Nacht ertönt fernes Rollen

19. März. Wir erhalten immer Besuch auf der „Mongolia". Heute morgen führte Oberarzt Kienast zwei Gäste in das Materialzimmer, wo ich beschäftigt war. Auf den ersten Blick erkannte ich den berühmten Schlachtenmaler Wereschtschagin; ich hatte ihn zwar nur auf Photographien gesehen; aber sein Gesicht ist jedermann unvergeßlich. Er ist groß, breitschultrig, sein schönes Gesicht mit durchdringend lebhaften Augen ist von einem langen Bart umrahmt, in den sich einzelne graue Haare mischen. Er trug einen schwarzen Überrock, und hatte einen weiten gleichfarbigen Mantel um die Schultern geworfen, an dessen Knopfloch das Georgen-Band prangte. „Sie sind ja großartig eingerichtet," bemerkte er, „man sieht überall, daß Sie sich mit Liebe Ihrer Aufgabe widmen." — Er hat die Absicht, noch einige Zeit in Port Arthur zu bleiben. Makaroff will ihn mit auf sein Schiff nehmen, von wo aus er Studien zu Schlachtenbildern machen kann. — Am Tage sehe ich mir die Überreste der gesunkenen japanischen Brander an. Die eine Kommandobrücke trägt eine interessante Inschrift in russischer Sprache. „Wisse, du hochgeachtete russische Marine, ich der Kapitänleutnant der japanischen Flotte „Tacheo-Herosee" bin hier zum zweitenmal, das erste Mal auf dem Schiffe Huo-Koku, und ich werde wieder kommen!" — Kurz vor Ausbruch des Krieges hat Tacheo-Herosee als Militäragent bei der japanischen Gesandtschaft in Petersburg gedient. Sein Versprechen aber, ein drittes Mal nach Port Arthur zu kommen, wird er wohl nicht halten können, da er, wie man glaubt, mit der Schaluppe des gesunkenen Branders auf der Flucht untergegangen ist. — In einer anderen Kajüte findet sich folgende Inschrift: „Der Japaner wird seine ganze freiwillige Flotte nach Port Arthur

bringen, um den Russen ein Vergnügen zu machen!" — Das bedeutet für uns, daß wir uns auf einen baldigen neuen Angriff gefaßt machen müssen.

20. März. Heute morgen traf Statthalter Alexejew als Vertreter S. M. des Kaisers auf der „Mongolia" ein. Er war von der Ordnung und Reinlichkeit des Schiffes sehr befriedigt und sprach dem Oberarzt sowie der Ambulanz seine Anerkennung aus. Heute herrscht hier große Freude. Der „Retwitsan" konnte sich von der Stelle bewegen und wurde von einem Kutter näher an das Dock vor den goldenen Berg geschleppt. In dem Dock wird an einem „Kesson" gebaut, eine große, hermetisch verschließbare Kiste, in der es möglich sein wird, den „Retwitsan" zu reparieren. Denn das Loch, wo die Granate durchgeschlagen hat, befindet sich unter der Wasserlinie, so daß die Matrosen im Freien nicht daran hätten arbeiten können. Der „Kesson" ist eine ganz neue Erfindung.

Beim Frühstück wäre es fast zum Streit gekommen zwischen unseren Ärzten und dem Chef des Swodny-Hospitals, wenn sich unser Oberarzt nicht ins Mittel gelegt hätte. Wie immer handelte es sich um die Sonderstellung des Roten Kreuzes gegenüber den anderen sanitären militärischen Einrichtungen. Der Direktor des Swodny behauptet, daß die Arbeit der Militärärzte entschieden schwieriger wäre als die unsere. Er beklagte sich, daß wir immer gefragt werden, ob wir noch Leute aufnehmen können, während sich niemand darum kümmere, ob sie ihre Arbeitslast bewältigen können. Sie hätten nichts, und wir lebten im Überfluß, und unsere Geldmittel seien doppelt so groß als die ihrigen. Den kommenden Sturm voraussehend, lenkte unser Oberarzt das Gespräch in friedlichere Bahnen, nachdem er betont hatte, daß er trotz

seines großen Gehaltes alles tue, was irgend in seinen Kräften stehe.

Heute kam Leutnant Krinitzky und brachte zweien seiner Matrosen Ehrenkreuze: Peter Petschenko und Stefan Tomiak. Der erste ist einer der von dem Kessel Verbrühten, der zweite der mit dem zersplitterten Fuße. Es lohnte sich, ihre Gesichter zu sehen, als sie die Auszeichnungen erhielten. „Schwester," sagte Petschenko, der sich vor Schwäche nicht bewegen kann, „halte mir das Kreuz so, daß ich es ansehen kann, und nun gib es mir, daß ich es küsse. — Sei so gut, Schwesterchen, und hänge es so auf, daß ich es immer im Auge habe. — Mit diesem Kreuzchen, Schwesterchen, stirbt es sich leichter!" —

23. März. Heute bekam ich einen Brief mit der Bitte, den Mitschman S. zu besuchen. Zwei Schwestern und ich fahren mit einer Schampunka auf den „Retwitsan". Heute können wir zum erstenmal das Loch sehen, das mit einer Masse verstopft ist. Der „Kesson" ist noch nicht fertig. Man rechnet zwei Monate für die Dauer der Reparatur.

25. März. Heute feierten wir den Gründonnerstag. Unsere Schwestern fuhren mit Leutnant Krinitzky in die Stadt zur Kirche. Ich blieb auf dem Schiffe, um Verbandzeug zu präparieren. Man nimmt allgemein an, daß uns die Japaner den üblichen Osterkuß geben werden wollen. Wir müssen uns für ihre heißen Sympathiebezeugungen bereit halten.

26. März. Gegen Abend bricht ein Taifun los. Mit der größten Mühe halte ich mich auf dem Deck, und bewundere den großartigen Anblick der tobenden Elemente. Die Chinesen schreien und schimpfen aus vollem Halse, denn sie sind nicht stark genug, um mit ihren unerträglichen Schampunkas fertig zu werden. —

Die Matrosen in ihren Schaluppen kommen nicht von der Stelle. Die Kutter der Panzerschiffe werden zu ihrer Hilfe ausgeschickt, sie nehmen sie im Schlepptau ans Land, oder auf große Fahrzeuge.

27. März. Es ist ein Befehl des Admirals Makaroff eingetroffen, daß niemand trotz des Osterfestes seinen Posten verlassen dürfe, um dem wahrscheinlichen Angriffe der Japaner zu begegnen.

28. März. Ostern. Ich steige in die Abteilung hinunter, um die Kranken zu besuchen. Wir öffnen die Kisten aus der Heimat und bringen den Verwundeten unsere Ostergaben. Man kann sich kaum vorstellen, welche Freude ihnen diese Kleinigkeiten bereiten! Und mit welcher Neugierde sie die Pakete aufwickeln! Selbst Peter Petschenko und Tomiak, ja sogar Lazarew, der schwer verwundete Matrose des „Retwitsan", vergessen ihre furchtbaren Leiden für kurze Zeit und nehmen an der allgemeinen Freude teil. Der Oberarzt läßt die Sanitären das Lied „Christ ist erstanden!" anstimmen. — In diesem weihevollen Augenblicke denkt man nur an die Heiligkeit des Tages. Der Krieg und die Japaner sind vergessen. Unsere Gedanken fliegen hinüber in unsere liebe, ach, so weite Heimat! und uns kommen frohe sehnsüchtige Erinnerungen, die das Gefühl unserer gegenwärtigen Lage für Augenblicke in uns auslöschen. Aber ach, ein Blick auf die Unglücklichen, Leidenden vor uns, zeigt uns nur zu sehr, daß wir auf dem Schlachtfelde sind, in dem furchtbaren Kampfe mit all seinen Schrecknissen. Und doch feiern wir unser Osterfest so gut es geht nach den Bräuchen der Heimat. Alle Tische in der Speisekajüte sind mit Osterspeisen überladen, und mit vielem Geschmacke sind an manchen Stellen Blumen angebracht. — Im Laufe des Tages kamen Jägermeister

Balaschoff und Herr Tardan, um uns den Ostergruß zu bringen. Sie brachten uns als schönstes Ostergeschenk folgendes Telegramm I. M. der Kaiserin: „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zu dem frohen Tage! Übermitteln Sie bitte dem ganzen medizinischen Personal, Schwestern und Verwundeten, meinen Gruß und meine besten Glückwünsche. Ich bin im Geiste mit Ihnen allen!"

29. März. Die Japaner sind wahre Gentlemen, sie haben uns gestern den ganzen Tag und die ganze Nacht in voller Ruhe gelassen. So wurde uns der große Festtag nicht durch Blutvergießen entweiht! Unser Geschwader ist heute morgen ausgelaufen. Es verbreitete sich das Gerücht, daß sie drei japanische Kreuzer in den Grund bohren wollten, die sich irgendwo in der Nähe an einer Sandbank festgefahren hätten. Bei ihrer Rückkehr erfuhren wir aber, daß gar nichts los gewesen sei.

30. März. Heute habe ich Nachtwache. Es sind nicht viel Kranke da; aber drei sehr schwere Fälle. Petschenko leidet immer noch. Er ist bei voller Besinnung, aber er sieht ganz verfallen aus. Unter dem Schorf auf seinem Körper haben sich lauter Schwären gebildet, die einen unerträglichen Geruch ausströmen. Lazarew hat Blutvergiftung und ringt mit dem Tod. Bei Tomiak sind die Ärzte immer noch im Zweifel, ob der Fuß amputiert werden soll, oder nicht. — In der Nacht hören wir einen Angriff der Brander. Gegen 9 Uhr abends tönen ferne Schüsse, die aber bald aufhören. Mit der frühesten Morgendämmerung beginnt das Schießen von neuem, aber diesmal ist es näher. — Ich steige aufs Deck. Der Kreuzer „Bajan" hatte schon die Anker gelichtet. Die Kutter schleppen ihn auf die äußere Reede. Auch die anderen Schiffe be-

reiten sich zum Auslaufen vor; alle sind unter Dampf. Eine Stunde später ist unser Geschwader bereits außer Sicht; es ist hinter den Bergen verschwunden, von wo man schweres Donnerrollen zu vernehmen meint. Die Seeschlacht hat begonnen.

31. März. Nach dem Frühstück steige ich herunter, um Verbandmaterial zu sterilisieren, da erfahre ich, daß die „Mongolia" unter Dampf gehen wird. Sie hat gestern abend schon den Befehl bekommen, sich bereit zu halten. Unsere Matrosen vom „Retwitsan" beobachten eifrig die Signale auf dem goldenen Berge, die den Abfahrtsbefehl anzeigen sollen. Aber man scheint das Vorhandensein eines Schifflazarettes vergessen zu haben, denn wir erhalten kein Zeichen. — Wir alle erwarten ungeduldig und aufgeregt, daß wir auch einmal unseren Platz verlassen werden. Endlich wird unser Wunsch erfüllt; die „Mongolia" fängt an, sich zu bewegen; man hört deutlich das Plätschern im Wasser, als der Anker gelichtet wird. — Ich eile auf Deck und bleibe erstaunt stehen, denn wir rühren uns nicht von der Stelle. „Schwester," fragte der Student K., „haben Sie die furchtbare Explosion auf dem Meere gehört?" — In dem Moment fiel ein großer Splitter oder ein Geschoß in der Nähe unseres Schiffes nieder und gleich darauf ertönte eine zweite noch stärkere Explosion. Langsam werden auf dem goldenen Berge die Fahnen aufgezogen. „Sehen Sie," riefen entsetzt die Matrosen auf der Kommandobrücke, „Makaroff ist tot! Der „Petropavlovsk" ist untergegangen!" — Und sie zeigen aufgeregt nach dem Signalmaste, dessen Flaggen den Untergang des Admirals und seines Schiffes bedeuten sollten. — Natürlich glaubt niemand dieser Erklärung; die Signalisten haben sich schon oft geirrt; aber trotzdem überkommt uns eine trübe Vor-

ahnung und ängstlich heften wir unsere Blicke auf die äußere Reede. In diesem Augenblicke erscheint am Eingang der inneren Reede ein dunkles großes Ungeheuer: ein Panzerschiff. — Mit einem Schlage sind alle Vorgefühle verschwunden. Tausendstimmiges Freudengeschrei erschüttert die Luft: „Da ist der „Petropavlovsk". Wir wußten es ja! Er ist nicht untergegangen!" — Als sich aber das Panzerschiff, langsam auf eine Seite geneigt, näherte, sahen wir, daß es die „Pobjeda" und nicht der „Petropavlovsk" war. — Nach einander kommen alle Schiffe zurück, nur das so sehnsüchtig erwartete ist nicht dabei. — Die Signalisten haben recht gehabt: der „Petropavlovsk" ist untergegangen! — Aber sind denn wirklich alle verloren, Makaroff und die vielen, vielen Menschen? Ist es nicht gelungen, sie zu retten? Noch hatte ich kaum an das alles denken können, als der Torpedo „Geidamok" an der „Mongolia" anlegte mit 40 Personen, die von dem „Petropavlovsk" gerettet wurden. „Wie ist das Panzerschiff untergegangen?" fragt unser Oberarzt den Kapitän. — „Fürchterlich und unerwartet für uns alle!" antwortete dieser. „Zuerst sah man an der Spitze des Panzers eine riesige Wassersäule, gleich darauf vernahm man einen leichten Lärm wie von einer Explosion. Wir glaubten, es sei eine Unterwassermine. — Unmittelbar darauf folgte die zweite stärkere Explosion. Die ganze Mitte des großen Schiffes schien eine riesige Flamme, von der eine dunkelbraune Rauchwolke aufstieg, der hintere Teil flog in die Luft, die Schrauben lösten sich los und wirbelten unaufhaltsam, und zwei Minuten später war der „Petropavlovsk" nicht mehr! — An der Stelle, wo er verschwunden, war das Wasser trübe, und eine Masse von Trümmern trieben umher, zwischen welchen

Menschen um ihr Leben kämpften." — „Und unser Held, unser Makaroff?" — „Untergegangen," war die Antwort, „und mit ihm sein ganzer Stab." — Unser Oberarzt ist in Tränen, sein Vetter, Konstantin v. Schulz, ist ebenfalls dieser Katastrophe zum Opfer gefallen. Noch gestern hatte er mit ihm gesprochen, und nun erfuhr er heute sein trauriges Ende. — Unsere Gesichter sind kreideweiß, unsere Stimmung ist nicht zu beschreiben in diesem Augenblicke. Wir möchten weinen, wir suchen uns klar zu machen, was geschehen ist; aber wir haben keine Zeit, uns Gedanken hinzugeben. Wir müssen unsere Pflicht tun; uns selbst vergessen, und anderen helfen! — Die nicht verwundeten Geretteten werden gleich in die Abteilung geschafft, wo sie ein warmes Bett, Wein und Essen erwartet. Die Verbrühten kommen in die Operationssäle und die Verbandszimmer. Ungeachtet ihres schrecklichen Zustandes wollen sie alles erzählen: „Schade," sagen sie traurig, „Großväterchen Makaroff war uns ein wirklicher Vater! Einige von ihnen haben seinen Tod gesehen. Er stand auf der Kommandobrücke, und bei der ersten Explosion riß ein Splitter seinen Kopf ab. Blutüberströmt rollte er aufs Deck." — „Wenn Sie nur wüßten," erzählten die Unglücklichen, „was wir für Mühe gehabt haben, uns zu retten, denn es gab nur wenig Rettungsgürtel. Zwanzig Menschen stürzten sich auf einen, um den erbittert und rücksichtslos gerungen wurde. Jammernd rief man nach der „Mongolia"! Warum sind Sie nicht gekommen? Wieviel mehr Menschenleben wären gerettet worden!" — Um 2 Uhr nachmittags bringt man uns den Kapitän des „Petropavlovsk", Jakoblew, mit verbundenem Kopf. Er war durch den langen Aufenthalt im kalten Wasser erstarrt. Trotzdem ist er bei Bewußtsein und unendlich geduldig.

Für jede Kleinigkeit dankt er uns. In den Operationssaal gebracht, zeigt es sich, daß er zerbrochene Rippen und eine Lungenentzündung davongetragen hat. — Eine Stunde später bringt man uns noch einen Geretteten: Mitschman Schmidt, der von Gasen vergiftet ist. Sein jüngerer Bruder ist heute umgekommen. Er fragt nach ihm, sobald er zum Bewußtsein kommt. Die Schwester beruhigt ihn: „Er ist im Uferhospital und hat ebenso eine Gasvergiftung wie Sie." — Es ist erstaunlich, daß die Japaner nicht ihren Vorteil wahrnehmen und einen Angriff auf die verwaiste Flotte machen! — Gegen Abend bricht ein rasender Sturm los — Taifun! — Die „Mongolia" wird hin und her geworfen. Der Wind zerrt an den Ankerketten, als ob er das Schiff losreißen und in das wütende Meer hinausschleudern wollte, das heute so unerwartet und grausam unseren Helden ein kaltes Grab bereitete.

1. April. Die Matrosen des „Petropavlovsk" fühlen sich wohl, und sind von neuem bereit, ihr Vaterland mit starker Seele zu verteidigen, trotz der gestrigen grauenhaften Katastrophe und des Taifuns. „Nur tut es weh, unser Großväterchen zu vermissen; ohne ihn sind wir sicher verloren," seufzen sie. — Da fällt mir ein, daß auch der Großfürst Cyrill Wladimirowitsch auf dem „Petropavlovsk" war und auf meine Frage wird mir erzählt, daß er durch den Luftdruck ins Meer geschleudert wurde. Am Kopf verwundet, hielt er sich nur mit großer Mühe auf der Oberfläche des Wassers. „Als wir ihn bemerkten, baten wir ihn, sich auf einer eben angekommenen Schaluppe zu retten, aber er rief uns zu, wir sollten uns zuerst in Sicherheit bringen; er halte es noch aus! Bald nahm ein Torpedoboot den vor Kälte Erstarrten auf. Die Katastrophe hat einen großen Eindruck auf ihn gemacht, denn man sah ihn

bitterlich weinen!" — Um 11 Uhr morgens bringt man uns vom „Bajan" einen schwer verwundeten Matrosen, Namens Mesinew. Er ist bei vollem Bewußtsein, und trotz seiner Schwäche schildert er uns den Untergang des Torpedos „Straschny", zu dem er gehörte. — Ich schrieb wörtlich auf, was er mir erzählte: „Vorgestern, am 30. März, um 7 Uhr abends, liefen der „Straschny" und noch einige andere Torpedoboote aus der inneren Reede, um zu rekognoszieren. Da wir die gleiche Richtung wie die japanischen Schiffe hatten, faßten unsere Befehlshaber den Entschluß, sie in der Nacht anzugreifen. Aber gegen 10 Uhr schlug das Wetter derart um, daß wir den Feind erst bemerken konnten, als er dicht vor uns war. — Ein undurchdringlicher Nebel und ein starker Regen überfiel uns. Mit angestrengter Aufmerksamkeit versuchten wir den uns einhüllenden Nebel zu durchdringen, der allmählich gegen Mitternacht so stark wurde, daß wir von einem Torpedo kaum ein anderes sehen konnten. So kam es, daß der „Straschny" sich verirrte. Kapitän Jurasowsky beschloß, den Kurs wieder gegen Port Arthur zu wenden. Da bemerkten wir gegen zwei Uhr in der Nacht Feuerschein auf dem Meere. Wir glaubten, ein Detachement unserer Torpedos werde angegriffen, und fuhren hin, um sie zu unterstützen. — Als es heller wurde, befahl unser Kommandeur, den Appell ertönen zu lassen. Da grollte eine Salve zur Antwort, und bald konnten wir sechs feindliche Torpedos und zwei Kreuzer mit je zwei Schornsteinen unterscheiden, die uns unbarmherzig mit Schüssen überschütteten. Das Gefecht war unhaltbar, so daß wir uns mit Volldampf nach Port Arthur zurückwandten. Der Feind aber holte uns ein und setzte die Beschießung fort. Kapitän Jurasowsky wurde von einer sechszölligen Granate in Stücke

zerrissen. — Eine zweite Granate vernichtete die Kanone und verstümmelte mehrere Mann. In immer kürzeren Zwischenräumen schickten die Japaner ein Geschoß nach dem anderen. Das ganze Deck war mit Toten und Verwundeten bedeckt, die Maschine des „Straschny" aber arbeitete weiter; noch verloren wir nicht die Hoffnung auf Rettung! — Die Besatzung schmolz immer mehr zusammen. — Nach dem Tode Jurasowskys übernahm Leutnant Maleyeff das Kommando. Mit seltener Energie gab er seine Anordnungen, sprach uns allen Mut ein, dem unvermeidlichen Tode trotzig ins Antlitz sehend. — Das Meer kochte von all den ringsum explodierenden Geschossen. Mitschman Akinfiyeff stürzte mit einem Schuß in der Seite zu Boden. Jetzt schickte Leutnant Maleyeff von dem hinteren Teil des Schiffes eine Mine in den feindlichen Kreuzer. Er erreichte seinen Zweck. Der Kreuzer neigte sich stark auf die eine Seite, um dann zurückzubleiben. Ein anderer Kreuzer und zwei Torpedo nähern sich ihm. — In diesem Augenblicke verschlimmerte sich unsere Situation. Der Mineur Tscherepanoff stürzte sich auf den zweiten Apparat; aber bevor er noch Zeit hatte, die Mine vom Stapel zu lassen, schlug ein feindliches Geschoß in den Apparat ein, und brachte die Mine noch in demselben zum Explodieren. Man kann sich keinen Begriff von dem entsetzlichen Resultat dieser doppelten Explosion machen! Der junge Ingenieur-Mechaniker Dmitriew wurde in zwei Teile auseinandergerissen. Alle Umstehenden wurden weggefegt und die Maschine zertrümmert. Die japanischen Schiffe hielten an, um den „Straschny" vollends zu vernichten. Ein neues Geschoß schlug unter der Wasserlinie ein und tötete den schon verwundeten Mitschman Akinfiyeff. Leutnant Maleyeff sah ein, daß keine Rettung mehr möglich

war, und daß die Augenblicke des „Straschny" gezählt seien. Seine Energie aber ließ nicht nach; er fuhr fort, uns zu ermutigen und anzufeuern. — „Brüder," rief er, „wir gehen zu grunde, aber wir ergeben uns nicht!" — Mit diesen Worten eilte er an die Mitrailleuse, die er selbst auf einem japanischen Brander erbeutet hatte, und eröffnete ein laufendes Feuer auf den Feind. — Er wollte sein Leben teuer verkaufen, der junge Maleyeff, sein Tod sollte den Japanern etwas kosten! Mit dem Feuer der Mitrailleuse gelingt es ihm, die Brücke eines Torpedos zu zertrümmern und den Schornstein eines anderen umzustürzen. — Erbost über einen solchen Widerstand, begann der Feind die Helden mit Salven zu überschütten. Der „Straschny" fuhr fort zu sinken. Ich sah, wie Maleyeff der Hut weggerissen und er am Kopfe verwundet wurde — ich sah ihn fallen. — Seine letzten Worte waren: „Brüder, rette sich wer kann!" — So erzählte der verwundete Matrose. Er selbst hatte sich ins Meer geworfen, der Kreuzer „Bayan" eilte zur Hilfe herbei und ließ sich ganz allein mit den Japanern in einen Kampf ein. Rettungsboote wurden herabgelassen und unter dem Hagel der Geschosse war es dem Erzählenden gelungen, sich mit vier anderen zu retten — als einzige Überlebende der großen Besatzung des „Straschny".

Am Tage fuhren die Schwester Dmitrusenka und ich in die Altstadt, um uns den schrecklichen Eindrücken von gestern etwas zu entreißen. Aber nur noch mehr sollte dieser Ausflug unsere ohnehin tiefbetrübte Stimmung verdüstern, denn plötzlich hören wir in der Ferne weiche, traurige Motive des Chopinschen Trauermarsches. Man trägt die sterblichen Überreste der Helden des „Petropavlovsk" zu Grabe! Im Tiefsten erschüttert bleiben wir stehen und erwarten

die Prozession. Das Orchester schweigt, und nun ertönen die klaren Stimmen geistlicher Sänger. In ihren weiten, reichgestickten Gewändern schreiten sie langsam dahin, gefolgt von Priestern in weißem Ornate. Dann die lange stumme Reihe von Särgen, geschmückt mit Andreasfahnen und Blumen. Wir folgen dem Zug durch die holprigen, steinigen Straßen, an deren beiden Seiten Soldaten Spalier bilden. Sie feuern aus ihren Gewehren die Ehrensalven ab und geben den toten Kameraden das Geleite zum Friedhof. Unter dem Trauerchor der Sänger werden die Särge in die Erde gesenkt. Noch einmal schallen die Ehrensalven — ein Gruß derer, die dem Leiden und dem Tod entgegengingen, an die nun friedlich in der Erde Ruhenden — und schweigsam zerstreut sich die Menge. — Die Leiche Makaroffs ist noch nicht gefunden worden. Der unendliche Stille Ozean ist das riesenhafte Grab des großen Admirals. — Wir können seinen Verlust nicht verschmerzen. Was soll aus der Flotte werden ohne ihren Führer? Trotzdem Makaroff nur kurze Zeit den Befehl führte, hat er doch der Marine unendlichen Nutzen gebracht. Vor allen Dingen sorgte er für das schnelle Reparieren von Kriegsschiffen, zu welchem Zweck er viele Arbeiter hatte kommen lassen. Auch hat er unseren Matrosen das Schießen über den Horizont gelehrt, worin ihm wiederum die Japaner Lehrmeister waren. Port Arthur hatte nämlich bisher für unantastbar gegolten, und man hatte geglaubt, daß das Geschwader im Hafen nicht angreifbar sei. Nun kann man sich das Erstaunen der Einwohner denken, als die Japaner am 26. Januar zuerst bewiesen, daß man auch über die Berge hinweg schießen könne.

Der Kaiser wurde telegraphisch von dem Unglück

benachrichtigt, und noch am selben Abend traf die Antwort ein, daß Roschdestwensky zum Nachfolger Makaroffs ernannt sei. Alles lobt ihn.

2. April. Der starke Taifun hat den Anker der „Mongolia" losgerissen und sie zwischen zwei Panzerschiffe getrieben, wo man sie auch ruhig stehen ließ — aus welchem Grunde, weiß ich nicht. Die ganze Nacht hindurch hörten wir das ferne Getöse des Geschützes. Um acht Uhr morgens sehe ich von der Kommandobrücke aus am Horizonte die japanische Flotte stolz auf und ab fahren. Zwischen zehn und elf Uhr will unser Oberarzt eine unbedeutende Operation vornehmen. Man hat den Kranken schon in das Operationszimmer gebracht, ich nehme gerade im Materialzimmer das Verbandzeug aus dem Sterilisator, da ertönt plötzlich eine Explosion oder ein Schuß, und grelles Licht blendet mich. Ich eile auf das Deck. Es zeigt sich, daß es der erste zwölfzöllige Gruß war, den unser „Periswiet" abschickte. Zwei Schritte von der „Mongolia" steigt auf einmal eine weiße Wassersäule auf, die von dem Falle eines unexplodierten zwölfzölligen Geschosses verursacht wurde. Die Japaner sind ein höflicher Menschenschlag und ermangeln nicht, uns unsere Grüße in großer Anzahl zu erwidern. Das Bombardement hat angefangen. Dieses Mal ist unsere Lage nicht zu beneiden. Bisher standen wir immer in einer gewissen Entfernung vom Geschwader, aber heute sind wir gerade in der Mitte. Im Operationszimmer sind alle Fenster von der Erschütterung klirrend zersprungen; die Operation wird selbstverständlich aufgeschoben. Ich gehe in die Krankenabteilung. Dort empfängt mich Jammern und Klagen, die Furcht vor etwa einschlagenden Geschossen läßt alle erzittern. Auf meinen tröstlichen Zuspruch, daß sie ja im Kampfe

tausendmal den Granatensplittern ausgesetzt gewesen seien, bekomme ich die Antwort, daß es ein Leichtes sei, von seinem Posten aus dem Tode ins Auge zu sehen, wenn die Arbeit ablenkt, während man auf dem Krankenbette nur an sich und die Gefahr denke. Aus allen Betten tönt die seufzende Frage, weshalb man sie nicht in die Heimat schaffen ließe, da doch täglich Sanitärzüge gingen. Dort stirbt es sich leichter und ruhiger! Mein Trost reicht nicht aus für die Armen, und die kleinen Näschereien, die ich ihnen gebe, um sie ein wenig zu zerstreuen, bringen kaum ein Lächeln auf ihr Antlitz. Ich gehe zum Kapitän Jakoblew. Es geht ihm etwas besser, doch ist er noch in Lebensgefahr. Kaum bin ich bei ihm eingetreten, als eine starke Explosion ertönt. Die „Mongolia" zittert, und kracht in ihren Fugen. „Schwester," sagt der Kapitän, „ein Geschoß hat wahrscheinlich das Schiff getroffen." — Ich steige auf das Deck. Die „Mongolia" ist noch heil und ganz. — Das Geschoß ist ganz dicht an der Seite explodiert. Dr. P. sitzt auf dem Verdecke, sieht auf seine Uhr, und zählt die feindlichen Schüsse. In der Ferne saust ein Geschoß! — „Das 65ste," sagt der Doktor. — Das durchdringende Zischen und Pfeifen kommt rapid näher, — jetzt saust die Granate über unsere Köpfe dahin, und schlägt 30 Schritte hinter uns ins Wasser. Sie explodiert, und ihre Splitter fliegen nach allen Seiten. — Gegen 1 Uhr hört das Schießen auf. Man sagt, eines unserer Geschosse habe einen feindlichen Kreuzer getroffen, der sich sogleich auf die Seite senkte. Er wurde ins Schlepptau genommen, und von den anderen Schiffen umringt. — Man brachte uns zwei leicht Verwundete. — Abends kommt der Statthalter Alexejew auf die „Mongolia". Er war ganz ungehalten darüber, uns zwischen Panzerschiffen zu

finden, und gab Befehl, uns auf einen weniger gefährlichen Platz zu bringen.

3. April. Der Kreuzer „Pallada" ist repariert worden, und hat das Dock verlassen. Gegen 11 Uhr nimmt die „Mongolia" ihre neue Stelle am Fuße des goldenen Berges ein. Auf ihrem Wege stößt sie ungeschickterweise mit der „Pallada" zusammen, und man sagt, daß wir sie beschädigt haben.

Heute sind in Port Arthur noch 850 Arbeiter eingetroffen.

Am Horizonte stolziert noch immer die japanische Flotte auf und ab.

4. April. Es ist ein neuer Befehl ergangen, die „Mongolia" wieder an ihrem früheren Platz vor der Eisenbahnstation und dem Wachtelhügel aufzustellen. Die arme „Mongolia"! Sie ist aller Welt im Wege! — Heute kam Herr P., ein Herr aus dem Gefolge Alexejews. Er zeigte uns vier Photographien von dem Untergang des „Petropavlovsk". Das erste Bild zeigt eine kolossale Explosion an der Spitze des Panzerschiffes. Auf dem zweiten sieht man das zur Hälfte versunkene Schiff. Auf dem dritten: ein kleiner Teil davon, kaum noch zu sehen, und das vierte ist nichts wie ein trüber Flecken auf dem Meere mit einer Rauchwolke. — „Erinnern Sie sich," sagte Herr P., „als Wereschtschagin mit mir die „Mongolia" besichtigte, und so froh war über Makaroffs Versprechen, ihn mit in einen Kampf zu nehmen? Der Admiral hat sein Wort gehalten, und Wereschtschagin ist zeichnend untergegangen. Sie sind beide in der Arbeit gestorben! Der große Makaroff und der große Wereschtschagin!

7. April. Heute eröffnete eine unserer Uferbatterien das Feuer auf ein umgestürztes Schiff am Horizonte, das man für ein feindliches Unterseeboot

hielt. Es war aber nichts anderes als die Schaluppe des „Petropavlovsk", die aufgestiegen war. Abends kam der Bruder vom Hauptbevollmächtigten des Roten Kreuzes bei Kuropatkins Armee, Herr W. W. Alexandrowski, um die „Mongolia" zu besichtigen. Er ist nur auf kurze Zeit hier, um Holz für Feldlazarette einzukaufen.

Es wurde uns berichtet, daß der Oberarzt des „Bajan" in Epilepsie verfallen ist infolge einer Gehirnerschütterung, die er am 31. März davontrug.

8. April. Heute fuhren die Schwester Isidorowa und ich in die Altstadt. Nachdem wir angelegt und die bewußte Steintreppe hinaufgeklettert waren, gingen wir nach dem steinernen Tor, das zum Dock führt. An dem Tore steht eine Wache und mustert uns von Kopf zu Fuße. Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß wir keine japanischen Spione seien, ließ sie uns ein. Als wir an der Stelle vorübergingen, wo sonst der „Petropavlovsk" gelegen hatte, seufzen wir unwillkürlich tief auf. Im Dock stehen der „Cesarewitsch", „Sewastopol" und „Retwitsan". Die Kanone für zwölfzöllige Geschütze ist vom „Sewastopol" abgenommen, da das Gestell zerbrochen ist. Die Kanone ist ans Ufer gebracht worden; aber an ihrer Stelle hat man eine hölzerne Röhre an die Mündung des Schiffes gelegt, um die Japaner zu täuschen. Drei Torpedos und ein Minenkutter sind in Reparatur. Es sind ungefähr 1500 Matrosen in dem Dock beschäftigt, die noch von Chinesen unterstützt werden, und die Tag und Nacht arbeiten. — Auf dem Rückwege erblickten wir auf dem goldenen Berg ein ganz neues unbekanntes Signal, und wir erfuhren auf der „Mongolia", daß diese Fahne den Untergang von einem Offizier und dreißig Matrosen bedeutete, die unvor-

sichtigerweise auf Unterwasserminen geraten waren. Es ist nun schon einigemal vorgekommen, daß die Leute durch ihre eigene Schuld verunglücken. — So fanden an dem Tage vor Ostern zwölf Matrosen eine feindliche Mine, und beschlossen, sie ihren Offizieren zum Feste zu schenken. Zwei wollten nicht mitmachen, aber die übrigen zehn fingen an, die Mine fortzuschleifen. Sie explodierte, und riß sämtliche Beteiligte in Stücke.

9. April. Heute sind unsere Schwestern nach der Minenstadt gefahren, um sie zu besichtigen. Als sie auf den Berg stiegen, sahen sie deutlich am Horizont ein weißes Schiff. Die Batterie gab einen Schuß darauf ab; zwei diensttuende Torpedos nahmen es zwischen sich, und führten es in die innere Reede. Am Abend erfuhren wir, daß das Schiff englischen Korrespondenten gehörte. Sie wiesen ihre Papiere vor, worauf man sie wieder in Freiheit setzte.

10. April. Die Chinesen sagen voraus, daß die Japaner in den nächsten Tagen einen heftigen Angriff wagen würden.

11. April. Auf dem Lahoteschanhügel sind zwei weittreffende Kanonen aufgestellt. Alle Batterien sind in vollster Tätigkeit. Neulich traf ein Hauptmann-Ingenieur Meller ein, der unsere Kanonenmündungen höher stellte, wodurch der Winkel der Schußweite vergrößert wurde. Eben ist er damit beschäftigt, Unterseeboote zu konstruieren. Die Japaner sind überzeugt davon, daß wir solche schon besitzen, während wir unsrerseits dasselbe von ihnen glauben.

13. April. Ein Dampfer der ostchinesischen Bahngesellschaft ist auf eine Mine gestoßen und gesunken. Es geht ein Gerücht, daß die Japaner eine Landung bei Port Arthur beabsichtigen, und daß sogar ein

ganzer Truppentransport auf eine Mine aufgestoßen und untergegangen sei.

14. April. Der arme Lazarew lebt immer noch. Man hat jetzt einen komplizierten Bruch des Fußes bei ihm entdeckt. Außerdem brechen täglich neue Geschwüre bei ihm aus, die aufgeschnitten werden müssen, so daß sein Körper eine einzige große Wunde bildet. Heute morgen wurde einer der Geretteten vom „Petropavlovsk", Prokofi-Pistilow, operiert. Die Ärzte glauben, daß auch er Blutvergiftung hat.

15. April. Um 1 Uhr nachts hört man einen Kanonenschuß, dem sieben andere folgen. — Dann tritt Stille ein. — Wir fiebern nach Nachrichten, und erfahren dann, daß unsere Batterien unsere eigenen Torpedos nicht erkannt und beschossen haben. — Glücklicherweise sind alle Geschosse fehlgegangen.

16. April. Es ist erstaunlich, wie weit die Arbeiten auf unseren Batterien fortgeschritten sind seit dem Beginn des Krieges. — In der Nacht haben feindliche Torpedos vor Port Arthur Minen ins Meer versenkt.

17. April. Heute habe ich wieder Nachtwache. Als ich die Krankenabteilung betrat, war alles still und ruhig. Aber gegen 1 Uhr fing Lazarew an zu stöhnen und über seine unerträglichen Schmerzen zu klagen. Um ihn zu beruhigen, spritzte ich ihm mit Erlaubnis des Arztes Morphium ein, worauf er bald einschlief. Als er wieder erwachte, verfiel er in einen Krampfanfall; seine Augen verglasten sich, und ich glaubte, daß er nun sterben würde. Ich schickte zum Doktor, der noch eine Einspritzung verordnete. Nach einer halben Stunde erholte er sich etwas; aber nun begann er zu phantasieren und mit erschütternder Stimme zu singen:

„Vaterland, mein liebes Vaterland!" Lazarew fürchtet sich vor dem Tode, aber er fühlt doch, daß er nicht mehr lange leben wird.

18. April. Heute werden die neuen Kanonen auf den Batterien probiert. Nun sind es schon achtzehn Tage her, daß der „Petropavlovsk" untergegangen ist, und unser Geschwader zum letztenmal auslief. Während dieser Zeit haben die Japaner die Gewässer um Port Arthur tüchtig unterminiert. Außer den feindlichen, haben wir auch viel eigene Minen im Meere. — Die Minen werden durch einen Anker, an den sie mit einem Strick gebunden werden, unter der Oberfläche des Wassers festgehalten. Unsere Seeleute glauben nun, daß sie niemals ihre Stellung verändern. Es kommt jedoch sehr oft vor, daß sie sich losreißen, und frei auf dem Meere umhertreiben. Solche sogenannte „schwimmende" Minen explodieren sofort, wenn sie an irgend einen festen Gegenstand stoßen, und wir haben solche entfernten Explosionen schon oft für Kanonenschüsse gehalten.

19. April. Heute habe ich den ganzen Tag bei den Kranken zugebracht, mit Ausnahme des Morgens, wo ich immer im Materialzimmer beschäftigt bin. — Peter Petschenkos Gesicht ist wieder ganz klar geworden, die Wunden an seinen Füßen sind vernarbt. Nur wird er unglücklicherweise die rechte Hand gar nicht mehr, und die linke auch nur schwer zum Arbeiten gebrauchen können. Er ist durch die schwere Krankheit wie ein Kind geworden und nascht den ganzen Tag Nüsse.

20. April. Gegen 1 Uhr nachts war es uns, als hörten wir entfernte Kanonenschüsse. Ich lauschte angestrengt; die Schüsse werden immer deutlicher. Ich kleide mich an, und gehe auf das Deck. Trotz des

eisigen Windes sind alle hier oben. Ich steige auf die Kommandobrücke. — Wie die leuchtenden Zauberaugen eines Ungetümes strahlen die Scheinwerfer von den Batterien herunter, die wie eine dunkle unbewegliche Masse daliegen; sie lassen ihre gigantischen Lichtströme auf dem Meere umherirren, um den Feind zu suchen. Endlich haben sie ihn gesichtet — fünf feindliche Torpedos. In einem Augenblicke speien die Batterien und die Küstendampfer „Gilak", „Gremaschtschi" und „Askold" tödliches Feuer auf die Japaner, die genötigt sind, sich zurückzuziehen. Ganz hinten am Horizont sehen wir das feindliche Geschwader. Ringsum blitzt es unaufhörlich, und der Donner der Geschütze rollt. — Blendend flimmern die einschlagenden und explodierenden Granaten. — Port Arthur zittert in seinen Grundfesten. Die Luft wird von Pulverdampf erfüllt! — Da plötzlich entlädt sich eine fürchterliche Explosion. Am Hafeneingang steigt eine kolossale Feuergarbe auf. Rings umher ertönt Freudengeschrei. Es ist der erste feindliche Brander, der brennend versinkt! Aber nicht lange wird der Kampf dadurch unterbrochen; auf einem unserer Panzerschiffe wird abermals Alarm geblasen. Vier japanische Brander nähern sich mit Volldampf dem Hafeneingang. Zwei von ihnen fahren auf unsere Minenversperrung und sinken augenblicklich; die beiden anderen werden mit allgemeinem tödlichen Feuer überschüttet. — Die Japaner wollen um jeden Preis den Hafeneingang sperren; sie haben nicht genug an dem Verluste von fünf Schiffen. Gegen 3 Uhr nachts schicken sie neue Brander aus, um das heldenmütige Port Arthur abermals anzugreifen. Wer nicht dabei war, kann sich keinen Begriff von dieser denkwürdigen Nacht machen; was für eine Hölle von

Feuer, und welches Schießen, Zischen und Krachen Port Arthur erschütterte! — Dazwischen sausten die Geschosse der Revolverkanonen und knatterten die Gewehrsalven. Die Besatzung der Brander, die sich auf Schaluppen retten wollte, wurde vernichtet. Es wird kaum einer von ihnen zum Geschwader zurückgekehrt sein! Es ist merkwürdig, wie nah sich der Feind heranwagt, trotz unseres ununterbrochenen Feuerregens. Es ist aber auch sehr schwer, auf diese Brander zu zielen, da sie sich ungewöhnlich schnell bewegen. Sobald ein Brander sinkt, läßt seine Besatzung eine Rakete aufsteigen, und auf dies Zeichen kommt ein anderer und nimmt seine Stelle ein!

Gegen 4 Uhr morgens werden unsere Studenten auf einer Schaluppe nach Verwundeten ausgesandt. Eine Stunde später kommen sie zurück, und es stellt sich heraus, daß wir heute während der ganzen Nacht weder Verwundete noch Tote gehabt haben. Für die Japaner ist der Kampf blutiger verlaufen, obgleich wir über ihre Verluste nicht genau orientiert sind. Zwei schwer verwundete Offiziere sowie acht Gemeine sind gefangen genommen. Drei schwer Verwundete sind schon gestorben; außerdem sind noch neun Gesunde zu Gefangenen gemacht. Durch Fragen erfuhr man von ihnen, daß die Brander aus einem koreanischen Hafen stammten. — Auf die „Mongolia" waren nur drei Japaner gekommen: zwei Gemeine und ein Ingenieur-Mechaniker. Sie sind schwer verwundet. Dem einen sind drei Bajonettstiche durch die Brust gedrungen, der Schädel ist zerschmettert und die Hände und Füße sind ganz zertrümmert. Eine Stunde später stirbt er.

Wir hören, daß Alexejew selbst von den Küstendampfern aus die Verteidigung und die Angriffe geleitet habe. — Neun Brander und zwei Torpedos haben

wir heute nacht zum Sinken gebracht, und der Hafenausgang ist nach wie vor frei!

Heute kam der Premierleutnant N., um die Japaner zu besuchen. Er glaubte mit ihnen sprechen zu können; aber sie geben ihm keine Antwort. — Der Premierleutnant erzählt, daß er auf einem Brander in der Morgendämmerung mit seinen Soldaten auf Trümmer der gesunkenen feindlichen Schiffe stieß. Als sie an einem dieser japanischen Brander anlegten, und mit Mühe das Deck bestiegen hatten, hörten sie plötzlich irgendwo her Schüsse in unregelmäßigen Zwischenräumen. Sofort warfen sie sich in die verschiedenen Kajüten, um den versteckten Feind zu suchen — aber nichts war zu sehen. Erst im untersten Schiffsraum fanden sie schwer verwundete Japaner, die sich trotz ihres unglücklichen Zustandes zu verteidigen suchten. Das Einhaltsgebot des Offiziers nützte nichts — wie die Bestien stürzten sich die Soldaten auf die Verwundeten, und töteten, was irgend noch atmete. Ein trauriges Beispiel für die Verrohung durch den Krieg! — Der Anblick von Blut verwandelt die Menschen in wilde Tiere. Ein schwer verwundeter Japaner lag in einer Blutlache. Die Soldaten hätten ihn gewiß nicht bemerkt, wenn ihnen der Liegende nicht eine Faust gemacht hätte. Erbost über diese Drohung greift einer der Soldaten zum Bajonett. — Der Japaner kann sich nicht wehren und bittet durch Zeichen flehentlich um sein Leben. Der Soldat aber hört nicht auf ihn, und tötet den Verwundeten auf der Stelle.

Man kann sich nicht vorstellen, wie schwer und selten sich die Japaner ergeben. Sie sterben tausendmal lieber, als in die Hände des Feindes zu fallen. Ein japanischer Offizier, der heute morgen zwischen zwei Wachen durch das steinerne Tor am Dock geführt

wurde, entriß seinem Begleiter plötzlich einen Revolver und versuchte ihn zu erschießen. Es war riesig schwer, ihn zu beruhigen.

Kapitän C. erzählte mir heute ein kleines Ereignis, das deutlich die Hartnäckigkeit unserer Feinde zeigt. — „Eine Schaluppe mit geretteten Japanern legte am Ufer an. — Unter ihnen befand sich ein Offizier, der sich sogleich hinter einen Stein verschanzte, und sofort auf uns zu feuern begann. Man konnte ihn nicht bewältigen, sondern war gezwungen, ihn zu erschießen." — Eine andere Schaluppe mit einigen nackten, hungrigen und ermatteten Japanern langte ebenfalls am Ufer an. Unsere Schützen eilten hinzu, um ihnen zu helfen. Aber die Japaner verschmähten die Hilfe des Feindes, stießen wieder ins Meer, und man sah, wie sie sich dort selber umbrachten.

Premierleutnant N. ist überzeugt davon, daß der größte Teil der Besatzung der japanischen Brander betrunken war, denn nach der Meinung der Soldaten betäubt die Trunkenheit das Gefühl der Furcht, und hilft, dem Tode kaltblütig ins Auge zu schauen. Unsere japanischen Gefangenen haben eine Kajüte für sich allein erhalten, vor deren Tür eine Wache steht. Einer von ihnen kann einige englische Worte, aber es ist schwer, mit ihm zu sprechen, da er von dem Lärm heute nacht noch ganz taub ist. — Wir müssen uns schriftlich verständigen. Als ich das Zimmer verlassen wollte, deutete er mehreremal auf mein rotes Kreuz und sagte dazu: „Herosi! Oriento!" Das bedeutet „gut" und „danke". Er wollte sich wohl für die Pflege erkenntlich zeigen. — Ich habe viel Mitgefühl mit den Japanern! Wieviel Willensstärke und Heroismus gehört dazu, auf einem solchen Brander dem unvermeidlichen Tode entgegen zu fahren!

21. April. Heute wurden die Masten der untergegangenen Brander gesprengt.

22. April. Kapitän Jakoblew ist wieder völlig hergestellt. Heute morgen fährt er mit dem Sanitätszug nach Petersburg ab. — Der schwer verwundete Mitschman Sayef reist ebenfalls. — Einer unserer Studenten wird beide begleiten, und unser Oberarzt wird sie zum Bahnhof bringen!

Gegen elf Uhr morgens steige ich auf die Kommandobrücke. Am Horizonte sehe ich deutlich einige riesige Panzerschiffe mit je drei Schornsteinen! Unsere Schiffe verständigen sich gegenseitig durch verschiedenfarbige Flaggen, die vom Maste auf dem goldenen Berge flattern. Wahrscheinlich wird wieder ein Bombardement erwartet.

Um 3 Uhr nachmittags kommt unser Oberarzt zurück. „Denken Sie," erzählte er uns, „Statthalter Alexejew ist mit seinem ganzen Stab auf allerhöchsten Befehl in einem Extrazug zu der aktiven Armee gefahren. Man erwartet jeden Tag, daß die Japaner die Eisenbahnlinie abschneiden, und somit die Verbindung mit Petersburg unterbrechen werden!"

Aus meiner Kajüte sehe ich auf den Wachtelhügel, an dessen Fuße rechts der chinesische Friedhof liegt. Heute morgen um neun Uhr brachte man dorthin vom Hafenhospital die Leichen von 26 Japanern, die fern der Heimat auf feindlicher Erde ihren Wunden erlegen waren, die sie in der großen Nacht des 20. April davontrugen. — Eine Menge Leute, die dem toten Feinde die letzten Ehren erweisen wollten, erwarteten den traurigen Zug. Vor dem Hospitale versammeln sich Soldaten der Kwantung-Besatzung mit ihrem Orchester am rechten Flügel. Beim Anblick der ersten Sänften präsentierten sie das Gewehr, und die Musik

begann zu spielen: „Kol slaven!“ (Seid gesegnet!) Als sich die Sänften mit den sterblichen Überresten der Helden auf dem Wege geordnet hatten und mit den japanischen Nationalflaggen bedeckt worden waren, setzte sich der Zug langsam in Bewegung und schritt unter den Klängen des Beerdigungsmarsches der Ruhestätte zu, die die Toten im Feindeslande finden sollten.

Es ist sonderbar, daß die Chinesen immer im voraus wissen, was die Japaner tun werden. Von jedem Bombardement und jeder Attacke haben sie schon gewußt, ehe sie ausgeführt wurden. — Jetzt sagen sie: „Meine und deine werden sterben am 24. April!“

Am Abend kam die Nachricht, daß wir von der Welt abgeschnitten worden sind. Port Arthur ist vom Lande und vom Meere aus belagert und wir stecken wie Mäuse in der Falle. — Der Krieg ist in ein ganz neues Stadium getreten.

In Bitzivo sind japanische Landungstransporte gesehen worden, und man entnimmt daraus, daß der Feind wahrscheinlich energisch vorzugehen beabsichtigt. — Aber wir alle sind davon überzeugt, daß, je mehr Japaner auf der Laotanghalbinsel landen, desto weniger ihre Heimat wiedersehen werden. — Um die Festung zu erreichen, muß der Feind die Landenge von Kintschao überschreiten, denn sie ist der Schlüssel zu Port Arthur. Es seien dort ausgezeichnete Befestigungen, und es wird die Japaner einige 10000 Mann kosten, ehe sie diese überwinden! — In der Nacht bringt man Kanonen von den Schiffen aufs Land!

23. April. Heute trifft folgender Befehl von Alexejew ein: „Da ich auf den allerhöchsten Befehl S. M. des Kaisers mich zur aktiven Armee begebe, erlasse ich hiermit die Verfügung, daß der Kontre-

admiral Withöft auf ungewisse Zeit mit dem Oberbefehl über die Flotte des Stillen Ozeans betraut wird und ihm das Recht erteilt ist, seine Flagge auf einem Panzerschiffe aufzuhissen. Die übrigen Mitglieder des Stabes behalten unter Withöft nach wie vor ihre Funktionen bei. Zu der Flotte des Stillen Ozeans werden alle Schiffe in Port Arthur gerechnet!"

24. April. In der Nacht bricht eine Feuersbrunst in der Stadt aus. Alles eilt auf Deck. Unser erster Gedanke war natürlich, daß die Japaner die Stadt angesteckt haben. Die Studenten fahren ans Land und kommen mit der Nachricht zurück, daß durch Unvorsichtigkeit eine Konditorei in Brand geraten sei.

Die Stadt Dalny ist von ihren Einwohnern verlassen worden. Die Leute von dort flüchten alle zu uns nach Port Arthur, ihren dortigen Besitz seinem Schicksal überlassend.

25. April. Heute trifft auf der „Mongolia" der Student Kuptschinsky ein, er ist ein Korrespondent der „Ruß". — Der Arme hatte nie gedacht, daß man so schnell die Verbindungen abschneiden würde. Die Belagerung ist nicht gerade vorteilhaft für seinen Geldbeutel; da er nun seine Artikel nicht mehr an seine Zeitung schicken kann. Er hat die Absicht, sich vorläufig als Korrespondent der Ortszeitung „Novi Krai" anstellen zu lassen.

26. April. Das ganze japanische Geschwader manövriert stolz am Horizonte hin und her. — Wir begreifen nicht, warum unsere Schiffe die innere Reede nicht verlassen. Man sollte wirklich glauben, sie hätten Wurzeln geschlagen!

Es verlautet, die Unseren hätten die Eisenbahnlinie gesprengt, damit die Japaner sie nicht für ihre Zwecke benutzen können. Ein japanischer Offizier soll

Alexejew gegenüber geäußert haben, daß die Brander um jeden Preis versuchen würden, den Hafen zu sperren.

Heute am Tage fuhr ich ans Land, ging an der Bahnstation und dem chinesischen Friedhof vorbei und erstieg den Wachtelhügel. Der Berg ist sehr steil und steinig, so daß ich manchmal auf allen Vieren vorwärts kriechen muß. Oben angekommen, befand ich mich gerade an einer Stelle, wo eine neue Batterie gebaut wurde. Die Arbeiter sind Matrosen und Chinesen. Bei der großen Hitze ist es ganz erstaunlich, mit welchem Eifer und Vergnügen sie zu Werke gehen. Eine Freude ist es, ihnen zuzusehen. — „Schwesterchen," redeten sie mich an, „wir werden die frechen Japaner schon nicht zu nahe kommen lassen!" — Auf dem Rückwege durch die Altstadt begegne ich einigen Soldaten und Matrosen, die Gestelle und Vorrichtungen für die Geschütze auf den Berg tragen. — Am Swodny-Spital muß ich mitleidsvoll denken, wie es wohl den armen Kranken zu Mute sein möge, wenn über ihren Köpfen hin und her geschossen wird. Alle zu kurzen Schüsse müssen notwendig in das Spital einschlagen! — Bei den Läden wundere ich mich über die vielen Käufer, die Eßwaren in großen Mengen erstehen. Da kam mir plötzlich die furchtbare Vorstellung einer möglichen Hungersnot. Ich dachte daran, daß die Provisionen schon anfangen zusammenzuschmelzen und wir bald Pökelfleisch zu essen bekommen werden! Ich nehme Konserven mit und beschließe, in den nächsten Tagen größere Einkäufe zu machen! — Ein Chinese soll mir meine Pakete zur Schampunka tragen, aber er biegt nach links anstatt nach rechts ab. Ich halte ihn an und versuche ihm verständlich zu machen, wohin er zu gehen habe. Natürlich versteht er kein Sterbenswörtchen, und ich

kann kein Chinesisch. Endlich scheint ihm ein Licht aufzugehen und er ändert die Richtung, schlägt aber ein so schnelles Tempo ein, daß ich atemlos hinter ihm herlaufe, um ihn zum Stehen zu bringen. Der dumme Kerl aber denkt, ich will ihn antreiben, und geht in Galopp über, bis sich schließlich ein Polizist dieser Hetzjagd erbarmt und dem Chinesen die Sache auseinandersetzt.

27. April. Im „Novi Krai" lese ich heute folgende Einzelheiten: Aus Bizivo wird gemeldet: Der Chef und das ganze Dienstpersonal haben eigenmächtig das Stadtrevier geräumt. Die telegraphische Verbindung wurde noch vor der Ankunft des Feindes abgebrochen. Der Gegner nähert sich auf der Mandarinenstraße, und auf der Straße von Anschilipo wurde seine Vorhut gesehen. In einem Talkessel nördlich davon kampierten 200 Japaner. — Im Norden des Kap „terminale" stehen dreißig Schiffe.

In diesen Tagen hat die japanische Vorhut die Wärter an der Eisenbahnlinie angegriffen. — Einer unserer Soldaten fiel verwundet hin. Als die Japaner sahen, daß er noch lebte, kamen sie wieder zurück und töteten ihn ganz.

Es ist erstaunlich, mit welchem Interesse die Chinesen die militärischen Vorgänge verfolgen. Selbst die Boys auf der „Mongolia" lassen sich eine chinesische Zeitung kommen und lesen sie am Abend zusammen. — Wenn jemand eine Neuigkeit erzählt, oder wenn von militärischen Dingen gesprochen wird, findet man sicher hinter den Türen lauschende Chinesen. Wenn wir einen Mißerfolg haben, glänzen ihre schadenfrohen Gesichter, während sie bei einem Unglück ganz trüb und traurig aussehen. — Der Belagerungszustand ist schon weit ernster geworden. Die Preise der Vorräte

sind sichtlich gestiegen. Ein Huhn kostet sechs Mark und 10 Eier 1 Mark. — Heute ist ein Verbot ergangen, Spirituosen an Privatpersonen zu verkaufen. Seit der Landkrieg bekannt gemacht wurde, ist das Wetter trüb und grau, ebenso wie unsere Stimmung, denn wenn es regnet, sind wir alle niedergeschlagen.

29. April. Von einer Schreckensnachricht werden wir geweckt: die Eisenbahnlinie ist gesprengt! Ich reibe mir die Augen und starre immer wieder hinüber. Nein, es ist kein Traum, neben der Station hält ein langer Eisenbahnzug! Wie konnte denn das nur geschehen? Bald kam die Erklärung, daß unsere eigenen Leute an der Bahnstrecke das Unglück angerichtet haben. Sie sahen am Horizont zwei japanische Warenschiffe und hielten sie in ihrer Schlauheit für Landungstransporte. In höchster Eile sprengten sie die Station in die Luft, um dann Hals über Kopf durchzugehen. Die Zeit reichte gerade noch, die Telegraphen zu zerstören. Sie waren halb tot vor Angst, in die Hände der japanischen Erstürmer zu fallen, die glücklicherweise nur Gebilde ihrer regen Phantasie waren. — Aber etwas Gutes hatte der Schreck doch zur Folge; denn an den Batterien war noch nie so viel gearbeitet worden, wie seit der eingebildeten Belagerung. In den letzten drei Tagen war mehr zustande gekommen, als in der ganzen Zeit seit dem Ausbruche des Krieges! — Die Generäle Stössel und Smirnew beschleunigen noch die Arbeiten. Heute haben wir mit der Bahn neue Munition bekommen. Mit demselben Zuge traf zum Frühstück ein Artillerieoffizier bei uns ein, der erzählt, daß er während der ganzen Fahrt keine Japaner gesehen habe. Sie stünden zwar für die nächste Zukunft in Aussicht, aber augenblicklich sei noch keine Spur von ihnen da. Die Personen, die die Station in

die Luft gesprengt und die Bahn verlassen haben, werden unter Kriegsgericht gestellt.

Ich bin heute in eigenartiger Stimmung, froh und traurig zugleich. Froh macht mich die Gewißheit, daß unsere Lage noch nicht so schlimm ist, wie wir schon fürchteten, daß wir doch noch nicht von der Welt ganz abgeschnitten sind. Und traurig — ach, traurig macht so vieles, das uns unsere Ohnmacht zeigt, unsere Unfähigkeit zu helfen! Unser Verwundete vom „Retwitsan", der junge Lazarew, ist heute gestorben. Wenn ich an seine furchtbaren Leiden denke, sehe ich wohl ein, daß der Tod die große Erlösung für ihn war. Aber er tut mir so leid, weil er so sehnsuchtsvoll nach dem Leben dürstete. „Werde ich wieder gesund werden, Schwester?" fragte er. „Vielleicht werden mir Ihre Ärzte helfen!" — Heute morgen nach dem Gottesdienst gab ich den Kranken Kaffee, und Lazarew bat rührend um eine kleine Tasse. Es ist sehr schwer, ihm etwas zu verweigern; aber ich mußte es tun, weil ihm heute eine Operation bevorsteht. „Nein, Lazarew; Sie können keinen Kaffee bekommen, weil Sie nachher Gase einatmen werden, damit Sie keine Schmerzen fühlen. Wenn Sie jetzt Kaffee trinken, wird es Ihnen übel; morgen sollen Sie welchen bekommen, und dazu einen guten Honigkuchen!" — Lazarew blickte mich an und lächelte traurig. Ich sah, er wußte alles: daß er morgen nicht mehr sein würde, und daß seine Stunden gezählt waren. Sein hübsches Gesicht war so weiß wie das Leinen, mit dem sein magerer Körper zugedeckt war. — Einige Minuten nach der Amputation ist er still gestorben. Seine letzten Worte waren: „Mutter, Mutter!" —

Ein geistvoller Franzose sagt einmal, man weiß wohl, daß man sterben muß, aber man glaubt es nicht! Dabei

hat er aber nicht an den Krieg gedacht, wo der Tod auf jeden Menschen lauert, wo jede Kugel, die den Kameraden trifft, ihm mit ihrem Zischen zuraunt: Warte nur, bald kommst du an die Reihe! — Der Rausch, die Begeisterung des Kampfes ertötet jede Furcht vor dem Tode. Wenn doch dieser Heldenmut wenigstens immer mit einem raschen Tod belohnt würde. Dann gäbe es doch nicht diese langen qualvollen Leiden durch die entsetzlichen Verwundungen, dieses schwere, schwere Sterben!

30. April. Heute entlockte mir die Leichtgläubigkeit unserer Matrosen ein Lächeln! — „Schwester —" sagten sie — „ist es wahr, daß man neulich den Mantel des Admirals Makarow beerdigt hat? Ein Bauer hat es uns erzählt!" — Es ist interessant, wie schnell sich solche Mythen bilden. — Ein Kranker, aus der inneren Abteilung, erzählt uns, daß in Port Arthur ein Reserveoffizier eingetroffen sei, der um jeden Preis den Nebel benutzen wollte, um auf einem Kutter an einen feindlichen Kreuzer zu fahren und ihn durch eine Mine zum Explodieren zu bringen. Aber sein Kutter fuhr unglücklicherweise auf eine Sandbank, und es war nur gut, daß er und seine sechs Begleiter gerettet werden konnten. — Die japanische Flotte fährt noch immer auf derselben Linie auf und ab. Man erwartet einen Angriff von Brandern.

1. Mai. Offizielle Nachrichten gibt es nicht. Man glaubt, daß die Japaner dieser Tage zum Angriff übergehen werden. Alle Welt erwartet mit Ungeduld den Anfang. Nach der allgemeinen Meinung wird es den Japanern niemals gelingen, von der Landseite aus schwere Belagerungsgeschütze vor Port Arthur aufzustellen! Mögen sie es nur versuchen!

2. Mai. Was ist das für ein Geschrei! Ich lausche

angestrengt und fange an, „Hurra"rufe zu unterscheiden. Die Tür meiner Kajüte wird aufgerissen, und atemlos eilt Schwester Orlow herein. „Schwester Baumgarten, laufen Sie schnell auf die Kommandobrücke! Eben ist ein großer japanischer Kreuzer explodiert. Sie können ihn noch versinken sehen!" — So schnell wie möglich eile ich dorthin, wo schon ein großes Gedränge herrscht! — „Wo ist das Schiff?" frage ich den Kapitän. — „Sie können nur noch seine Spitze und eine große Rauchwolke sehen!" — Ich konnte gerade noch ein kleines Stück erblicken, da verschwand es schon gänzlich in den Fluten. — Das donnernde „Hurra" erfüllt noch immer die Luft. Wer sollte sich da aber auch nicht freuen! Es jubelt auf den Batterien, den Schiffen und in der Stadt. Der Panzer ist vor unseren Augen untergegangen! Der „Petropavlovsk" ist gerächt! Am Horizonte sind noch drei Panzerschiffe sichtbar, eines davon ist beschädigt und neigt sich ganz auf die Seite. — Es wollte dem Explodierten — man glaubt, daß es das Admiralsschiff war — zu Hilfe kommen und ist dabei selber auf eine Mine gestoßen. Es versank ebenfalls in weniger als einer Minute. — Die erbosten feindlichen Panzerschiffe beginnen, nach beiden Seiten ins Wasser zu schießen. Sie nehmen wahrscheinlich an, daß die Minen von unseren Unterseebooten aus geschleudert wurden. Auf dem Signalmaste des goldenen Berges wird der Befehl gehißt, unsere Schiffe unter Volldampf zu setzen. Jetzt ist der richtige Augenblick zum Angreifen des Feindes! Die Japaner sind kopflos, der jähe Untergang ihrer Schiffe hat sie in lähmenden Schrecken versetzt. Unsere fieberhafte Ungeduld eilt den Ereignissen voraus, jetzt müssen — jetzt werden wir siegen! — aber vorher müssen unsere Kessel

noch geheizt werden, denn das Geschwader war nicht zum Auslaufen gerüstet. Erst gegen 1 Uhr mittags verlassen 16 unserer Torpedos die äußere Reede. Sie fahren im Kielwasser. Hinter dem Laboteschanhügel knattern die feindlichen Gewehre. Das Herz krampft sich uns zusammen bei dem Gedanken, daß dieser Feuerhagel unseren Schiffen gilt. Auf dem Maste des goldenen Berges wird der Befehl für den „Novik" gehißt, ebenfalls aufzubrechen. — Unsere Studenten fahren auf die Tigerschwanzhalbinsel, wo wir eine Verbandstation haben, um etwaigen Verwundeten dort die erste Hilfe zu bringen. — Da plötzlich erdröhnt eine entsetzliche Explosion; wir fahren alle zusammen und starren uns gegenseitig erschrocken an. „Da ist eine Kanone explodiert," sagen unsere Kranken. — Um drei Uhr hört das Gewehrfeuer auf. Wir sind auf Deck des Schiffes und erwarten zitternd vor Aufregung die Rückkehr unserer Torpedos. — Gott sei Lob und Dank! — Um $^1/_2 4$ Uhr erblicken wir das erste, dem bald die 15 übrigen folgen. Alle sind unbeschädigt, nur an einem ist der Mast zerschmettert. — Es werden uns keine Verwundeten gebracht. — Unsere Studenten erzählen uns, daß außer den Panzern noch drei feindliche Kreuzer gesehen wurden, von denen einer von Westen, der zweite von Osten, der dritte unsere Torpedos von vorne angriff, und die unsere Schiffe mit Geschossen überschütteten. Als sie auf ungefähr zehn Meilen herangekommen waren, wandten sich alle nach Westen, wurden aber durch das Feuer unserer Batterien gezwungen, nach Südosten abzudampfen. — Wie schade ist es, daß der Telegraph zwischen uns und Petersburg abgeschnitten ist! Welche Freude hätte diese gute Nachricht unserem Kaiser und unserem lieben Rußland bereitet! — Den Untergang der feindlichen Panzer

verdanken wir dem Minentransport des „Amur"! Der Kapitän des „Amur", Iwanow, hatte bei Withöft um die Erlaubnis nachgesucht, die Linie, wo sich die Japaner täglich um dieselbe Stunde sehen ließen, zu unterminieren. Withöft wollte aber mit diesem gewagten Unternehmen nicht sein Gewissen belasten, da entschloß sich Iwanow, die Verantwortung dafür selbst zu übernehmen, und führte schon am nächsten Tage seinen Plan aus. — Dies war am 1. Mai, und schon am zweiten wurde sein Werk mit einem so glänzenden Gelingen gekrönt: die feindlichen Schiffe fanden ihren Untergang! — Port Arthur frohlockt! Dies ist unser erster Erfolg, und unsere Siegeshoffnungen stehen höher wie je! — Um die Japaner davon zu überzeugen, daß wir im Besitz von Unterseebooten seien, erließen wir durch drahtlose Telegraphie Befehle an die nicht existierende Besatzung dieser leider nicht vorhandenen Angriffsmittel: „Unterseeboot drei soll vorrücken! Jetzt Nr. fünf!" Die Japaner fingen diese Telegramme auf, wie wir erwarteten, und begannen infolgedessen, nach beiden Seiten auf die eingebildeten Feinde ins Wasser zu schießen.

3. Mai. Morgens hört man Schüsse hinter dem Lahoteschanhügel. Wahrscheinlich schießen die Japaner gegen unsere Minen, um sie zu vernichten. Wir haben noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß unsere Kreuzer zu guter Letzt doch noch zum Rekognoszieren auslaufen werden. Aber wieder rühren sie sich nicht von der Stelle. Endlich verlassen der „Novik" und vier Torpedos den Hafen, sie kehren jedoch erfolglos zurück.

4. Mai. Gegen Mittag kommt der Jägermeister Balaschoff auf die „Mongolia" mit dem Befehl, sofort zwanzig Sanitätssoldaten nach der Bahnstation zu schicken, um Verwundete abzuholen. Bei Kintschao hätte eine große

Schlacht stattgefunden. Die Japaner wären 40000 Mann stark gewesen. Sie sollen ausgezeichnetes Geschütz führen. Der Telegraph ist zerstört! Es sind Leute geschickt worden, um ihn wiederherzustellen. Am Abend kommen zehn unserer Sanitätssoldaten zu uns zurück. — Statt ihrer wird nach einem Arzt verlangt. — Dr. S. fährt hinaus.

Es geht ein Gerücht, daß fünf japanische Schiffe auf Sandbänke bei Kap Intschensu aufgelaufen seien und nicht loskommen könnten.

5. Mai. Bei Kap Intschensu sind nicht fünf Kreuzer, sondern fünf Schaluppen aufgelaufen; der Feind hat einen Dampfkutter geschickt, um sie ins Schlepptau zu nehmen. Um Schaluppen für Kreuzer anzusehen, dazu gehört doch eine ziemlich stark auftragende Phantasie! — Dr. S. ist mit dem Abendzuge nach Kintschao abgefahren. Wir erwarten ihn mit großer Ungeduld, weil wir hoffen, von ihm endlich sichere Nachrichten zu bekommen. — Diese Ungewißheit ist schrecklich deprimierend, wir sind alle in trübster Stimmung. — Erst gestern sind 120 Leute aus Kintschao ins Swodny-Spital gebracht worden. Eine unserer Schwestern ist hingefahren, um sie zu besuchen, und war erstaunt, sie so guten Mutes zu finden. Sie haben fast nur Wunden von Flintenkugeln davongetragen, die meistens ungefährlich sind im Vergleich mit den entsetzlichen Granatensplitterverwundungen.

6. Mai. Heute ist Himmelfahrt. Unsere Pfleger haben eine Kollekte veranstaltet und von dem Ertrag ein Heiligenbild mit dem unbesiegbaren Drachentöter Georg erstanden, das sie dem Kommandanten und der Besatzung des „Amur" heute für ihre Heldentat zum Geschenk machten. Gerührt über diese Aufmerksamkeit lud der Kommandant die ganze Ambulanz auf

heute zum Essen ein. Zuerst hielten wir dort einen feierlichen Gottesdienst ab, begleitet von dem wundervollen Gesange der Matrosen. Auf allen Gesichtern liegt heller Sonnenschein; aus vollem Herzen steigt der Dank zum Höchsten empor für seine gnädige Hilfe bei dem glücklichen Siege. Auf der anderen Seite des Schiffes ist sehr kunstreich ein Pavillon errichtet, geschmückt mit bunten Signalflaggen. — Darin sind zierlich gedeckte Tische aufgestellt. Zuerst wird Champagner serviert, und man trinkt auf das Wohl Iwanows und feiert seine heldenmütige Tat. Neben mir sitzt der Kommandant des „Wlastny", Karzew, der nun schon seit zehn Jahren in den hiesigen Gewässern umherfährt. Er hat lange Zeit in Japan gewohnt und kennt Land und Leute ausgezeichnet. Ich höre lebhaft interessiert seinen Erzählungen zu, denn wir wissen so wenig über die Sitten und Gebräuche und über den Charakter unseres Feindes. Leutnant Karzew schildert sie als sehr klug, verschlagen und energisch. Ihre Religion ist der Buddhismus, und auf diesem Glauben wurzelt ihre Kunst, Geschichte und Kultur. Sie sind sehr genügsam und anspruchslos und im höchsten Grade reinlich. Alles kann der Japaner entbehren, nur nicht sein tägliches Bad. Selbst dem Ärmsten und Geringsten stehen die von Männern, Frauen und Kindern gemeinsam benutzten Bäder offen. Die Japanerin ist die treuste Gattin und liebevollste Mutter, doch ist ihre Stellung zum Mann nicht viel anders, als die der Sklavin gegenüber dem Gebieter. In der höheren Schicht der Bevölkerung sieht man jedoch jetzt schon eine freiere Entwicklung der Frau, während man sie in den unteren Volksklassen die schwerste Sklavenarbeit verrichten sehen kann. Im Altertum ließ man weibliche Neugeborene drei Tage auf dem Fußboden

liegen — jedenfalls ein Ausdruck der geringen Freude, die man über den ungewünschten Besitz von Mädchen empfand. — Noch besser als die Erzählungen des Offiziers gaben mir folgende Sprichwörter, deren sie über zweitausend besitzen sollen, ein Bild von der Weltanschauung der Japaner. Ich fand sie in der gestrigen Nummer des „Novi Krai" und schreibe sie mir auf: Halte Maß in allen Dingen; Mangel ist besser denn Überfluß. — Sei offen und streng mit dir selbst, aber nachsichtig gegen andere. — Der Zorn ist dein ärgster Feind; die Geduld ist die Grundlage eines beschaulichen Lebens. — Wenn du nur den Sieg kennst, ohne je unterlegen zu sein, so halte dich auf Unglück gefaßt. — Das Leben des Menschen gleicht dem Tragen einer schweren Last auf einem langen Wege; man kann sich nicht beeilen. — Deine Hand kann immer die Stelle erreichen, die dich juckt. — Wenn du auf der Höhe stehst, wirst du fallen. — Ein Weiser, der gelehrt aussieht, ist kein wahrer Weiser. — Sogar ein Affe kann vom Baume fallen. — Wenn das heiße Essen durch die Kehle läuft, läßt sich seine Hitze vergessen. — Die erfahrene Katze zeigt nicht ihre Krallen. — Die gute Arznei ist bitter. — Eine Frage zu stellen, ist bloß eine minutenlange Schande, aber etwas nicht zu wissen, ist eine ewige Schande. — Der Frosch, der im Brunnen sitzt, kennt nicht den Ozean. — Wenn du in der Welt lebst, sei immer auf Krieg gefaßt. — Das Schiff, das viele Kapitäne hat, wird an den Felsen zerschellen. —

Drei Kosaken sollen mit der Botschaft von dem glücklichen Erfolge des 2. Mai an Kuropatkin abgesandt sein. Hoffentlich dringt wenigstens einer von ihnen bis Liaojang vor. — Eben wollte ich mit Schreiben aufhören, da fällt mir eine kleine rührende Be-

gebenheit ein, die mir Leutnant Karzew heute erzählt hat. Es war ein Seegefecht im Gange, und auf dem Meere tönte der Donner der Geschütze. Einem Matrosen seiner Besatzung wurde das Knie zerrissen, und der Unglückliche verblutete sich. Er stöhnte! Der Leutnant befahl ihm zu schweigen, um seine Kameraden nicht durch sein Jammern zu entmutigen. Da biß der Tapfere mit größter Willensanstrengung die Lippen zusammen und schwieg. Aus Versehen an seinen armen Fuß gestoßen, glaubte man, er würde nun schreien. Er aber blieb bis zum nächsten Morgen schweigend und regungslos liegen.

7. Mai. Was bedeutet dieses neue Lärmen? Fängt man wieder zu schießen an? — Ich horche! Ja, es ist ohne Zweifel Geschützdonnern! Ich werfe mich in meine Kleider und eile an Deck. — Der alte Anblick! Unsere Batterien sind an der Arbeit, und unaufhörlich knattern die Schüsse! Ich steige auf die Kommandobrücke. Außer den irrenden Lichtern der Scheinwerfer ist nichts auf dem Meere zu sehen. Augenscheinlich hat das Schießen um 1 Uhr nachts begonnen, und ungefähr um zwei Uhr hört es wieder auf. Unsere Studenten kommen von der Tigerschwanzhalbinsel zurück; es sind keine Verwundeten da. — Morgens heißt es, wir hätten zwei japanische Torpedos und ein Kanonenboot zum Sinken gebracht, außerdem sollen zwei Brander auf die Minenbefestigung gestoßen und gesunken sein. Später erfuhren wir, daß in Wirklichkeit zwei Torpedos und zwei Kanonenboote untergegangen seien, von den Brandern jedoch nichts wahr sei. — Von Kuropatkin soll ein Kosak zurückgekommen sein, der von einer starken Niederlage der Japaner berichtet. Der Oberbefehlshaber hofft fest, uns in zwei Wochen befreien zu können. — Wir haben es ja nie

anders gedacht, als daß unsere Belagerung von keiner langen Dauer sein würde. — Ein Offizier, der von Kintschao kommt, ist voll Bewunderung für die japanische Armee, die ausgezeichnet organisiert sei. Der Feind bewerkstelligt seinen Rückzug mit großartiger Geschicklichkeit, und er besitzt außerordentlich gewandte Schützen.

8. Mai. Ein feindlicher Kreuzer ist untergegangen. In der Kerbucht stellten die Japaner im Wasser Zeichen auf; als einer der Offiziere das bemerkte, veränderte er sie in der Nacht und legte sie näher ans Ufer. An ihrer Stelle brachte er Minen an, auf die der ahnungslose japanische Kreuzer am nächsten Morgen stieß und unterging.

9. Mai. „Schwester Baumgartner!" sagte mir heute unser Oberarzt, „Jägermeister Balaschoff fordert zwei Schwestern von unserer Ambulanz für ein neu gegründetes Hospital und möchte Sie gern als Oberschwester. Aber ich habe ihm schon gesagt, daß Sie den Posten wohl nicht annehmen werden." In der Stadt sollen Hospitäler eröffnet werden, da in der nächsten Zeit mit Sicherheit große Kämpfe zu Lande zu erwarten sind, und man in jeder Minute eine Menge Verwundete von Kintschao her bekommen kann. Das Hospital, von dem der Oberarzt sprach, wird in dem Realschulgebäude errichtet und soll 200 Betten fassen. Schwester Andronikowa will als Oberschwester hingehen, und mit ihr Schwester Ermolayef. Zweihundert Betten sind nicht viel, wenn man bedenkt, daß das Rote Kreuz jedermann seine Tore öffnet, auch Privatpersonen — ganz im Gegensatz zu den Marine- und Militäreinrichtungen, deren Mittel freilich weit beschränkter sind wie die unsrigen, die aber auch nur für ihre eigenen Leute sorgen.

10. Mai. Die Japaner haben sich von Bizivo aus nach Norden gewandt. — Trotz des Regenwetters fahre ich nach der Altstadt und gehe aufs Dock. Dort werden zwei Torpedos repariert. Das eine ist vorgestern auf eine Mine aufgelaufen und unter der Wasserlinie beschädigt worden. Es ist wunderbar, daß es noch die innere Reede erreichen konnte, da es sofort zu sinken begann. — In der Stadt begegne ich Leutnant Krinitzky, der den Befehl über das zweite Torpedogeschwader erhalten hat.

11. Mai. Es heißt abermals, daß sich die Japaner nach Norden gewandt haben.

12. Mai. Am Morgen wird Verbandzeug verlangt. Dr. M. fährt mit zwanzig Sanitätssoldaten fort, um Verwundete zu suchen. — Es wird eine entscheidende Schlacht erwartet. — Das Kanonenboot „Bobr" soll die Befestigungen von Kintschao beschießen.

13. Mai. Heute morgen brachte der Sanitätszug fünf Verwundete. Der Kampf dauert noch weiter. „Bobr" beschießt die Batterien von Kintschao mit vielem Erfolg. Das tapfere Schiff kann jeden Augenblick den Japanern in die Hände fallen, aber die Besatzung hat beschlossen, sich lieber in die Luft zu sprengen, anstatt sich zu ergeben. Am Abend bringt uns der Zug dreihundert Verwundete.

14. Mai. „Schwester Baumgarten, stehen Sie schnell auf!" Ich bin hell wach und sehe in das aufgeregte Gesicht von Schwester Ermulayeff. „Mit der Bahn kommen schreckliche Nachrichten. Wir sind geschlagen, die Japaner haben die letzten Befestigungen von Kintschao genommen. Die Unsern sind geflohen und haben ihre Waffen zurückgelassen!" Ich sehe auf die Uhr, es ist noch nicht 5 Uhr morgens, und es

sind schon ungefähr 500 Verwundete eingetroffen. Man verteilt sie auf das Swodny-Hospital, auf das Mariahospital des Roten Kreuzes und das 7. Hospital, wo unsere zwei Schwestern arbeiten. — Dorthin begibt sich im Laufe des Tages unsere Oberschwester Seregrakoff. Als sie zurückkommt, erzählt sie, daß die Schwestern Andronikowa und Ermulayeff ihre Kranken zwar auf Betten, aber ganz unversorgt und ohne Wäsche gefunden hätten. Die Ärmsten hatten seit drei Tagen und Nächten nichts zu essen und zu trinken gehabt! Die Verwundeten bewundern die Japaner: „Das ist ein tapferes Volk! Sie kämpfen gut! Sie stehen stundenlang bis zum Kopf im Wasser und schießen! Sie sind schon zu zahlreich, man kann sie nicht mehr zählen!" — Beim Frühstück entwerfen uns unser Arzt und die aus Kintschao zurückkehrenden Studenten ein trauriges Bild der letzten Niederlage. Die Unseren hatten nicht erwartet, daß die Japaner so schnell zum Angriff übergehen würden. In den letzten drei Wochen ist es den Japanern gelungen, so viele Gewehre zu beschaffen, wie die Unseren nicht in drei Jahren zusammen bekommen! Zwei ihrer Angriffe wurden glänzend von den Unseren abgeschlagen. Beim dritten Male vereinigten sie ihr Feuer mit dem ihrer Kreuzer, konzentrierten ihre Geschütze auf unsere Befestigungen und zwangen so die Unseren zur Flucht. Unsere ganzen Geschosse sollen bereits verbraucht gewesen sein, und jeder rettete sich, wo und wohin er konnte. Der Sanitätszug war nicht nur mit Verwundeten, sondern größtenteils mit Flüchtlingen überfüllt. Viele sollen noch auf den Befestigungen liegen, Verwundete und Tote! Welch trauriges Schicksal erwartet dort die noch Lebenden! Entweder sie erliegen ihren Wunden, oder sie fallen in die Hände des Feindes! — Die japanischen Kreuzer

haben die Eisenbahnlinien mit Feuer überschüttet, so daß man die Dunkelheit und das Einstellen des Schießens abwarten mußte, um die Verwundeten und die Flüchtlinge transportieren zu können. — Die Befestigungen von Kintschao sind in die Hände der Japaner gefallen! Der Schlüssel zu Port Arthur ist uns verloren gegangen. — Niemand weiß etwas Bestimmtes! Alle haben ihren Kopf verloren! Und dabei meint jeder, er wüßte alles! — Das Kanonenboot „Bobr" ist wohlbehalten zurückgekommen! Mit welcher Freude wurde es hier empfangen! Wenn die anderen Schiffe seinem Beispiele gefolgt wären, stünden wir sicher jetzt nicht so traurig da. Der Schlüssel Port Arthurs wäre uns dann erhalten geblieben! Nun, da die Befestigungen von Kintschao gefallen, sind wir von großer Gefahr bedroht! Port Arthur kann jeden Tag in die Hände der Feinde geraten! — Zu den letzten traurigen Nachrichten ist noch ein neues Unglück gekommen: das Torpedoboot „Vnimatelny" ist untergegangen. — Der Heroismus ist ganz entschieden ansteckend! Die Mannschaften des „Warag" und des „Koreetz" wurden von dem Volke zu Helden gestempelt, als sie sich in die Luft sprengten, um nicht von dem Feinde erobert zu werden. Der „Vnimatelny" wollte sich diesen Ruhm ebenfalls erwerben und tat dasselbe. Der kleine Unterschied besteht nur darin, daß der „Warag" und der „Koreetz" vorher kämpften, während sich der „Vnimatelny" vernichtete, noch ehe er die Japaner am Horizonte erblickte. Wie schade, daß die Mannschaft wenigstens die Kanonen nicht rettete! Aber dafür haben sie uns ihr sehr kostbares Leben erhalten! Unter uns gesagt, ist es jetzt ganz allgemein, sich in die Luft zu sprengen, man glaubt wirklich, nichts Besseres tun zu können. Offizier W. erzählte

mir heute eine etwas merkwürdige Geschichte. Er hat seinen Kutter ungefähr zwölf Werst von Port Arthur an einen Marineoffizier verliehen. Nun schrieb er diesem, weil er sich beunruhigte, sein Kutter könne in die Hände der Japaner fallen. Der Marineoffizier aber antwortete, daß im Notfall ja immer noch Zeit sei, den Kutter in die Luft zu sprengen!

Soeben kommt die Nachricht, den Japanern sei es gelungen, eine Eisenbahnbrücke zu sprengen. Dies wird den Transport der Soldaten Kuropatkins um mindestens einen Monat verlangsamen!

15. Mai. Viele behaupten heute, daß Kintschao nicht eingenommen, sondern einfach von den Unseren verlassen worden sei, erstens wegen Mangel an Geschossen und dann wegen des tödlichen Kugelregens der japanischen Kreuzer. Die Landsoldaten sind außer sich über unsere Flotte, die ihnen bei Kintschao nicht die allerkleinste Hilfe gebracht habe. „Bobrs" heldenhafte Leistungen sind winzig klein im Vergleich zu dem, was man hätte tun können.

16. Mai. Das Trinitatisfest können wir diesmal nicht feiern; wir haben zu viel Arbeit! Es gilt, alles vorzubereiten für den Fall, daß neue Verwundete eintreffen. Stündlich erwarten wir Nachrichten von dem Vorwärtsdringen der Japaner. Wenn einem der Tod so nahe ist, erscheint einem das Leben da draußen so unwirklich, wie ein Traum! — Heute kommt W. W. Alexandrowski zu uns zum Frühstück. Der Arme, der nur kam, um Holz einzukaufen, ist nun durch die raschen Aktionen der Japaner gezwungen, hier in Port Arthur zu bleiben. „Wir sind verloren!" waren seine ersten Worte. „Wenn wir nicht untergehen, werden wir unrettbar in die Hände der Feinde fallen! Port Arthur wird sich nicht lange halten können! Wir haben

immer geglaubt, daß die Befestigungen von Kintschao uneinnehmbar seien, und nun sind sie nach einem sechstägigen Kampfe gefallen. Es wird den Japanern noch leichter fallen, Port Arthur selbst einzunehmen!" — Denken Sie, was ich gehört habe," fährt Alexandrowski fort, „ich weiß zwar nicht, was daran wahr ist. Erinnern Sie sich, daß man von Japanern erzählte, die, bis zum Kopfe im Wasser stehend, so tapfer geschossen haben? Nun sagt man, es wären unsere Leute gewesen, die aber von unseren Soldaten nicht erkannt, zum Lohne für ihren Mut von ihren eigenen Landsleuten niedergeschossen worden wären. Eine schnelle Hilfe Kuropatkins haben wir gleichfalls nicht zu erwarten! Es ist ein offizielles Telegramm eingetroffen, wonach uns Kuropatkin erst Ende August befreien kann! Und jetzt stehen wir im Mai! Bis dahin halten wir uns nicht mehr!"

17. Mai. Im 4. Hospital fordert man noch eine unserer Schwestern für das Operationszimmer. Man schickt Schwester Isidorow. — Zum Nachtessen kommen zwei Landoffiziere aus der Minenstadt: Kapitän Moltschanoff und Fähnrich Karotkich. Beide haben sich bis jetzt noch nicht darüber beruhigen können, daß Kintschao gefallen ist.

18. Mai. Ein Dragoner ist von Kuropatkin eingetroffen und hat versichert, daß die Armee sich Port Arthur rasch nähere.

19. Mai. Man schießt wieder, und wie stark und heftig! Ich stehe auf und will mich gerade anziehen, als die Tür aufgeht und Schwester Nikolaitschuk hereinkommt. Sie lacht und lacht und kann sich nicht beruhigen. „Da haben Sie aber den rechten Augenblick zum Lachen gewählt!" sage ich vorwurfsvoll. „Wenn sich die Menschen töten und verstümmeln!"

— „Seien Sie ganz ruhig, Schwester," ist die Antwort. „Es denkt keiner ans Töten. Wir haben nur ein starkes Gewitter!" Nun stellte es sich heraus, daß alle übrigen Schwestern das Donnerrollen ebenfalls für Schießen gehalten hatten; daher die Lustigkeit!

Es geht ein Gerücht, daß noch ein japanischer Kreuzer auf eine Mine gestoßen und untergegangen sei!

20. Mai. Es herrscht hier eine allgemeine Bewunderung für die japanische Artillerie. Sobald wir ihre Batterien beschießen, ziehen sie sich zurück, und wenn die Unseren glauben, den Feind abgeschlagen zu haben und das Schießen einstellen, rücken die Japaner im Augenblick wieder vor und feuern von neuem.

21. Mai. Wundervolles Wetter! Wir wollen es ausnützen, solange wir noch Zeit dazu haben! — Nach dem Essen fahren die Schwestern Seregrakoff, Mesak, Dmitrisenko, Orlow sowie der Wirtschafter und Verwalter der „Mongolia", vier Ärzte und ich nach Liaotschan. Dr. C. nimmt für sich einen Grönländer, die anderen Ärzte fahren in der „Japanesin", ein Schiff, das wir von einem japanischen Brander erbeutet haben. Herr Lüdig, der Verwalter, und wir Schwestern steigen in eine Schaluppe der „Mongolia" und lassen uns von unseren Sanitätssoldaten rudern. An der Minenstadt vorbei, fuhren wir noch etwas nach rechts und legten dort am Ufer an. Zuerst besichtigen wir das fünfte Hospital, das für 200 Rekonvaleszenten eingerichtet werden soll. Von dort gehen wir an den alten chinesischen Befestigungen vorbei, an das Meeresufer. An einem Felsen liegt ein untergegangener Brander. Wir setzen uns auf die Steine am Ufer und bewundern die majestätische Schönheit der dahinrollenden Wellen. Wir folgen mit dem Blicke den dunkelgelben Wogen, die gleich einer

Mauer von wütenden Wassern rauschen und branden und Kronen tragen von leuchtend weißem Schaum. Sie brausen daher mit verheerender Gewalt, wie wenn sie die armseligen kleinen Menschlein vor ihnen mit sich reißen wollten in den allgewaltigen Kampf des unendlichen Meeres. Mit rasender Stärke laufen sie Sturm gegen das Ufer, zerschellen an der felsigen Erde und sinken gebrochen wieder in das Chaos zurück, um dann dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Ein einziges Mal schien es uns, als hätten die tückischen Wellen einen ganz zufriedenen Ausdruck: Nämlich, als sie den Sonnenschirm der Schwester Orlow entführten. Sie neckten uns mit diesem Schirm, denn nachdem sie ihn zwar zerbrochen hatten, trugen sie ihn doch immer wieder bis dicht an das Land. Aber jedesmal, wenn wir ihn schon zu fassen glaubten, entschlüpfte er aufs neue unseren Händen. Sie machten uns schlechter Laune, die bösen Wellen, und wir gingen fort. — Wir bestiegen unsere Boote wieder und stießen ab, aber so geschickt, daß wir bald auf dem Sande festsaßen. Nur mit großer Schwierigkeit kamen wir wieder los.

22. Mai. Am Tage fahre ich in die Neustadt, um unsere Schwestern, die dort arbeiten, zu besuchen. Ich miete eine Schampunka. Die Fahrt von der „Mongolia" aufs Land dauert zehn Minuten. Über den Landungssteg gehe ich auf die Hauptstraße, an dem großartig angelegten, noch unvollendeten Rathausgebäude vorbei, und komme durch die Anlagen an ein großes weißes Haus, das frühere Stabsgebäude, das jetzt in das Hospital Nr. 6 umgewandelt worden ist. Hinter ihm liegt die russisch-chinesische Bank in der Nähe des früheren Mädchengymnasium, wo unsere Schwestern im zweiten Stock zwei Säle und eine Küche zur

Verfügung gestellt bekamen. Nach dem Tee besuche ich mit Schwester Andronikowa ihr Hospital, ein langes einstöckiges Ziegelgebäude. Die geräumigen hellen Zimmer sowie der Operations- und der Verbandsaal sind gut eingerichtet. Das einzige, worüber die Schwestern klagen, ist, daß sie des Abends im Dunkeln arbeiten müssen. Sie haben keine Läden an den Fenstern, und Lichtschein auf der Straße ist polizeilich streng verboten. Herr Tardan hat ihnen aber vom Roten Kreuz aus schweren, schwarzen Stoff zu Vorhängen versprochen. — Zum Nachtessen kehre ich auf die „Mongolia" zurück. Man verwendet jetzt die Kutter der Baggergesellschaft dazu, die feindlichen Minen im Hafen aufzufischen. Sie sind ihrer Konstruktion wegen keiner so großen Gefahr ausgesetzt, als die anderen Schiffe; denn sie besitzen im Vorderteil des Rumpfes einen großen leeren Raum, in dem die Minen keinen Schaden anrichten können. Der Schornstein und der Dampfkessel eines solchen Baggerkutters liegt auf dem hinteren Deck. — Heute ist jedoch ein solcher Kutter auf eine Mine aufgefahren, und zwei Matrosen sind der Explosion zum Opfer gefallen.

24. Mai. Unser ganzes Geschwader wird jetzt mit einer graugelben Farbe bestrichen. Die Schiffe gleichen großen Sandbergen und stechen jetzt nicht mehr so in die Augen, wie vorher durch ihre schwarze Farbe. Bei den Japanern ist dieses Graugelb schon seit dem Anfang des Krieges eingeführt. — Im Laufe des Tages kommt Kapitän Iwanow vom Kanonenboot „Otwaschny" und lädt uns auf morgen zu einer Tasse Schokolade ein. — Gegen Abend um $^1/_2$ 12 Uhr, ich war gerade eben eingeschlafen, kommt Schwester Nikolaitschuk in heller Aufregung in meine Kajüte gelaufen. „Was ist denn passiert?" rief ich. „Haben Sie denn nicht das

Schießen gehört, Schwester?" — „Und die starke Explosion? Ein Brander oder ein feindliches Torpedo ist wieder untergegangen."

25. Mai. Geburtstag I. M. der Kaiserin. Am Tage kommt der Kutter des „Otwaschny", um uns auf das Kanonenboot abzuholen. Die Offiziere empfangen uns, und in der Gesellschaftskajüte wird sogleich die Schokolade serviert. Später besichtigten wir das Kanonenboot und ließen uns von den schrecklichen Erlebnissen der Nacht erzählen. Der Maschineningenieur hat seit fünf Nächten kein Auge zugetan und kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Es war ihnen in der Nacht gelungen, eine Mine in ein japanisches Torpedoboot zu werfen. Die Explosion zeigte das Gelingen! In einem Augenblicke versank das Torpedo. Da beleuchtete plötzlich der grelle Schein unserer Projektoren das Schiff, und sie waren der größten Gefahr ausgesetzt, vom Feinde erkannt und verfolgt zu werden. Die Batterie Nr. 22 überschüttete zwei Schiffe mit Geschossen und zielte so gut, daß die beiden Fahrzeuge bald sanken. Bei ihrem Untergange erfolgten zwei starke Explosionen, jedenfalls waren es feindliche Minentransporte.

26. Mai. In der Nacht beginnt das Schießen von neuem. Morgens kommt Jägermeister Balaschoff auf die „Mongolia" und schlägt uns vor, ein Telegramm nach Petersburg zu schicken. Die Chinesen, die uns in ihren Segelbooten von Tschifu her täglich Gemüse und andere Mundvorräte bringen, besorgen auch zeitweilig unsere Post. Freilich setzen sie sich dabei einer großen Gefahr aus, aber für ein tüchtiges Stück Geld ist der Chinese für alles zu haben. — Am Horizonte läßt sich wieder die japanische Flotte sehen.

27. Mai. Diese Nacht über hat man auch ge-

schossen. Ich habe aber geschlafen und nichts gehört. Seit 7 Uhr morgens dröhnt der Donner von schweren Marinegeschützen. Gegen 11 Uhr steige ich auf die Kommandobrücke, um Drachenballons steigen zu sehen. Mit dem bloßen Auge erkennt man unter einer Wolke einen kleinen schwarzen Punkt, aber mit dem Glase kann man deutlich einen Korb sehen, in dem ein Mann sitzt. Aus diesem Korbe steigt eine lange Schnur mit einer Reihe übereinander angebrachter schneeweißer Flügel auf, die den Korb in der Luft halten, und nach abwärts hängt gleichfalls ein langer Strick bis auf den Kreuzer „Diana", von dem aus das Experiment stattfindet. — Diese Maschinerie verwenden wir in Ermanglung von Luftballons. Heute morgen näherte sich ein Schiff der Taubenbucht. Unsere Batterien beschossen es, da sie es für ein feindliches Fahrzeug hielten. Es zeigte keine Flagge. Nachher erfuhr man, daß es zu uns kam, um uns Nachrichten zu bringen. Es hat bei Liaotschan Anker geworfen, und zwar an derselben Stelle, wo der feindliche Brander untergegangen ist. — Schwester Andronikowa kommt auf die „Mongolia" und erzählt uns, daß sie in den letzten Tagen eine große Anzahl von Verwundeten entlassen konnten. Sie haben nur noch achtzehn Kranke, die meisten sind aus Kintschao und nur mit schwerer Mühe dem Tode entrissen worden. — Unfähig, sich zu bewegen, waren sie auf den Befestigungen zwischen den Leichen ihrer Kameraden liegen geblieben, und als die Japaner kamen, stellten sie sich tot. In der Nacht jedoch, als der Feind außer Sicht war, schlichen sich die Unseren heran und nahmen sie mit sich. Chinesen erbarmten sich ihrer und gaben ihnen Obdach und Essen. Die Soldaten loben die Chinesen und sagen, daß viele Christen nicht so viel getan hätten wie diese Heiden.

28. Mai. Eine Abteilung von zwölf Torpedobooten ist nach der Taubenbucht auf Kundschaft gefahren.

29. Mai. Es herrscht dichter Nebel! Wir fürchten für unsere Torpedos.

30. Mai. Die Japaner haben zwölf Dschunken versenkt. Zweitausend Chinesen haben dadurch den Tod gefunden. Auch zwei Damen, die den Schrecknissen der Belagerung entfliehen wollten, fielen dieser Katastrophe zum Opfer.

31. Mai. Die Landsoldaten sind aufs tiefste empört über die Flotte. Wie man Verräter und Aufwiegler niedermacht, so wollen sie auf die Schiffe schießen, wenn sie nicht bald die innere Reede verlassen. — Man sichtet täglich feindliche Minen, aber es ist eine Danaidenarbeit, denn wenn man sie auch am Tage entfernt, die Japaner legen des Nachts stets neue. Schwester Marschner, Schwester Dmitrusenka, der Student Kogan und ich fahren nach der Tigerschwanzhalbinsel. Das Meer ist heute unendlich schön: nicht dunkelgelb wie sonst, sondern von einem zarten lichten Blau. — Wir besuchten den Offizier N., bei dem wir Tee tranken. Dann gingen wir zusammen spazieren, an der Batterie vorbei, wo die Soldaten neue Geschütze aufstellen. Am Horizonte erhebt sich eine kleine Rauchwolke, jedenfalls ein japanischer Kreuzer. Offizier N. zeigt uns drei frisch aufgeworfene Hügel, die Gräber unlängst ans Land gespülter Helden. Ihre Namen kennt man nicht; die sind für immer verschollen! Auf dem Rückwege erzählt uns ein Arbeiter aus den berühmten Schiffswerften von Obuchoff, daß ein in den Werften beschäftigter Chinese vorausgesagt habe, die Japaner würden am 2. Juni gegen Port Arthur vorgehen. — Wir erfahren heute, daß unsere Torpedos am 28. Mai auf Kundschaft ausliefen. Ein dichter Nebel

ließ sie kaum einige Schritte vor sich sehen, so daß ein Torpedo an ein anderes stieß und es beschädigte. In der Meinung, ein feindliches Schiff habe eine Mine geworfen — denn der Krach des Zusammenstoßes war so stark, daß er einer Explosion glich, — wollte es sich rächen und ebenfalls eine Mine schleudern, wurde aber glücklicherweise daran verhindert.

1. Juni. Unser Geschwader ist in aller Frühe zum Auslaufen fertig. Die kleinen Dampfkutter fahren nach allen Richtungen in der inneren Reede hin und her. Auf den Signalmasten sind weiße Flaggen mit durchgehenden großen blauen Streifen gehißt. Mit atemloser Freude folgen wir diesen Vorbereitungen. Endlich, endlich wird unser Geschwader einmal den Hafen verlassen! — Da — plötzlich — werden alle Signale gesenkt; das Geschwader hat den neuen Befehl bekommen zu bleiben. — Nur der „Novik" mit zwei Torpedos verläßt den Hafen. Gestern hat eine Abteilung Jäger des 25. westsibirischen Schützenregiments die linke Flanke der Japaner angegriffen. Die feindlichen Laufgräben sind so ausgezeichnet versteckt angelegt, daß unsere Soldaten sie erst bemerkten, als sie auf zehn Schritte herangekommen waren. Die Japaner eröffneten auf die Unseren ein tödliches Feuer. Eine der ersten Kugeln verwundete schwer den Offizier C. Unsere Jäger liefen immer noch vorwärts und stießen bald wieder auf eine zweite Reihe von Laufgräben, wo vier- bis fünfhundert Japaner sie sogleich wieder mit einem Kugelregen überschütteten. Leutnant Bizoeff, der voraneilte, wurde der Leib tödlich durchbohrt. Die Unseren eilten mit gefälltem Bajonett vorwärts. Diesem Anprall konnten die Japaner nicht Stand halten. Sie fanden keinen Geschmack an den russischen Bajonetten und flohen in kopflosem

Schrecken vor einer Handvoll unserer tapferen Jäger. Augenzeugen erzählen, daß Leutnant Bizoeff nach seiner Verwundung noch einige Augenblicke lebte. Er bat seine Gefährten, alle übrigen Kameraden des Regiments von ihm zu grüßen, und seine letzten Worte waren: „Der Japaner soll wissen, wie die Russen vorangehen!“ Dann starb er ruhig.

2. Juni. Ich fahre in die Altstadt, wo ich Kapitän Krinitzky begegne. Er erzählt, daß der „Novik“ und die beiden Torpedos in der Bucht von Siabindao eingelaufen seien und die Japaner beschossen hätten, um sie zu verhindern, mit der rechten Flanke weiter vorzudringen. Man glaubt, daß die Japaner gestern drei Torpedoboote verloren haben.

3. Juni. Morgens herrscht dichter Nebel. Der Minentransportdampfer „Amur“ läuft aus dem Hafen. Der „Novik“ begleitet ihn. Wahrscheinlich wollen sie den Nebel benutzen, um Minen zu legen. Im Laufe des Tages sollte unser Geschwader den Hafen verlassen; aber kaum waren die Schiffe unter Volldampf, als auch schon der Befehl zum Bleiben gehißt wurde. Um 6 Uhr abends steige ich auf die Kommandobrücke. Der „Novik“ ist schon wieder eingetroffen und steht auf seinem gewöhnlichen Platze am goldenen Berge. Der „Amur“ steht hinter der Tigerschwanzhalbinsel und bewegt sich langsam hin und her. Es ist ihm augenscheinlich etwas zugestoßen, denn er scheint sich auf eine Seite zu neigen. — Die einen sagen, der „Amur“ sei auf eine Mine gestoßen. Die anderen behaupten, er habe sich an einem der untergegangenen Brander beschädigt. Hinter Liaotschan ist ein Torpedo auf eine Mine gestoßen und gesunken.

4. Juni. An der Taubenbucht ist ein Gewehrmagazin mit japanischen Waffen entdeckt worden.

6. Juni. Kuropatkin soll in diesen Tagen ein großes Gefecht gehabt haben.

7. Juni. Am Tage kommt der Kapitän Moltschanow mit Fähnrich Karotkich, und wir fahren zusammen nach der Minenstadt. Diese liegt zwischen der Tigerschwanzhalbinsel und dem Liaotschan in einem kleinen Tale. Sie ist die einzige heitere und lebhafte Stelle in Port Arthur. Während man sonst überall nur nackte Felsen sieht, liegen hier zu beiden Seiten der Straße hübsche Häuser in kleinen Gärten. „Wenden Sie sich jetzt nach links!" sagt uns der Kapitän, „hier sehen Sie meinen Palast!" — Er führt uns in das kleine einstöckige weiße Häuschen, mitten in einem Garten. Dort ist ein Tisch für uns gedeckt. Man bringt sogleich den Samowar. „Bewundern Sie ihn!" sagt der Kapitän. „Er ist von unseren Matrosen aus dem Kupfer von erbeuteten japanischen Brandern angefertigt!" „Sie leben hier sehr angenehm, Kapitän!" sagt Schwester Seregrakoff. „Ja, ja, es wäre ganz hübsch, wenn ich mich nur um meine Geschäfte zu kümmern hätte; aber ich muß immer auch in anderen Angelegenheiten mithelfen — z. B. die Japaner begraben, die an die Küste angeschwemmt werden. Gestern gerade hatte ich nicht nur einen Japaner, sondern auch einen Ochsen zu beerdigen. Stellen Sie sich vor, daß der Japaner auf dem Ochsen saß und ihn fest umklammert hielt. So wurden sie zusammen ans Land gespült! Ich habe die Söhne aus dem Reiche der aufgehenden Sonne gerade so wenig gern, wie ihre Brüder, die Chinesen. Die habe ich nun glücklich aus der Minenstadt ausweisen können. Ich beschäftige ausschließlich Matrosen und Jäger. Unter meinen Matrosen habe ich einen merkwürdigen kleinen Jungen. Er ist dreimal untergegangen. Das erste Mal auf dem „Bajarin", dann

auf dem Torpedoboot „Stereguschti", und das dritte Mal auf dem „Petropavlovsk". — Jetzt will er aber nicht mehr auf See gehen, weil er sich überzeugt hat, daß er den Schiffen kein Glück bringt." — Der Kapitän ist froh, daß er die Chinesen los geworden ist. Von ihrer schmutzigen Geldgier erzählt er uns folgende Geschichte: Letzte Woche bot ein Chinese einem japanischen Offizier an, ihm die russischen Stellungen zu zeigen! „Nur muß deine meiner 50 Yen geben!" sagte er. Der Japaner willigte ein. — Daraufhin ging der Chinese zu einem russischen Offizier: „Meine wird deiner einen japanischen Gefangenen verschaffen, wenn deine meiner geben 50 Rubel." — Der Russe willigte gleichfalls ein, und der Chinese führte den Japaner hin: „Hier sieht deine die russischen Stellungen!" und zum Russen: „Hier hat deine den japanischen Gefangenen!"

8. Juni. Da die Kranken auf der Mongolia täglich weniger pflegebedürftig sind, schickt Oberschwester Seregrakoff uns andere Schwestern abwechselnd in das Hospital Nr. 7, um dort die Nacht zu wachen. Heute ist die Reihe an mir. Um 6 Uhr abends fahre ich in die Neustadt; die Schwestern holen mich am Ufer ab, und wir gehen gleich in das Hospital, wo mir die Schwestern die Fälle der Kranken erklären, bei denen ich wachen soll. Nach dem Nachtessen gehe ich mit Schwester Andronikova in den Laden Soloveï, und wir kommen durch das Restaurant „Stern". Das Gebäude ist hell erleuchtet und mit Menschen gefüllt. Meistens sind es Mannschaften der Marine. Das laute Sprechen und Lachen übertönte die lustige Orchestermusik. Dort scheinen die Leute den Krieg ganz vergessen zu haben! Auf dem Rückweg begegneten wir auf Schritt und Tritt zweifelhaften Frauengestalten. Die eine trug Pump-

hosen aus schwarzem Samt und eine Jacke aus dem gleichen Stoff, weiße Strümpfe und einen großmächtigen Filzhut mit einer riesigen Straußenfeder. Zwei andere in Kleidern, die ebenfalls den Décadencestil verraten, heben ihre Röcke so hoch als möglich in die Höhe. Dort gehen drei in gleichen hellgrünen Kleidern, und unzählige andere folgen ihnen. Ihre Gesichter sind geschminkt und gepudert, und die ganze Atmosphäre um sie herum trägt einen aufdringlichen starken Parfümgeruch. Eine Anzahl Marineoffiziere kommen uns entgegen. Sie gehen alle in der Richtung nach dem Stern, und alle grüßen diese Frauenzimmer merkwürdig vertraulich. Ganz wie gute, alte Bekannte!

Als Port Arthur abgeschnitten wurde, erging ein Befehl an alle Frauen, die bleiben wollten, sich in das Rote Kreuz aufnehmen zu lassen, entweder als Pflegerinnen, Wäscherinnen oder Weißzeugnäherinnen. Die meisten haben sich nun zu irgend einem Hospital zählen lassen. Beim Anblick dieser Personen mußte ich unwillkürlich daran denken, wie es den Kranken wohl zumute sein müßte, von solchen Juwelen von Pflegerinnen besorgt zu werden.

Gegen 9 Uhr abends gehe ich in die Abteilung, um die Schwester abzulösen. Um 5 Uhr nachts eröffneten unsere Batterien ein Feuer auf feindliche Torpedos. Auf dem Lande hört man das Schießen viel stärker und schärfer als auf dem Meere.

9. Juni. Morgens kehre ich auf einer gemieteten Schampunka zur Mongolia zurück. Auf dem halben Wege kam mir die Schwester Marschner entgegen, die mich holen wollte. Ich erfahre, daß in der Nacht die Mongolia und alle andern Schiffe unter Volldampf sich jeden Augenblick zum Abfahren bereit halten mußten. In der Frühe jedoch wurde der Befehl zurückgenommen.

Unsere Batterien haben heute nacht einen Brander zum Sinken gebracht. Später sehe ich von der Kommandobrücke aus zu, wie japanische Torpedos unsere hilflosen Baggerkutter angreifen. Da fuhr der „Otwaschny" aus und zwang den Feind zur Flucht. Am Abend sprechen unsere Schiffe durch Signale miteinander. —

10. Juni. Ist es wirklich wahr? Täuschen mich meine Augen nicht? Unser Geschwader hat sich wirklich entschlossen, in See zu gehen! Ich höre, daß es noch nicht am Horizonte verschwunden ist, und stürze auf die Kommandobrücke. Unser ganzes Geschwader liegt in der äußeren Reede vor dem Hafenausgang und wartet, bis die Kutter denselben von Minen gesäubert haben, die die Japaner in großer Anzahl dort versenkten. Wir hören deutlich, wie jede einzelne zerschossen wird! Nun ist schon der halbe Tag vorüber, und noch stehen unsere Schiffe regungslos an derselben Stelle. Sollte es möglich sein, daß sie ihr Unternehmen auch diesmal nicht zu Ende führen werden? — 1 Uhr mittag. Das Geschwader bewegt sich! Wir atmen auf. Unsere Ärzte und die Studenten eilen nach der Tigerschwanzhalbinsel, von der aus man alles besser sehen kann. Welch ein seltener Anblick ist die Bucht ohne Schiffe! Nur die Kanonenboote, die Jacht „Sabiak", Schampunkas und zuletzt die arme, von allen vergessene Mongolia sind in der inneren Reede zurückgeblieben. Wie gerne wären wir mitgefahren! Wann werden wir endlich einmal ins freie Meer hinauskommen? Auf dem Maste des goldenen Berges wird ein Signal gehißt, ein Befehl für das Kanonenboot „Grimaschtschi", gleichfalls auszulaufen. Er war unter Volldampf, konnte also dem Kommando sofort Folge leisten, und bald war er gleich den andern am Horizonte verschwunden. Wir sind furchtbar aufgeregt. Der Druck, der auf uns lastet, läßt uns kaum

atmen. Was wird aus unserm Geschwader werden? Welches Schicksal erwartet es?

5 Uhr. Ich stehe immer noch auf der Kommandobrücke und warte auf etwas Außergewöhnliches. Da werden kleine schwarze Punkte am Horizonte sichtbar. Sie kommen näher und näher, sie werden deutlicher! Nun können wir die Baggerkutter unterscheiden, die, vom „Grimaschtschi" begleitet, zurückkommen. Weiter nach rechts sieht man drei chinesische Dschunken. Vom Geschwader ist nichts zu sehen. Es ist wahrscheinlich auf dem Wege, nach Wladiwostok durchzudringen, um sich mit Skrydlow zu vereinigen. — Gegen 8 Uhr abends steige ich wieder auf die Kapitänsbrücke. An der Mongolia legt eine Schaluppe an. Unser Oberarzt steigt aus. Er war auf dem „Grimaschtschi" hinausgefahren, um die Schiffe zu begleiten. Er hat noch gesehen, wie unser Geschwader der japanischen Flotte begegnete, aber er weiß nicht, was weiter geschehen ist. Auf dem Rückwege hatte er die chinesischen Dschunken getroffen. Da die Untersuchung ergab, daß sie nichts von Wert bei sich trugen, ließ man sie weiterfahren. — Um 8 Uhr abends ertönt das erste Geschoß; ihm folgen immer mehr, bis man zuletzt die einzelnen Schüsse in all dem Höllenlärm nicht mehr unterscheiden kann. Wir leben in der schrecklichen Furcht, daß die japanische Flotte sich Port Arthur nähere. — Gegen 9 Uhr kommen unser Provisor und Dr. S. zurück. Der Provisor ist ganz außer sich vor Erregung, fieberhaft läuft er hin und her: „Es ist nicht zu beschreiben, was auf dem ‚Otwaschny' vorgeht! Der Kapitän hat der Besatzung befohlen, an den Geschützen zu bleiben und sich zum Schießen bereit zu halten. Sie sind überzeugt davon, daß sich das feindliche Geschwader am Horizonte nähert, daß es unsere Signale kennt und sich deshalb mit unseren Batterien

verständigen kann. Der Kommandant des ‚Otwaschny' weiß nicht, wie er sich zu verhalten hat und ob er schießen soll oder nicht!" — Eine Stunde später erfahren wir, daß die Schiffe am Horizont unser eigenes Geschwader sind, das sich bemüht, einen Angriff der feindlichen Torpedos abzuschlagen. Ich steige auf die Kommandobrücke. Die Batterien schweigen. Nur unsere Schiffe schießen. „Warum kehrt unser Geschwader nicht in die innere Reede zurück?" frage ich den Kapitän. „Es ist die Ebbe, Schwester, es ist immer die Ebbe, die uns hindert, sonst wären sie schon eingelaufen!" Die Panzer und die Kreuzer haben in der äußeren Reede Anker geworfen und schlagen von dort aus den Angriff der feindlichen Torpedos ab. Nun sind sie zurückgeworfen! Noch hatte ich nicht Zeit gehabt aufzuatmen, als von neuem das Schießen der Schiffe begann, die Schüsse von neuem aufblitzten, und Port Arthur wieder zitterte! Das Herz krampft sich mir zusammen, wenn ich daran denke, daß nun jeden Augenblick auch unser Schiff von einer Mine getroffen werden und sinken kann! Bis zum nächsten Morgen dauerten die Kämpfe. Neun Angriffe wurden im ganzen abgeschlagen. Der letzte war der schrecklichste und längste. Diese Nacht des 11. Juni wird allen Einwohnern von Port Arthur unvergeßlich bleiben. Die Nacht selbst war wunderbar schön. Vom klaren blauen Himmel blinkten Mond und Sterne friedlich hernieder aus ihrer ruhigen Höhe in ewiger Klarheit, so daß es fast unmöglich scheinen mußte, daß auf Erden solche Kämpfe tobten. Aber der entsetzliche Krieg mit all seinen Schrecknissen hatte seinen Rachen geöffnet wie eine klaffende Wunde.

11. Juni. Das Geschwader ist heil und ganz zurückgekehrt mit Ausnahme des „Sewastopol". Eine mit der

Strömung schwimmende Mine war an das Panzerschiff gestoßen und hatte eine Explosion hervorgerufen. Glücklicherweise hatte sie an einer günstigen Stelle stattgefunden: im Kohlenlagerraum. Unsere Matrosen haben sich ausgezeichnet verteidigt, und es heißt, die japanischen Torpedos hätten große Verluste erlitten. Unser Geschwader wollte, nachdem es am Horizonte verschwunden war, den Befestigungen des Feindes zufahren, um sie zu bombardieren. Dieses Unternehmen glückte ihnen jedoch nicht, da sie schon auf halbem Wege mit dem feindlichen Geschwader zusammenstießen. Nun stellte es sich heraus, daß die Japaner außer dem „Hatsuse" kein Schiff verloren hatten, alle waren vollzählig zu sehen. Der Feind war doppelt so stark als wir. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, sich auf eine Schlacht einzulassen, und unser Geschwader beschloß, nach Port Arthur zurückzukehren. Auf dem Wege nach hier zurück wurden sie von feindlichen Torpedos angegriffen. In Port Arthur hatte man allgemein angenommen, daß die Schiffe nicht vor einigen Tagen zurückkehren würden, und hielt deshalb die näher kommenden Punkte am Horizonte für die japanische Flotte. Und jetzt erfuhr man auch, daß die Schüsse nicht Port Arthur, sondern den feindlichen Torpedos gegolten hatten. — Es kursieren hier drei neue Gerüchte: Erstens, daß die Japaner in der Republik Argentinia zwanzig gepanzerte Kreuzer gekauft hätten; zweitens, daß die Unsern in den nächsten Tagen ein Regiment schicken würden, um Kintschao wiederzunehmen; und drittens, in der japanischen Armee sei die Cholera ausgebrochen.

12. Juni. In der Nacht schießen die Batterien. Aus alter Gewohnheit gehe ich auf Deck. Es sind japanische Torpedos, die Minen legen wollen. Am Morgen

erfahren wir, daß einer von ihnen an eine Mine gestoßen und gesunken sei. Im Laufe des Tages lassen die feindlichen Torpedos sich abermals blicken und werden von unseren Batterien mit einem tödlichen Feuerregen überschüttet.

13. Juni. Auch heute nacht wurde geschossen. Am Morgen liefen „Novik" und „Bobr" aus, um die japanischen Stellungen anzugreifen. Die Japaner werfen sich auf unseren rechten Flügel. Am Tage gehen auch die Kreuzer „Diana" und „Pallada" ins Meer. Gegen 5 Uhr kommen sie zurück. Sie waren zu spät eingetroffen, unsere Stellungen waren bereits vom Feinde besetzt. — Wir erwarten ungefähr dreihundert Verwundete vom Lande, aber man bringt uns bloß fünfundvierzig. Am Abend besucht uns der Student W., der jetzt als zweiter Arzt auf dem „Cesarewitsch" arbeitet. Am 11. Juni hat er zum ersten Male eine Seeschlacht gesehen. „Zuerst wurde eine Messe abgehalten," so erzählt er. „Darauf ging jeder auf seinen Posten. Ich hatte kaum Zeit, den an den Kanonen beschäftigten Matrosen Watte für ihre Ohren zu geben, als der feindliche Angriff begann. Wir schlugen ihn glänzend ab. Die ganze Besatzung betrug sich musterhaft. Die Offiziere sparten mit Geschossen. Sie feuerten nur auf ein festes Ziel, das sie vor sich sahen. Der alte Withöft leitete das Ganze.. Alle waren sehr kaltblütig. Neben dem ‚Cesarewitsch' explodierten drei Minen auf einmal. Es ist ein Wunder, daß das Schiff nicht beschädigt ist. Sie wissen ja, daß wir neun Angriffe abgeschlagen haben. Alles ist voll von Bewunderung für Withöft!" — Kaum war ich abends eingeschlafen, als eine Schwester kommt und mich bittet, Verbandstoff herauszugeben. Unsere Ärzte und Studenten fahren in höchster Eile nach unsern Stellungen. Es seien dort sehr viel Verwundete.

14. Juni. Gegen Morgen ist erneutes Schießen im Gange. Man glaubt, daß unsere Batterien gegen die Torpedos feuern. „Schnell, schnell!“ ruft ganz aufgeregt unser Verwalter. „Kommen Sie auf die Kommandobrücke! Man kann drei große japanische Schiffe mit Volldampf sich Port Arthur nähern sehen!“ Wir eilen auf Deck. Was ist dort zu sehen? Die vermeintlichen Panzerschiffe verkleinern sich, je näher sie dem Hafen kommen, und zuletzt kann man deutlich drei chinesische Dschunken erkennen. Der dichte Nebel hat wohl an dieser optischen Täuschung schuld. — Gestern ist hier aus Wladiwostok Post eingetroffen, die heute verteilt wird.

15. Juni. In der Nacht war abermals Geschützdonner zu hören. Am Morgen erfahren wir, daß die Unseren zwei Torpedos zum Sinken gebracht haben. Der eine ist am Hafeneingang untergegangen. Heute verabschiedete sich Fähnrich Karotkich von uns. Er fährt auf die vorderen Stellungen. „Gott sei Dank!“ sagt er. „Mein Wunsch ist erfüllt. Endlich komme ich an die Reihe!“

16. Juni. Das Torpedoboot „Leutnant Burakow“ ist nach Inkau geschickt worden.

19. Juni. „Burakow“ ist noch nicht zurückgekommen. Man fürchtet, daß er untergegangen ist.

20. Juni. Es herrscht eine allgemeine Freude. „Burakow“ ist wohlbehalten zurückgekommen! Er hat Post und gute Nachrichten mitgebracht! — Am Tage bringt mir Herr Tardan Briefe. „Freuen Sie sich! Auf dem ‚Burakow‘ ist ein Offizier von Kuropatkin mit geheimen und wichtigen Nachrichten eingetroffen. Man soll bei Liaojang große entscheidende Kämpfe erwarten. Es ist Kuropatkin schon gelungen, eine große Armee zu bilden. Die beste, sicher beglaubigte Nachricht aber

ist die, daß Skrydlov zehn japanische Transporte zum Sinken gebracht hat, die fast alle mit Waffen zur Belagerung Port Arthurs beladen waren. Das wiegt die Niederlage einer ganzen Armee auf! Man erzählt auch, daß Skrydlov von Argentinien drei gepanzerte Kreuzer erhalten habe." Ich bringe diese gute Botschaft meinen Kranken. „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" tönte es aus allen Betten, und selbst die Schwächsten flüsterten: „Gott sei Dank! Nun wissen wir gewiß, daß wir die Japaner schlagen werden!" — Seit 11 Uhr morgens tobt die Schlacht. In den letzten Tagen haben die Japaner eine unserer wichtigsten Stellungen erobert, und die Unsern wollen sie jetzt um jeden Preis zurückgewinnen. — Während des Nachtessens kommt Kapitän Moltschanoff und verkündigt uns freudig erregt, daß gegen 5 Uhr die Stellung in unsere Hände gefallen und der Angriff beendigt sei. Die Unseren haben mehrere Kanonen von großem Kaliber erbeutet. Wenn auch diese Kanonen für uns untauglich sind, da die Japaner natürlich die Verschlüsse dazu nicht dagelassen haben, so ist immerhin der Feind durch diesen Verlust geschwächt. Unsere Soldaten sollen sehr erstaunt gewesen sein über die Schnelligkeit, mit der der Feind seine Geschütze aufstellte. Als jedoch die Befestigungen in unsere Hände fielen, stellte es sich heraus, daß die scheinbaren Kanonen nichts als große Holzstücke waren.

21. Juni. Wir bekommen heute die Nachricht, daß 19 Werst von Port Arthur eine Schlacht im Gange ist. Man weiß nicht, wer die Angreifer sind, die Japaner oder wir. Sicher ist nur, daß viele Verwundete dort sind. Am Morgen gegen 10 Uhr fahren unser Provisor, drei Studenten und zehn Sanitätssoldaten mit dem Zuge hin. Es sind in Port Arthur mehr als viertausend Plätze für Kranke und Verwundete vorbereitet. In der letzten

Woche wurden wieder zwei Schwestern nach einem Landhospital befohlen: Schwester Marschner und Schwester Mesak. Man hat sie an einem reservierten militärischen Feldlazarett unter Nr. 10 angestellt. Ihr Hospital ist in dem Gebäude des Hôtel de la Ville eingerichtet und faßt zweihundert Kranke. Ich habe die Schwestern noch nicht gesprochen, seit sie auf ihrem neuen Arbeitsfelde beschäftigt sind. Schwester Seregrakoff erzählt aber, daß sie es sehr schwer haben, dort alles einzurichten, da es den militärischen Institutionen am Nötigsten fehlt. Es gibt dort keinen Sterilisator, keine Petroleumkocher, wenig Wäsche und Geschirr. Sie wandten sich an General Balaschoff und Herrn Tardan, die ihnen auch geholfen haben. — Ich fahre nach der Neustadt zu unsern Schwestern im 7. Hospital. Dort ist aber meine Hilfe nicht nötig, denn die Kranken, die mit dem ersten Sanitätszug eingetroffen sind, wurden teils im 6. und teils im Svodnyhospital untergebracht. Erst der nächste Transport soll ins 7. Hospital gebracht werden. — Am Abend brachte der Zug die Nachricht, daß das Gefecht immer noch dauert. Wir sollen viel Verwundete haben, man taxiert sie auf mehr als sechshundert. Unsere Kanonenboote und Torpedos sind heute morgen in Begleitung des „Novik" ausgefahren und bis jetzt noch nicht zurückgekommen.

22. Juni. Ich bin vor 6 Uhr aufgestanden. Das Schießen hatte mich geweckt. Ich gehe auf Deck und lausche dem fortwährenden Geschützdonner, der hinter dem goldenen Berge ertönt. Ich frage die Signalmatrosen, ob die Japaner unsere Stellungen beschießen. „Höchst wahrscheinlich, Schwester!" ist die Antwort. „Sie feuern mit den weittreffenden Geschützen." — Ein Teil unserer Kranken, fast alles Matrosen, kommen gegen 7 Uhr aufs Deck, und ich erkundige mich auch

bei ihnen über die mutmaßliche Ursache des Schießens. „Schwesterchen, es sind unsere Kanonenboote und die ‚Novik', die schießen. Wir kennen den Ton der Geschütze. Sie greifen die feindlichen Stellungen an." — Mit dem 11 Uhr-Zug kommt einer unserer Pfleger, um Essen zu holen. Er berichtet, daß die Angriffe unserer Schiffe erfolgreich sind. „Unsere Soldaten, die auf dem Lande kämpfen, und alle andern auch," erzählt er weiter, „sind voll Bewunderung, wie die Japaner ihre Laufgräben angelegt haben! Wieviel mal besser sind sie als die unseren! Sie werden großartig von den Geschützen verteidigt. Der Japaner läßt sich nicht gern auf Bajonettkämpfe ein; er vertraut mehr seinen kleinen schnellschießenden Kanonen. Sie können von zwei Leuten getragen werden, die zu gleicher Zeit damit schießen. Es ist uns gelungen, einen riesengroßen Japaner gefangen zu nehmen, nachdem er durch sechs Schüsse verwundet worden war. Er stand neben seiner Kanone, so daß man ihn nicht sehen konnte. Als er unsere Kameraden erblickte, rief er ihnen in reinem Russisch zu: „Hurra, Kinder! Kommt schnell, schnell hierher!" Die Unsern eilten zu ihrem vermeintlichen Kameraden und wunderten sich nur, daß sie fortwährend aus dieser Richtung beschossen wurden. Endlich entdeckten sie den Japaner und erkannten die List. Sie führten ihn gefangen fort." — Im Laufe des Tages kehrte der Provisor mit den Studenten und Sanitätssoldaten zurück. Sie erzählten, der Zug habe viele und meistenteils Schwerverwundete gebracht. Auch die Japaner sollen große Verluste haben. Die Berggipfel von „Buinsan" sind aber in ihren Händen geblieben. Es ist den Unsern nicht gelungen, sie zu nehmen. Die Hauptkanone auf dem „Bobr" ist durch das viele Schießen unbrauchbar geworden.

23. Juni. Fähnrich Karotkich ist schwer verwundet. Er wollte zur Pflege auf die Mongolia gebracht werden, da es jedoch unmöglich war, ihn in einer Schaluppe zu transportieren, wurde er im Landhospital des Roten Kreuzes untergebracht.

24. Juni. Morgens fahren Schwester Seregrakoff, Schwester Orlow und ich in die Neustadt. Ich gehe zuerst in das reservierte Hospital Nr. 10, das, wie ich schon geschrieben habe, in dem prachtvollen, zweistöckigen Rathaus eingerichtet ist. Hier arbeiten Schwester Marschner und Schwester Mesak. Die erstere ist in der Küche, Schwester Mesak im Operationszimmer beschäftigt. In der Krankenabteilung arbeiten freiwillige Pflegerinnen. Schwester Marschner zeigt mir das Hospital. „Zuerst sollen Sie den oberen Stock sehen." Wir steigen eine breite, prachtvolle Marmortreppe empor und stehen oben vor der kleinen Kapelle. „Gehen wir durch den Korridor," sagt die Schwester. „Sehen Sie, wie schön breit er ist. Zu beiden Seiten befinden sich hier die Krankenzimmer. Es liegt sich hier wunderschön. Sehen Sie sich einmal dieses hier an." Wir treten in ein helles, riesengroßes Zimmer, dessen Türe und Fenster sich auf einen Balkon öffnen. Der Holzboden ist mit Ölfarbe gestrichen und glänzt wie ein Spiegel. Alle Zimmer sind verschiedenartig hell tapeziert: rosa, lichtblau, grün. Zu je zwei Krankenzimmern gehört eine kleine Badezelle, die dazwischen liegt. Im ganzen Hause sind elektrische Schellen. Elektrisches Licht ist nicht mehr da, denn der Apparat ist zu Scheinwerfern verwendet worden. Die eisernen Bettstellen stehen auf hölzernen Leisten, um die Böden nicht zu verderben. Neben jedem Bette steht ein mit hellbrauner Ölfarbe gestrichener Nachttisch. Nur die Matrazen entsprechen nicht ihrer schönen Umgebung: sie sind halb

mit Erde, halb mit Gras gefüllt. „Solange niemand darin liegt, ist es wunderbar," sagte mir die Schwester. „Wenn aber ein Kranker hineinkommt, ist das Gras nach einem Tage gleichfalls zu Erde verfault. Die Kissen sind von derselben Art. Auch die Krankenwäsche ist nicht von der besten Qualität; selbst wenn sie gewaschen ist, sieht sie schmutzig grau aus. Das Geschirr ist aus Blech, die Löffel aus Holz, und den Luxus von Messern, Gabeln und Teelöffeln hat die militärische Einrichtung ihren Kranken nicht leisten können. Als wir das Hospital eröffneten, mußten wir alles vom Roten Kreuz verlangen, und Herr. Tardan hat uns nichts abgeschlagen!" Ich machte mich dann zum Hospital Nr. 7 auf, wo von dem letzten Gefecht her viele Schwerverwundete liegen. Die beiden Schwersten sind in einem Extra-Zimmer untergebracht. Der erste hat einen gefährlichen Schädelbruch erlitten, sein ganzer Körper ist gelähmt, und man erwartet stündlich seinen Tod. Bei dem zweiten ist ebenfalls das Gehirn beschädigt. Zwei Tage war er ohne Bewußtsein und wälzte sich derart hin und her, daß man ihm ein anderes Bett neben das seine rücken mußte. Zum Erstaunen aller geht es ihm heute besser, und er hat sogar wieder einige Worte gesprochen. Sein Aussehen ist aber noch immer sehr beunruhigend: die Augen sind ganz verglast, und immer noch wälzt er sich hin und her.

25. Juni. Ich gehe auf Panzerschiff „Pereswiet", um den Fürsten Uchtomski zu besuchen. Er nennt die Kämpfe, die wir miterlebten, den Krieg der unterseeischen Minen, weil diese bis jetzt die Hauptrolle gespielt haben.

26. Juni. Auf dem Meere wird wieder stark geschossen. Ich miete eine Schampunka und fahre in die Neustadt. Der Chinese kann sein Ruder der Ebbe

wegen nur mit Schwierigkeit handhaben, und ganz plötzlich sitzt meine Schampunka auf dem Boden fest und rührt sich nicht von der Stelle. Kurz entschlossen steigt der Chinese aus und führt sie ziehend ein Stück weiter. Bald können wir unsere Fahrt fortsetzen; aber schon nach einer kurzen Strecke fahren wir abermals knirschend auf den Sand. Vom Ufer her schreit mir ein Arbeiter zu: „Schwester, ich glaube, Sie gehen besser zu Fuß weiter!" Der Chinese ist derselben Meinung: „Ja, Madame, deine möge gehen heraus!" Ich steige aus und gebe ihm als Fuhrlohn zwanzig Kopeken. Gewöhnlich erhalten sie nur zehn. Aber je mehr man einem Chinesen gibt, desto unzufriedener ist er. Und dieser, anstatt sich zu bedanken, schreit mir frech nach: „Wenig, Madame, wenig!" Kaum bin ich zehn Schritte weitergegangen, als ich bis zum Knie in Schlamm einsinke, und hinter mir sehe ich schon die Flut herankommen. Bis zum Ufer war es noch weit. Der Mann, der mir so freundlich zum Aussteigen geraten, hatte schnell selber die Schampunka gemietet und war nach der Altstadt gefahren. Ich schimpfe auf die beiden, so sehr ich konnte und hatte gerade noch Zeit, das Ufer zu erreichen. — Ich gehe nach dem Hospital Nr. 10. Heute hat eine freiwillige Schwester Dienst, die sich den Kranken nur nähert, wenn sie laut schreien.

28. Juni. Die ganze Nacht hindurch wurde fest geschossen. Man erwartet in den nächsten Tagen einen neuen Angriff der Japaner. — Admiral Withöft hat beschlossen, die Mongolia nicht mitzunehmen, wenn das ganze Geschwader ausläuft. So ist denn auf dem Schiffe keine große Arbeit mehr zu erwarten, während auf dem Festlande nicht genug Pflegerinnen aufzutreiben sind; ich habe deshalb Schwester Seregrakoff gebeten, mich von nun an auf dem Lande zu beschäftigen. Auch bei

General Balaschoff bringe ich mein Anliegen vor und er verspricht mir, im Bedarfsfalle an mich zu denken.

29. Juni. Es heißt, daß unsere Blockade nicht mehr länger als zwei Wochen dauern wird. Im Laufe des Tages fahre ich nach dem Hospital Nr. 7. Schwester Ermulayeff schlägt mir vor, einen gefangenen Japaner im Hospital Nr. 9 zu besuchen. Ich willige mit Vergnügen ein, und wir machen uns auf den Weg. Am Eingang des Hospitals Nr. 9 begegnen wir einem Arzte. „Wohin gehen Sie, Schwestern?" fragt er uns. „Wir wollen gerne den gefangenen Japaner besuchen." „Aber er spricht ja mit niemandem. Er sitzt da wie eine Mumie und weigert sich, Nahrung zu sich zu nehmen. Geben Sie nur acht, wie er aussieht. Nichts als Knochen und Haut!" Die Schwester Ermutayeff deutet auf mich: „Die Schwester Baumgarten spricht Englisch. Vielleicht gelingt es ihr, sich mit ihm zu verständigen." „Das wäre ja ausgezeichnet!" rief der Arzt. „Fragen Sie ihn doch, was ihm fehlt und weshalb er keine Nahrung zu sich nehmen will." Der gefangene Japaner ist ein Ingenieur-Mechaniker, der von einem untergegangenen Brander am 20. April gerettet wurde. Der Arzt hatte recht, er sah völlig ausgehungert aus. Man könnte glauben, daß er sich im letzten Stadium der Schwindsucht befände. Ich rede ihn Englisch, Französisch und Deutsch an. Ein stummes Kopfschütteln ist die Antwort. Er versteht nichts, gar nichts! Doch als ich ihm auf Englisch von den japanischen Gefangenen erzählte, die wir auf der Mongolia gehabt hatten, hörte er mit einer solchen Aufmerksamkeit zu, daß ich überzeugt bin, er hat alles verstanden. Ehe wir gingen, gab er uns durch Zeichen zu verstehen, daß er wegen eines Leidens auf der Brust nur trinken, und nicht essen wolle. In seiner Zelle ist noch ein japanischer Gefangener, ein

gemeiner Soldat, der am 22. Juni durch sechs Kugeln verwundet wurde. Er ist von seinem schweigenden Genossen angesteckt und spricht kein Wort, obgleich wir durch unsere Soldaten wissen, daß er ausgezeichnet Russisch kann.

30. Juni. Während der ganzen Nacht beschossen unsere Batterien die feindlichen Torpedos, die Minen versenkten. Am Morgen fahre ich in die Altstadt, um noch Konserven einzukaufen, meistenteils Corned beef und kondensierte Milch.

4. Juli. In der Taubenbucht ist ein großes Schiff mit einer großen Kanone gesunken. Chinesen, Engländer, Amerikaner und ein Israelit, der lange Zeit in Port Arthur gewohnt hatte, gingen dabei zugrunde. Man mutmaßt, daß die Kanone für die Japaner bestimmt war und daß das Schiff sich aus Versehen nach Port Arthur verirrt habe. Die Untersuchung ist noch nicht eingeleitet. — Morgens erhalte ich einen Ruf für unbestimmte Zeit in das 10. Hospital. So werde ich denn von nun an nicht mehr im Roten Kreuze, sondern bei den militärischen Einrichtungen arbeiten. — Ich begab mich zu General Balaschoff, doch da er beschäftigt war, ließ ich Herrn Tardan sagen, daß ich geschäftlich mit ihm zu reden hätte. Es handelte sich um eine heikle Angelegenheit. Schwester Andronikowa erzählte mir, daß im 7. Hospital gestern ein Kranker entlassen wurde, für den sie den Aufseher um ein Hemd und eine Hose aus der Wäschesendung bat, die General Balaschoff für die als geheilt entlassenen Verwundeten bestimmt hatte. Der Aufseher versprach, die Bitte zu erfüllen, aber eine Stunde später zeigt ihr der Kranke ein Hemd, so zerrissen, wie wenn es ein Bettler zehn Jahre getragen hätte. „Schwester," sagt er ihr, „sehen Sie nur dieses Hemd! Ich kann es nicht nehmen, denn

da der Hospitalsstempel darauf ist, wird man im Regiment sagen, ich habe es gestohlen. Lieber gehe ich ganz ohne Hemd!" Schwester Andronikowa nimmt das nun als einen Beweis, daß der Verwalter den Kranken die alte Wäsche des Lazaretts gibt, während er das Geld für die falsche Rechnung der neuen Hemden in seine Tasche steckt. „Denn es ist doch nicht möglich, daß in den Vorräten des Roten Kreuzes so zerrissene Hemden sind wie die, welche ich gestern sah?" „Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen unser Lager zeigen," sagte Herr Tardan, und wir machen uns auf den Weg dorthin. Was gab es da nicht alles! Es war ein ganzes Stadtviertel! Eine Menge Wäsche bester Qualität, Stiefel, dicke Stoff- oder Fellschuhe, wie sie unsere Soldaten tragen, gefütterte Pelzjacken, warme Jagdhemden und allerhand Eßwaren; eine eigene Schmiede und Tischlerei, und überall wird unausgesetzt gearbeitet: man baut Tragbahren und Stühle, kleine Krankenwagen für Schwerverwundete, Särge, Schränke, Tische und alles mögliche sonst. Von dieser Zentrale des Roten Kreuzes gehen wir in das Militär-Kolonialwarenlager, um noch einige Provisionen einzukaufen, die täglich mehr zusammenschmelzen. Zucker gibt es nur sehr wenig und wird einzig noch an Offiziere und das Hospitalpersonal verkauft. Ein Soldat, der von weitem zusah, daß ich als barmherzige Schwester alles bekam, was ich verlangte, trat auf mich zu und bat mich, ihm doch zwei Pfund Zucker zu kaufen. Unglücklicherweise hörte der Verkäufer seine Worte, und so konnte ich seine Bitte nicht erfüllen. Als ich das Warenlager verließ, wurde ich durch ein lautes Schluchzen veranlaßt, mich umzuwenden. Da stand eine Frau vor einem Ladentisch und weinte bitterlich. „Was fehlt ihr denn?" frage ich den Verkäufer. „Sie kann nirgends Fleisch

für ihr krankes Kind bekommen, Schwester! Sie ist nicht die erste und nicht die letzte, die hierher kommt und weint und jammert, um unverrichteter Dinge wieder fortgehen zu müssen!"

6. Juli. „So verlassen Sie uns also, Schwester Baumgarten?" „Ja, Schwester Seregrakoff; Sie wissen ja, daß ich auf dem Lande arbeiten will." „Und wenn die Mongolia doch einmal ausläuft?" „Sie wird doch nicht auslaufen, Admiral Withöft hat es gesagt. Aber wenn es doch sein sollte, dann vergessen Sie mich nicht und nehmen mich mit, nicht wahr?" „Aber selbstverständlich! Kommen Sie nur, sobald Sie die Signalpfeifen hören." „Also abgemacht! Dann komme ich sicher!" „Aber wollen Sie wirklich bei diesem Sturme wegfahren? Sie werden sicher mit dem Boote umkippen." „Es kommt schon, wie es kommen muß! Auf Wiedersehen!" Mit diesen Worten steige ich in die Schaluppe und fahre ans Land. In der Tat ist das Wetter schrecklich! Ein eisiger Wind peitscht mir den feinen Herbstregen ins Gesicht. Bis auf die Knochen durchnäßt komme ich im Hospital an. Das für mich bestimmte Zimmer liegt neben dem Verbandzimmer. Bett, Lampe, Waschgeschirr und das Allernotwendigste war mir von Herrn Tardan aus dem Roten Kreuze geschickt worden.

11. Juli. Ein guter Anfang! Die Schwestern Marschner, Mesak und ich sind an der Ruhr erkrankt, aber setzen trotzdem alle drei unsere Arbeit fort. Bis jetzt habe ich fast meine ganze Zeit der Organisation meiner Abteilung gewidmet. Ich habe Herrn Tardan um einen Schrank für medizinische Medikamente, um Wachstuchunterlagen für schwache Kranke gebeten, außerdem um Eisbeutel und Luftkissen. Die mir anvertrauten Geldspenden und milden Gaben habe ich dazu verwendet, um kleine Teekannen anzuschaffen, die

die alten Krankenbecher ersetzen sollen. Dann kaufte ich noch Krankengeschirr, Brechschüsseln, Schwämme, Seife, Handtücher, Stoffe, um die Binden für die Umschläge zu nähen, und noch viele Sachen, die bisher fehlten, aber die unentbehrlich zur Pflege sind. Beim Tischler habe ich hölzerne Gestelle bestellt, um die Kissen nach Belieben erhöhen und dadurch den Kranken in einer sitzenden Stellung erhalten zu können, außerdem viele Krücken und Apparate, um kranke Glieder hochzuhalten oder um Gummibeutel mit heißem Wasser oder Eis daran aufhängen zu können. Gegenüber dem Zimmer unserer Schwestern ist ein kleiner fensterloser Raum, in dem ich alle Vorräte, meine Einkäufe sowie die mir anvertrauten milden Gaben unterbringe. Wir haben sechs freiwillige Schwestern, die abwechselnd Dienst haben. Ich unterrichte sie täglich zwischen 11 und 12 Uhr, wenn wir am wenigsten zu tun haben. Unser Tagesprogramm ist nicht sehr groß. Ich bringe ihnen die ersten Begriffe von Anatomie, die ersten Hilfeleistungen, die Merkmale bei Typhus und Ruhr, die allgemeine Pflege der Kranken und Verwundeten und die Kenntnis der meist gebrauchten Arzneien bei. Es ist besser, wenn sie einen Begriff von dem haben, was sie tun, als wenn sie mechanisch arbeiten. — Ich habe nun auch die Bekanntschaft des Personals unserer Anstalt gemacht. Es ist schwer, sich vorzustellen, wie diese Arbeitskräfte beschaffen sind; mit Ausnahme von zweien oder dreien ist keiner einen Pfennig wert. Schwester Marschner sagt mir, daß die Zellen unserer schwersten Kranken von dem besten Diener in Ordnung gebracht werden. „Nur reden Sie ihn immer Iwan Iwanowitsch an, sonst gibt er sich keine Mühe!“ „Das ist ja eine schöne Empfehlung für den besten Diener!“ lachte ich. Vorgestern betrat ich nun die Zellen, die unser be-

rühmter Iwan Iwanowitsch in Ordnung hält. Sie sind in einem schrecklichen Zustand; der Staub liegt einen Zentimeter hoch! Er hat freilich eine wichtigere Beschäftigung als rein zu machen, er sitzt auf dem Bette des Kranken und erzählt ihm etwas, das einen konvulsivischen Lachanfall bei dem Patienten hervorruft. Der ist im Magen verwundet und sollte sich ganz ruhig verhalten. Bei meinem Eintritt trat eine plötzliche Stille ein, und Iwan Iwanowitsch wurde klein, ganz klein beim Vorgefühl eines herannahenden Gewitters. Unser Juwel ist Soldat der Reserve, beinahe 40 Jahre alt, klein und dick. Sein rundes Gesicht ist immer mit Ruß bedeckt. Seine Augen erinnern an hellblaue Glasperlen und sehen aus, als wollten sie jeden Augenblick aus ihren Höhlen springen. „Iwan Iwanowitsch," begann ich, „sieh doch mal, was für ein Staub hier ist!" „Jawohl, Schwester, aber er stört ja niemanden!" „Danach frage ich nicht! Ich will nur, daß du ihn gleich aufwischst!" Daraufhin fängt unser bester Diener an, auf den Tisch zu spucken und dann mit dem Ärmel darüber hinzuwischen. Nach vollbrachter Arbeit sah er mich triumphierend an, als erwartete er Lob, weil er meinen Befehl so prompt ausgeführt hatte. „Man sieht es gleich, daß du niemals bei Kranken gearbeitet hast, Iwan Iwanowitsch." „Falsch, Schwesterchen! Haben doch schon gearbeitet. Waren zwei Jahre lang Stallknecht im Stadthospital." Er hat nämlich die Angewohnheit, von sich immer im Majestätsplural zu sprechen. Ein zweites Musterexemplar unseres Personals ist Tamiloff, ebenfalls ein ungefähr 40jähriger Soldat der Reserve, der in allem an Iwan Iwanowitsch erinnert, nur noch fauler ist als dieser. Wenn man seine Zellen betritt, liegt er immer da und schnarcht. Unsere dritte Perle ist Petruschin, ein neu eingezogener Soldat. Er kann schon arbeiten, aber er

will leider nicht! Der vierte ist Tscherkaschin, der aussieht wie ein Räuber. Er hat einen riesenhaften Wuchs und ebensolchen Appetit. Die Arbeit hingegen ist nicht nach seinem Geschmack. Wenn man ihm etwas erklärt, sagt er mit einer tiefen Verbeugung: „Ich höre, Schwesterchen." Damit glaubte er aber auch seine Pflicht vollständig getan zu haben, denn das Gehörte zu beherzigen, fällt ihm nicht ein. Unsere übrigen Diener stehen mehr oder weniger auf derselben Stufe, mit Ausnahme von dreien, die aber trotz größerer Gewissenhaftigkeit auch nicht allzuviel leisten, denn der erste hat einen Bruch, der zweite ist taub, und der dritte ist schwach und kränklich.

12. Juli. Heute besuchte ich die „Mongolia" und erfuhr dort den Untergang des Torpedos „Leutnant Burakoff". Er war nach Inkau geschickt worden. Dort muß ihm etwas zugestoßen sein. Man weiß nichts Genaues, Tatsache ist nur, daß man zu dem bei uns so gebräuchlichen Rettungsmittel griff, ihn in die Luft zu sprengen. Die Kranken des „Leutnant Burakoff" liegen auf der „Mongolia".

13. Juli. Seit heute morgen um $^1/_2 7$ Uhr greift der Feind unsere vorderen Stellungen von allen Seiten an. Nachdem wir alles für die ersten Hilfeleistungen vorbereitet haben, erwarten wir bis 2 Uhr nachts mit großer Aufregung die Verwundeten. Da aber immer noch keine gebracht werden, entschließen wir uns, zu Bett zu gehen. Kaum aber war ich eingeschlafen, als es an meine Tür klopft: „Die Schwestern werden zur Arbeit verlangt!" Im nächsten Augenblick bin ich in meinen Kleidern und im untern Stock. Auf beiden Seiten des Korridors stehen Reihen von Tragbahren mit Verwundeten, und in dem Vorzimmer haben sich eine ganze Masse unglücklicher, müder Menschen dicht

zusammengedrängt. Einem ist die Hand abgerissen, dem zweiten die Kinnlade zerschmettert, dem dritten die Zunge durchgeschossen. Mit einem Wort: man sieht die verschiedensten und furchtbarsten Verletzungen. Ihre Kleider und die Verbände sind blutdurchtränkt, die Körper schmutzig, das Haar staubbedeckt. Manche sind bei Bewußtsein, einige schlafen bleiern und schwer, während andere sich stöhnend umherwälzen. Die meisten sind von Durst gemartert: „Schwesterchen, um des Heilandes willen, etwas zu trinken!“ oder „Schwesterchen, gibt es nichts für uns zu essen? Seit zwei Tagen und Nächten läßt uns der verfluchte Japaner keine Zeit dazu! Aber wir haben es ihm auch gut heimgezahlt!“ Es werden wieder Kranke gebracht. Immer neue, und immer zahlreicher! Alle Hände sind beschäftigt. Das ganze Personal ist auf den Beinen. Da wird den Neuangekommenen Wein oder Schnaps zu trinken gegeben, dort werden sie umgekleidet, während andere die Kleider und das Geld einschreiben, das die Verwundeten bei sich trugen. Im Verbandzimmer arbeiten zwei Ärzte und zwei Schwestern. Es sind zu wenig Hände für den allgewaltigen Strom von Arbeit, der sich über uns ergießt. Die Wunden sind bei den meisten schwer. Auf den Gängen steht eine Tragbahre neben der anderen, auf denen die Unglücklichen warten, bis ihnen im Verbandzimmer Erleichterung zuteil wird. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Alle bestürmen mich mit Bitten. Jetzt kommt unser Oberarzt: „Schwester, schicken Sie die Schwerverwundeten, die den meisten Blutverlust haben, schneller ins Verbandszimmer!“ Prachtvoll! denke ich. Wie soll ich das anfangen! Sie sind ja alle schwerverwundet. Sie müßten alle gleich verbunden werden! Das ist ein Ding der Unmöglichkeit! „Schwester!“

ächzt es neben mir. „Schicke mich zuerst ins Verbandzimmer. Ich kann nicht länger leiden.“ Ich sah den Sprechenden an. Er lag mit noch zwei anderen auf einer breiten Tragbahre und war im Magen verwundet. Seine beiden Gefährten hatten Wunden im Kopf und in der Brust. „Schwesterchen, machen Sie schnell, daß man mich auch verbindet,“ bat ein anderer, der großen Blutverlust hatte. „Schwester,“ drängen nun auch noch die Sanitätssoldaten, „machen Sie einige Tragbahren frei. Und ist jede Minute kostbar; wir müssen noch neue Verwundete holen.“ Da öffnet sich die Türe des Verbandzimmers; man bringt einen Kranken heraus. Ich beeile mich, ihn gut in einem leeren Bett unterzubringen, und wende mich dann zu dem Soldat mit dem großen Blutverlust. Es ist zu spät; er ist vor einigen Augenblicken gestorben! An seiner Stelle nehmen wir einen zweiten ins Verbandzimmer. Er ist bei Bewußtsein, sein linker Fuß und seine linke Hand sind jedoch gelähmt. „Schwester,“ sagte er zu mir, „heute hat meine Frau sicher einen sehr schlechten Traum gehabt.“ Dem Unglücklichen hat eine Flintenkugel den Schädelknochen eingeschlagen. Beim Verbinden sieht man Gehirnmasse aus der Wunde herausquellen. Unsere Ärzte geben ihn auf. In Zelle Nr. 6 legt man einen ebenso hoffnungslosen Kranken, der von einem Splitter an der Stirne und den Augen schrecklich verwundet ist. Die Augen quellen heraus, er ist vollständig blind. Außerdem leidet er an einer starken Blutung der Nase und stechendem Kopfschmerz. „Schwesterchen,“ ruft er mir, „bitten Sie den Doktor, daß er mir ein Pulver gegen Kopfschmerzen aufschreibt!“ So oft ruft der Arme nach dem „barmherzigen Schwesterchen“, daß er von den Kranken zuletzt selber „das barmherzige Schwesterchen“ genannt wird. — Um 2 Uhr nachmittags haben

wir eine Ruhepause von einer Viertelstunde, und dann geht es wieder an die Arbeit bis 1 Uhr in der Nacht. Nach einer halbstündigen Ruhe werden uns wieder siebzig Verwundete gebracht, ebenso schwere Fälle wie in der vorigen Nacht. Wieder dieselben Reihen von Tragbahren, dasselbe Stöhnen und Ächzen, dieselbe Eile! Und gegen Morgen kam ein neuer Transport von dreißig Verwundeten. Wieder dauert die Arbeit bis 2 Uhr in der Nacht! Wir können uns kaum auf den Beinen halten. Die Schwester kommt in mein Zimmer, um mich zum Essen zu rufen, aber ich habe nicht die Kraft aufzustehen. Am nächsten Morgen beim Frühstück sahen Schwester Marschner, Schwester Mesak und ich uns nur schweigend an und brachen dann in bitteres Weinen aus. Wir weinten nicht unsertwegen, sondern um die armen, armen unglücklichen Verteidiger Port Arthurs! Wir fühlten unsere Machtlosigkeit und unsere erbärmliche Kleinheit gegen den Vernichtungskampf des allgewaltigen Todes! Wie viele Soldaten sind von dem schlechten Transport und dem starken Blutverlust unter schweren Qualen gestorben! In meinem ganzen Leben werde ich nie und nimmermehr die hilflosen, leidenden Blicke derer vergessen, die Leib und Leben willig für das Vaterland geopfert haben. „Schwesterchen, komm zu mir. Schwesterchen, ich sterbe. Ich fühle, daß ich sterbe. Aber ich habe mein Leben teuer verkauft!" Mit diesen Worten stirbt nicht bloß einer in Port Arthur! Je mehr man sich in die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage hineindenkt, desto mehr kommt uns die schauderhafte Bestialität des Krieges zum Bewußtsein!

17. Juli. Es ist schwer, in Gedanken all das zu ordnen, was wir in diesen letzten schrecklichen Tagen erlebten! Sie haben sich mir unauslöschlich in die

Seele gebrannt! Diese blutige Zeit voll Schrecken und Leiden, die so viel Witwen und Waisen, so viel Verstümmelte und Krüppel geschaffen hat. In den Tagen vom 13. bis zum 15. Juli sind 269 Menschen allein in unser Lazarett gebracht worden. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Schwerverwundete! Es hat noch nie einen Krieg mit schrecklicheren und verschiedenartigeren Wunden gegeben wie diesen hier. Wunden von explodierten Granatensplittern, von Schrapnels, von Flintenkugeln, Verbrennungen von geworfenen Handbomben, mit Pyroxilin gefüllt, ein Vernichtungsmittel, das die Menschheit bisher noch nicht kannte und erst unlängst von den Japanern eingeführt wurde. „Schwesterchen," sagen mir unsere Kranken, „die Japaner wollen nicht mit Bajonetten kämpfen. Sie werfen Kugeln, die sie anzünden und die explodieren und uns mit Feuer begießen. So etwas haben wir noch nie gesehen! Die schlauen Japaner haben uns überlistet." Was diese furchtbare Zeit noch schwerer machte, war die völlige Untauglichkeit des Personals. Das Herz tut mir weh, wenn ich daran denke, wie roh und brutal sie mit den Verwundeten umgehen. Der schwache Kranke fleht um etwas zu trinken, und der Sanitätssoldat antwortet: „Leide nur noch ein bißchen! Wenn du leben sollst, so wirst du auch ohne Trinken leben!" Tamilow hat sich besonders ausgezeichnet. Ich komme in seine Zelle und finde ihn fest schlafend auf dem Bette des Kranken, während dieser bewußtlos in Zuckungen auf der nackten Diele liegt. Unser „bester Diener" hat sich krank gemeldet, sobald die Verwundeten gebracht wurden: „Sind halt übermüdet!" mit diesen Worten ging er in seinen Schlafraum. Ich mußte in diesen letzten Tagen so viel schreien, daß ich gar keine Stimme mehr habe, denn mit Güte kann man bei unserm Personal nichts

ausrichten, nur auf lautes Schelten und Donnern reagieren sie. Und dabei diese unglaubliche Verständnislosigkeit! Das Ausziehen der Kranken ist keine leichte Arbeit. Ich sage: „Wenn du nicht weißt, wie du es machen sollst, so frage mich doch!“ Aber nein, er tut ganz nach seinem Kopfe. Und dabei kann man mit unachtsamem, ungeschicktem Ausziehen den Kranken so viel schaden! Man bringt einen Soldaten mit zerrissener Wunde und einem komplizierten Bruch des Oberschenkels. Die geringste Bewegung verursacht ihm Höllenqualen. Des fortwährenden Blutverlustes wegen kleben seine Kleider an seinem Körper fest. Jedermann würde einsehen, daß man hier nur mit größter Vorsicht vorgehen darf. Unsere Diener sind aber nicht so feinfühlig. Anstatt die Kleider langsam abzuschneiden, reißen sie sie einfach ab. Die folgende Begebenheit hat sich nicht nur einmal zugetragen: Man bringt auf einer Tragbahre einen schwer im Magen Verwundeten, dem die kleinste unvorsichtige Bewegung den Tod bringen kann. Die Pfleger sagen jedoch zu ihm: „Ziehe dich selber aus, deine Hände und Füße kannst du ja gebrauchen!“ Wenn ich alles Derartige aufschreiben wollte, würde ich ein ganzes Buch zusammenbekommen. Sobald man anfing, uns Verwundete zu bringen, betrank sich unser ganzes Personal mit Ausnahme des Iwan Iwanowitsch, der bekanntlich schlafen ging. „Schämt ihr euch denn nicht?“ frug ich sie. „Ach nein, Schwesterchen, das macht uns lustiger!“ Ich werde niemals vergessen, wie sehr mir unser Provisor, Herr Krause, und zwei neu eingetragene freiwillige Schwestern, Sokoloff und Nowoschiloff, in diesen schwierigen Tagen beigestanden haben. Tag und Nacht waren sie unermüdlich auf den Beinen, und es war schön, zu sehen, mit wieviel Geistesgegenwart und

Willensstärke sie die Leiden der armen Kranken linderten.

18. Juli. Eine Freude ist es, wie schnell unsere Verwundeten sich erholen, dank der unermüdlichen Arbeit unserer ausgezeichneten Ärzte und der nahrhaften Kost, die unter der erfahrenen Aufsicht der Schwester Marschner bereitet wird. Die Speisen für die schwächsten Kranken bereitet sie selbst und bringt sie ihnen eigenhändig in ihren freien Augenblicken. In der Zelle neben dem Verbandzimmer liegen zwei sehr schwer im Magen Verwundete. Auf der linken Seite der Zelle Nr. 7 liegt ein Soldat, der nicht verwundet ist, aber von einer unexplodierten Granate getroffen wurde. Sein ganzer Körper ist davon blutunterlaufen und von dunkelblauer Farbe. Es hat sich bei ihm eine schwere Rippenfellentzündung sowie Blutspucken und Atemnot eingestellt. Es steht ihm eine schwierige Operation bevor. Seinem linken Nachbarn, einem Tataren, ist eine Kugel in die Brust gedrungen, und auch er spuckt Blut; und dessen Nebenmann sind beide Waden schwer verwundet. In der gegenüberliegenden Zelle liegt ein anderer; er hat den kalten Brand im Fuß. Man wollte ihm schon lange das ganze Bein amputieren, aber er hat sich erst heute zu der Operation entschließen können. Nun wird sie morgen vor sich gehen. — Die Kugelwunden heilen ausgezeichnet; die japanischen Kugeln sind viel kleiner als die unseren, und die Wunde, die sie verursachen, ist nicht größer als ein Stecknadelkopf.

19. Juli. Alle unsere vorderen Positionen, der Wolfshügel und der grüne Berg, sind von den Japanern eingenommen worden. Die Erstürmung unserer Stellungen bei Su-ei-zangau, Talingau, Jupilasi, Schamintsi, Höhen von 173, 163 und 86 Metern, wird uns Ein-

wohnern von Port Arthur unvergeßlich bleiben! Unsere Scharen haben sich bis zu den Forts und den Festungswerken zurückgezogen, so daß wir jetzt das letzte Stadium des Belagerungskrieges erreicht haben — den Festungskampf. Der Ring, den die Japaner um Port Arthur geschlossen haben, wird täglich enger und enger, und die Aufregung und höchst gespannte Furcht vor dem Kommenden zerrt an unsern Nerven. Die Japaner greifen noch nicht an, sie befestigen ihre neuen Stellungen, wohin von Zeit zu Zeit unsere Schiffe 12zölliges Konfekt schicken. Wenn die riesenhaften, schweren Granaten die Kanonenmündung verlassen, durchsausen sie die Luft mit solcher Gewalt, daß alle Häuser der alten und der neuen Stadt erzittern. Die Türen fliegen auf, klirrend zerspringen die Fensterscheiben und fallen in tausend Splittern auf die Straßen. Die Ohren werden betäubt und schmerzen von all dem Lärm wie eine eiternde Wunde. Viele Leute, zum größten Teile Frauen, sind in diesen letzten Tagen ganz willenlos und apathisch geworden. Sie haben keine Widerstandskraft mehr und verlangen nur noch danach, auf Dschunken nach Tschifu geführt zu werden.

25. Juli. In der heutigen Nummer der Zeitung „Novi Krai" wird eine Prozession angekündigt, die von der Hauptkirche zum Stadtplatz veranstaltet werden soll, um den Allmächtigen und die hohe Himmelskönigin um Schutz und Beistand anzuflehen. Sämtliche Einwohner von Port Arthur werden aufgefordert, daran teilzunehmen. Kaum hatte ich dies gelesen, als ein starkes Zischen durch die Luft sauste. „Schwester," sagen die Kranken, „sehen Sie doch einmal aus dem Fenster. Die Japaner scheinen uns wieder mit Geschossen zu überschütten. Das Zischen wiederholt sich, und in der Bucht steigt dicht neben dem Panzerschiffe

„Pereswiet“ eine weiße Wassersäule einer unexplodierten Granate auf. „Von woher kann man nur schießen?“ frage ich erstaunt, „auf dem Horizonte ist nichts vom feindlichen Geschwader zu sehen.“ „Man schießt vom Lande, Schwesterchen. Sie haben wahrscheinlich ihre Belagerungsgeschütze schon fertig aufgestellt.“ Und so ist es, unsere Befürchtungen sind eingetroffen. Die Gefahr droht! Wir fühlen mehr als je die Belagerung und ahnen alle ihre künftigen Schrecknisse voraus. Gegen 12 Uhr kommt eine neue freiwillige Schwester, um ihren Dienst anzutreten. Ihr Gesicht ist weiß wie Schnee. „Was ist Ihnen denn begegnet, Schwester?“ frage ich. „Sind Sie verwundet?“ „Nein, Schwester,“ ist die Antwort. „Ich bin nur aufgeregt und kann mich nicht von dem erholen, was ich auf dem Stadtplatz und dem Wege hierher Schreckliches gesehen! Ich habe an der Prozession teilgenommen, und ehe noch der Gottesdienst beendigt war, vernahm man plötzlich dumpfen Geschützdonner, und einige Sekunden später pfiff ein Geschoß über unsere Köpfe dahin. Wir konnten nicht an die Möglichkeit eines Bombardements glauben in einer Zeit, da sich das Volk versammelt hat, um den Allerhöchsten um Rettung aus Gefahr anzuflehen. Aber dem ersten Geschoß folgt ein zweites, und gleich darauf durchsaust eine dritte Granate die Luft. Man kann sich nicht vorstellen, welche Aufregung sich des Volkes bemächtigte, das gerade auf den Knien inbrünstig zu beten begonnen hatte. Alles zitterte und bebte und stob in rasendem Entsetzen auseinander. Der durch den argen Feind gestörte Gottesdienst wurde natürlich eingestellt. Auch ich lief so schnell ich konnte, und es hat mir nicht geringe Mühe gekostet, bis hierher vorzudringen. Ich zitterte und hatte ein Gefühl, als müßte ich jeden Augenblick umfallen. Gott sei Dank, daß ich unbeschädigt

hier angekommen bin! Ich begegnete angstvollen und aufgeregten Menschen, die zum größten Teile dicht an den Mauern herliefen und, indem sie sich bekreuzigten, sich untereinander fragten, wo das Geschoß wohl eingeschlagen habe. Ja, Schwester, ich werde nie diesen Gottesdienst vergessen, an dem wir in einer so feierlichen Minute die Gewißheit erhielten, daß der Feind zum ersten Male von seinen Landstellungen aus die tod- und verderbenbringenden Geschosse in unsere Stadt schleuderte!"

Mit kurzen Unterbrechungen dauerte das Bombardement bis 6 Uhr abends. Alle Geschosse schlugen in die Bucht oder in die Altstadt ein. Gegen 4 Uhr verwundete ein Granatsplitter einen Schutzmann auf seinem Posten an beiden Händen. Um 5 Uhr wurde ein Hindu an dem Fuße verletzt.

26. Juli. Die Japaner überschütten unsere Bucht mit Geschossen, ohne sich die Mühe zu geben, auf einzelne Schiffe zu zielen. Einige Granaten sind in die Öllager eingeschlagen, die explodierten und einen großen Feuerschaden anrichteten.

28. Juli. Ich kann meinen Augen nicht trauen. Unser Geschwader ist wirklich ins Meer ausgelaufen! Die „Mongolia" ist auch unter Dampf, sie macht sich zur Fahrt mit der Flotte bereit. Die glückliche Ambulanz erlebt also doch eine Ausfahrt ins Meer! Wie ich sie beneide! „Schwester Baumgarten, vielleicht kommen Sie noch mit, wenn Sie sich eilen," sagt mir Schwester Marschner. „Bitten Sie den Oberarzt, daß er Sie wegläßt!" Herr Jurkewitsch erteilt mir zwar die Erlaubnis, wünscht mir aber dabei, daß ich die Mongolia nicht mehr erreichen möge. Ich miete eine Schampunka und hetze den Chinesen, so sehr ich kann. Die Mongolia hat sich noch nicht von der Stelle bewegt; vielleicht

gelingt es mir noch, sie zu erreichen. Aber je mehr man die Chinesen hetzt, um so langsamer fahren sie. Die Kutter legen schon an der „Mongolia" an und nehmen sie ins Schlepptau. Ich springe aus der Schampunka in einen Kutter, aber es ist schon zu spät! Mit erstaunlicher Geschwindigkeit wird die Mongolia ins offene Meer gebracht und ist schon nach wenigen Augenblicken meinen Augen entschwunden! Die Japaner wissen, wie es scheint, nichts von dem Auslaufen unserer Schiffe und fahren fort, die Bucht mit Geschossen zu überschütten. Der Kutter will mich nicht ans Ufer zurückbringen, und ich miete eine Schampunka, und diesmal fährt mich der Chinese mit einer merkwürdigen Schnelligkeit, zu der wahrscheinlich auch die rings explodierenden Granaten beitragen. — Jedenfalls ist unsere Flotte ausgelaufen, um sich mit dem Geschwader von Wladiwostok zu vereinigen, und später mit diesem gemeinsam die Stellungen bei Kintschao zu beschießen, es so Kuropatkin ermöglichend, Port Arthur vom Lande aus zu befreien.

Auf dem Meere wird heftig gekämpft. Der fürchterliche Geschützdonner dringt bis zu uns. Glücklicherweise brauchen wir nicht zu sehr um unsere Flotte zu sorgen; der Novi Krai meldet, daß der größte Teil des feindlichen Geschwaders auf Minen aufgelaufen und untergegangen sei. Wir hingegen besitzen sechs Panzerschiffe, sechs Seefestungen, und noch dazu Schiffe wie den „Cesarewitsch" und den „Retwisan"; mit denen ist nicht zu spaßen.

29. Juli. Wir schlafen die ganze Nacht nicht. Immer wieder neu aufsteigende schwarze Gedanken lassen mich nicht ruhen. Von weitem tönt dumpfer Geschützdonner vom Meere zu uns herüber. Sie erinnern uns daran, daß da draußen auf offener See ein

Kampf gekämpft wird auf Leben und Tod. — Wo mag unser Geschwader, wo mag die Mongolia eben sein? Was tun unsere Soldaten dort auf dem Meere? Die ganze Nacht über wird man diesen Gedanken nicht los. Am Morgen um 6 Uhr stehe ich auf und gehe auf den Balkon. Ich kann meinen Augen nicht trauen! Ist das wirklich unser Geschwader? Hat es nicht nach Wladiwostok durchdringen können? Ein Schiff nach dem andern fährt langsam wieder in den Hafen ein, und wir zittern, daß mit ihnen etwas Schreckliches geschehen sein muß. Und wirklich! Retwisan, Sewastopol, Poltawa, Pobieda, Pereswiet, sie alle haben Verletzungen — die einen sind durch Granaten im Rumpfe durchlöchert, die Schornsteine der andern sind umgelegt, dem dritten fehlen die Türme! Von allen Schiffen ist einzig und allein die Mongolia unbeschädigt geblieben. Je mehr ich auf dies traurige Bild sehe, desto mehr überzeuge ich mich, daß nicht alle Schiffe zurückgekommen sind! Wo sind sie geblieben? Sind sie dem Kampfe zum Opfer gefallen? — Auf unser Bitten fährt Schwester Marschner nach der Mongolia, um Einzelheiten über die Vorgänge dieser Nacht zu erfahren. Wir erwarten ihre Rückkehr mit der größten Ungeduld. — Gegen Mittag kommt der Mann von Schwester Sobulew mit der freudigen Nachricht, das japanische Geschwader sei völlig vernichtet! Mehreren unserer Schiffe: Cesarewitsch, Diana, Askold und Novik ist es gelungen, sich mit der Flotte von Wladiwostok zu vereinigen. Am meisten ausgezeichnet hat sich unser alter Held, der „Retwisan". Er hat mehrere japanische Schiffe zum Sinken gebracht und hat heute morgen die Stadt Dalny bombardiert.

Ich beeile mich, den Kranken diese freudige Nachricht mitzuteilen. „Wir wußten es ja, Schwesterchen,

daß wir die Japaner einmal tüchtig schlagen würden!" sagen sie froh. Aber die allgemeine Glückseligkeit dauert nicht lange! Um 3 Uhr kommt Schwester Marschner zurück und berichtet uns gerade das Gegenteil: „Withöft ist tot; der ‚Cesarewitsch' ist verunglückt, mehrere Torpedos sind gesunken, und alle Schiffe, die nicht zurückgekommen, sind spurlos verschollen!" Uns stockte der Atem. Mein Gott, ist es wirklich wahr, daß die Japaner abermals den Sieg davongetragen haben? „Auf der Mongolia," fährt Schwester Marschner fort, „liegen viele verwundete Marineoffiziere. Sie sind alle mutlos, und auf die Frage nach dem Ausgange der nächtlichen Kämpfe antworteten sie, sie wüßten nur, daß der ‚Cesarewitsch' untergegangen sei. Einige glauben es nur, andere sind überzeugt davon. Sie erzählen, daß es auf dem Meere fürchterlich zugegangen sei. Man glaubte nicht in einem Kampfe, sondern in dem Feuer der Hölle zu sein! Unsere Ortszeitung ‚Novi Krai' hatte uns alle in den Glauben versetzt, der größte Teil der japanischen Flotte sei vernichtet, und dabei fehlte in Wirklichkeit kein einziges Schiff. Alle, von denen wir dachten, sie seien untergegangen, nahmen an dem Kampfe teil. Nein, es war kein Kampf, es war eine Katastrophe, ein Morden, bei dem Menschen über Menschen dahingemäht wurden. Die Japaner sind ausgezeichnete Seeleute, die wunderbar manövrieren. Bei uns war nichts als eine entsetzliche Verwirrung: niemand wußte, was er zu tun hatte; alle haben den Kopf verloren!"

Die Mongolia hat sich auch nicht gerade als Heldin gezeigt und hat nicht nur nichts genützt, sondern bewiesen, wie wenig sie ihrer Bestimmung entspricht. Ihre größte Leistung war ihre stolze Ausfahrt. Durch blinde Schüsse verhinderte der Feind sie, dem Ge-

schwader zu folgen, und zwang sie, während des ganzen Kampfes eine neutrale Stellung beizubehalten, wo sie nicht beschädigt werden konnte. Am Morgen verirrte sie sich auch noch und wurde von japanischen Torpedos liebenswürdigerweise wieder nach Port Arthur zurückbegleitet.

Heute geht jeder in Port Arthur umher, wie wenn er zum Tode verurteilt wäre! Zu unserer Angst und Verzweiflung ergreift uns eine ohnmächtige Wut auf die Marine!

30. Juli. Es tut weh, unser Geschwader nur anzusehen, weil man sich dabei unwillkürlich an die Niederlage erinnert. Es ist für die Angehörigen der Marine gefährlich, sich auf den Straßen zu zeigen, weil die Landsoldaten mit Steinen nach ihnen werfen! — Die Japaner gehen immer ernstlicher auf Port Arthur los. Seit dem frühen Morgen werden wir unaufhörlich und unermüdlich beschossen. Der größte Teil der Granaten fällt heute in der Neustadt nieder. Vorhin ist eine gerade bei der Wasserpumpe unweit unseres Hospitals explodiert und hat auf der Stelle zwei Pferde getötet und einen Feuerwehrmann verwundet. Man bringt ihn eilig zu uns. Über sein leichenblasses Gesicht und seine Haare sickert ein Strom lichtroten Blutes; sein rechtes Auge ist ausgelaufen und sein ganzer Körper ist mit kleinen Splittern bedeckt. Bald darauf bringt man uns noch einen schwerverwundeten Chinesen. — Im Laufe des Tages überschütten die Japaner zur Abwechslung unsere Hospitäler mit Geschossen; aber auch diesmal sind die Granaten von kleinem Kaliber — 4- bis 5zöllig. Wenn sie explodieren, klingt es, wie wenn jemand wider eine Türe schlägt. — In das sechste reservierte Hospital sind zwei Granaten eingeschlagen und haben zwei Dienstleute getötet und einen dritten schwer verwundet.

Auch in unserm Dienstraum ist eine Granate explodiert, hat aber glücklicherweise niemanden verwundet. — Auf dem Dache des 9. Hospitals wurden heute fünf Chinesen festgenommen, die man beschuldigt, dem Feinde von dort aus Zeichen gemacht zu haben. — Gegen Abend hörte das Bombardement auf. Man kann die Splitter der explodierten Granaten nur sehr schwer aufheben, da sie so heiß sind wie rotglühendes Eisen.

Man wird kaltblütig in der Nähe der Gefahr; Schwester Marschner erzählt uns ein Beispiel davon. Als die Japaner anfingen, die Hospitäler zu beschießen, brachte unser Bursche den Samowar auf den Balkon. Schwester Mesak und Schwester Marschner setzten sich hin, um Tee zu trinken. In diesem Augenblick explodierte in der Nähe ein feindliches Geschoß, und gleich darauf hörten sie einen großen Splitter über ihre Köpfe dahinsausen. „Bringen Sie doch den Samowar weg," rief Schwester Mesak, „er kann ja jeden Augenblick von einem Spiltter zerschlagen werden." „So ist's recht; für den Samowar sind Sie besorgt, aber an unser Leben denken Sie nicht!" Der Samowar wurde fortgebracht. Dann aber tranken die beiden ruhig ihren Tee auf dem Balkon weiter!

31. Juli. In diesen Tagen konnten viele Verwundete entlassen werden und zu den Stellungen zurückkehren. Da unser Oberarzt, Dr. Jurkewitsch, bemerkt hat, wie schwer es mir fällt, mit dem jetzigen Dienstpersonal auszukommen, hat er unter den geheilten Kranken einige tüchtige Leute ausgewählt, die von nun an im Hospital dienen sollen. — Einen großen Teil des Morgens bringe ich damit zu, ihnen Unterricht zu geben im Heben und Tragen der Kranken und ihren sonstigen Obliegenheiten. — In den nächsten Tagen erwartet man einen allgemeinen Sturm. — Heute wurde von den

Wellen ein Sack mit Briefen ans Land gespült. Alle, die dadurch Nachrichten erhalten haben, sind dem Meere dankbar, das die Rolle des Briefträgers übernommen hat.

3. August. Ein Befehl des Generals Stössel, des Chefs des befestigten Kwantun-Rayons, ist eingetroffen, dessen Inhalt lautet wie folgt: „Tapfere Verteidiger Port Arthurs! Heute hat der freche Feind uns durch den Hauptbevollmächtigten Jamooki einen Brief überbringen lassen, der den Vorschlag enthält, die Festung zu übergeben! Ich brauche euch nicht zu sagen, welche Antwort die Generäle und Admiräle gaben, denen die Ehre Rußlands anvertraut ist. Der Vorschlag wurde zurückgewiesen! Ich baue auf euch, meine tapferen Kameraden! Streitet für den Glauben und unseren geliebten Zaren! Hurra! Der allmächtige Gott wird euch beistehen!"

Am 2. August wurden Kapitän Golovan und Leutnant Makalinski als Parlamentäre zum General Nogi in das japanische Lager geschickt, um diesem versiegelte Pakete zu überbringen, die die abschlägige Antwort enthielten. Als sie die Stadt verließen, wurde auf der ganzen Linie das allgemeine Feuer eingestellt. An unsern Vorposten vorbei gingen sie über die Grenze in das japanische Lager, wurden aber von den feindlichen Wachtposten angehalten. Sie wiesen sich aus und ließen ihre Ankunft melden. Der japanische Dolmetscher, der ausgezeichnet Russisch spricht, bat die beiden, eine Zeitlang zu warten, bis die Offiziere des Generalstabs eintreffen würden. Bis zur Ankunft des Marschalls Jamooki unterhielten sich unsere Offiziere wie zu Friedenszeiten mit den japanischen, einer von ihnen war sogar so höflich, zu versprechen, nach einem Pferd jagen zu wollen, das einem unserer Offiziere gehörte

und von der Vorpostengrenze entflohen war. Als Marschall Jamooki eintraf, überreichten sie ihm die Briefe, die für den Oberstkommandierenden bestimmt waren; der Japaner seinerseits übergab unsern Offizieren ein Paket für General Stössel. Nach dem Austausch der formellen Höflichkeiten entfernten sich unsere Offiziere wieder, und kaum waren sie hinter der Grenzlinie verschwunden, als das Schießen von neuem begann!

12. August. Heute komme ich endlich dazu, mein Tagebuch weiterzuführen und all das Schreckliche aufzuzeichnen, was in diesen letzten zehn Tagen geschehen ist. Es war gerade zu der Zeit, als Werowkin sein Gedicht, „Den Verteidigern Port Arthurs" im „Novi Krai" veröffentlichte:

Der Tag ist da, den längst wir kommen sahn!
Von allen Seiten her die Feinde nahn!
Bald wird die russische Geschichte melden
Von neuen Namen ruhmesreicher Helden!
Noch kennen wir die tapfern Namen nicht,
Doch bald steigt strahlend auf ihr helles Licht!
Bald werden glorreich sie zur Seite schreiten
Den Heldenvätern längst vergangener Zeiten!
Noch kennt man nicht die edlen Heldenscharen,
Die treu des Vaterlandes Ehre wahren!
Port Arthur lechzt nach hohem Heldentume,
Und jauchzt entgegen künft'gem Kriegesruhme!

— Ja, der Tag ist da, den längst wir kommen sahn! Der allgemeine Sturm, den wir so lange gefürchtet haben, ist eingetroffen! Es ist kein Traum, sondern nackte Wirklichkeit. Ist es möglich, daß wir all das überlebt haben? Konnte so etwas auf der Erde unter zivilisierten Menschen geschehen? Man braucht nur einen Blick in die überfüllte Krankenabteilung zu

werfen, und das Ächzen und Stöhnen dieser unglücklichen Opfer zu hören, um sich mit Entsetzen bewußt zu werden, daß alles, alles, auch das Schlimmste, wirklich dagewesen ist! Ein schwerer Schlag hat Port Arthur und seine Verteidiger getroffen! Rings um die Stadt herum wird täglich und stündlich das Blut vergossen, das wir hier im Zentrum Port Arthurs nach Kräften zu hemmen versuchen. Dort draußen auf den Wällen wird der stürmende Feind, und hier bei uns im Lazarett der Tod abgewehrt! Auf den Forts bemüht sich alles, die Mauern und Wälle notdürftig zusammenzuflicken, und wir verrichten die gleiche Arbeit an den tapferen Verteidigern Port Arthurs selbst. — Es ist nicht dasselbe, wenn man einen Sturm auch noch so gut geschildert liest, als wenn man ihn selber erlebt, und in Port Arthur hatte eigentlich niemand eine rechte Vorstellung davon, was ein wirklicher Sturm sei. Ich kann den Sturm nicht vom militärischen Standpunkt aus beschreiben, da ich ja kein Soldat bin. Ich trage in mein Tagebuch nur das ein, was ich als Augenzeuge erlebt habe! — Die Stürme begannen auf dem linken Flügel am Eckberge vom 1. bis zum 2. August. Der erste Angriff wurde glänzend zurückgeschlagen. Am 3. August drangen die Japaner beim Einbruch der Dämmerung vor. Sie trugen große Verluste davon und hatten keinen Erfolg. Mißmutig darüber eröffneten sie ein fürchterliches Feuer auf der ganzen Linie. Port Arthur zitterte und bebte! Es wankten alle Gebäude! Zeitweise schien es, als ob das Ende der Welt hereinbräche! — Wenn man all das Blutige, Grauenhafte, Traurige des Kampfes vergessen könnte, das Gefühl in uns auslöschen für diese gräßliche Zerstörung — dieses furchtbare Ringen der Russen und Japaner wäre ein großartig-schönes Schauspiel, ein herrliches, atem-

beraubendes Bild, wie es sicher noch nie ein Krieg geboten hat! Wohin man blickt, blendet das Explodieren riesenhafter Geschosse. Man kann sie nicht zählen; unaufhörlich regnen immer neue hernieder! Die Alt- und Neustadt mit der Bucht von Port Arthur bildet ein kolossales O, und der ganze Umkreis dieses gigantischen Buchstabens wird fortwährend durch das Aufblitzen der feindlichen Geschütze ringsumher erleuchtet! Hier und dort flammt blendend heller Feuerschein auf, und wo einen Augenblick später die schimmernde Flamme erlischt, erheben sich schwere, grauleuchtende Rauchwolken, die das Explodieren der Granaten bedeuten. Über den schwarzen, steinernen Festungswerken blitzen unaufhörlich strahlende Sterne auf, die, kaum vom Blick erfaßt, sich in kleine, weiße Dampfwölkchen verwandeln. Das sind die Schrapnells. Und alles das ist erdacht worden, nur um die Menschheit zu vernichten! — Unsere Batterien schweigen nicht. Unaufhörlich senden sie den Feinden einen Gruß nach dem andern! Und der ganze betäubende Austausch der gegenseitigen Grüße fliegt über unsere Köpfe dahin! — Wir besitzen in Port Arthur über 800 Kanonen zu Lande und zu Wasser, die alle an der Arbeit sind! Die Uferbatterien haben drehbare Geschütze, so daß sie nach beiden Seiten hin gefährlich werden können. Das rauchlose Pulver wird bei uns sehr viel gebraucht.

Es ist ein Vergnügen, wie unsere Martyre funktionieren. Ihr weißer Rauch steigt zickzackförmig bis zu einer gewissen Höhe empor, wo er eine Zeitlang regungslos verweilt und sich dann langsam auflöst. — Um ihren Kameraden auf dem Lande zu Hilfe zu kommen, beginnen unsere Schiffe, mit einem betäubenden Lärm 12zöllige Granaten abzuschießen. — Schwester Marschner sagt mir, daß telephonisch Verwundete angekündigt

wurden. Im Verbandzimmer haben sich Dr. Dobrwolski und Dr. Iwanow bereits weiße Schürzen vorgebunden und waschen sich Hände und Arme. Schwester Mesak brüht die Instrumente in kochendem Wasser aus und eilt alle Augenblicke in das Materialzimmer, um Verbandstoff zu holen. In dem großen Eingangszimmer gegenüber der Apotheke haben sich bereits alle Dienstleute versammelt. Der Sanitätsunteroffizier gibt Wäsche heraus. Der Feldscher bereitet am Tisch die Bücher vor, um die neuangekommenen Kranken einzuschreiben. Da hört man von weitem ein Stöhnen und Ächzen. Ich eile hinunter. Die Türe wird von außen aufgestoßen, und das Klagen und Röcheln kommt immer näher. Es sind unzählige Krankenwagen, Tragbahren und zweiräderige chinesische Rikschans mit Verwundeten, und eine Unmasse von verletzten Soldaten und Chinesen. Alle sind in höchster Aufregung. Einer überschreit den andern. Niemand weiß, wo anfangen. Alles will auf einmal durch die enge Türe drängen! Natürlich kommt nichts dabei heraus, als ein allgemeines Schimpfen und Stoßen. „Leise, bitte, nur nicht so laut! Stoßen Sie doch nicht so!“ rufe ich. „Bringen Sie zuerst die schwächsten Kranken herein!“ Ich hatte leicht, so zu reden. Aber wieviel schwache und sterbende Kranke gab es da! In den ersten Sänften, die man hereinbrachte, war schon eine Leiche. „Er ist unterwegs gestorben, Schwester,“ erklären mir die Träger. „So tragen Sie ihn doch in das Totenhaus,“ sage ich, „und machen Sie für andere Platz.“ Auf der zweiten Sänfte liegt ein im Leibe verwundeter Jäger. Während man ihn auszieht, schreibt der Feldscher nach den Angaben des Kranken dessen Namen, Stand, Alter und das Gouvernement ein, aus dem er stammt. Auch sein Regiment und seine Verwundung werden notiert. Erst nachdem

von jedem Kranken ein solches Verzeichnis angefertigt ist, wird er ins Verbandzimmer gebracht. Noch während ich mich mit dem genannten Kranken beschäftige, waren fünfzehn Tragbahren mit Schwerverwundeten in den Gang gebracht worden. „Schwester," drängt mich der Diener von neuem, „machen Sie die Tragbahren nur schnell frei. Man erwartet uns draußen auf der provisorischen Verbandstation. Jede Minute ist uns kostbar!" Kaum habe ich die fünfzehn Bahren freigemacht, als auch schon zwanzig neue mit noch schwerer Verwundeten als die vorigen gebracht werden. Der eine ist von einem Granatensplitter an den Schläfen verwundet worden. Man sieht von seinen Augen nur das Weiße. Aus dem Munde dringt ihm Blut, und er röchelt bei jedem Heben und Senken der Brust tief und schwer. Kaum hatte ich ihn entkleidet, als er mir unter den Händen starb. — Der nächste ist am Schenkel verwundet. Der Knochen ist wahrscheinlich gebrochen und die Arterie stark verletzt, da er einen riesigen Blutverlust hat. Ich verbinde den Kranken über der Wunde mit einer elastischen Binde, um das Fließen des Blutes zu hemmen, und schicke ihn augenblicklich in das Verbandzimmer. — Der dritte hat einen zerrissenen Fuß und ist blutüberströmt. Ich habe keine zweite elastische Binde mehr, und muß deshalb eine einfache nehmen. — Da wird abermals eine breite Tragbahre mit drei Verwundeten gebracht. Der erste ist durch eine Kugel am Kehlkopfe verwundet und ist am Ersticken. Der zweite hat durch Schrapnells eine Verletzung an der Leber erhalten und einen großen Blutverlust. Der dritte hat eine Wunde am Rückenmark und seine beiden Füße sind gelähmt. Im Operationszimmer wird eben eine Magenoperation vorgenommen. Da die beiden Ärzte dabei beschäftigt sind, und ich keine komplizier-

ten Verbände machen darf, ist niemand da, um die Schwerverwundeten zu verbinden, die immer noch in großen Scharen gebracht werden. — In die Zelle neben der Apotheke sind eben noch drei Soldaten gelegt worden. Dem ersten ist durch einen Granatensplitter der ganze Magen zerrissen. In fürchterlichen Qualen wälzt er sich von einer Seite zur andern, und sein fließendes Blut umgibt ihn in einer breiten Lache. — Der zweite ist am Kopfe verwundet. Die Kugel steckt noch im Gehirn. Er hat das Bewußtsein verloren und bemüht sich unter jammervollem Geschrei, aufzustehen und wegzulaufen. „Hurra, Kinder! Werft euch auf sie! Hurra! Hurra! Schneller! Schneller!“ ruft er immer wieder. Drei unserer Leichtverwundeten, die schon wieder gehen, können ihn nur mit großer Schwierigkeit festhalten. — Der dritte ist dicht am Herzen durch eine Kugel verwundet, die durch seinen Körper gedrungen ist. Seine Minuten sind gezählt. Trotzdem ist er bei vollem Bewußtsein und tröstet fortwährend seine Kameraden. Ich frage ihn, ob er nicht etwas haben wolle. „Nein, nein, Schwesterchen, ich brauche schon nichts mehr. Danke, danke! Ich habe getötet, Schwesterchen, ich schwöre dir, daß ich fünf Japaner getötet habe. Nun tut mir das Sterben nicht mehr weh!“ — Ich gehe in den oberen Stock. In dem Verbandzimmer wird eben ein Fuß amputiert, und deshalb ist abermals eine Stockung in dem Verbinden der anderen eingetreten. „Schwesterchen,“ sagen die Kranken, „wir warten schon so lange hier. Wir können nicht länger leiden! Machen Sie, daß man uns schneller verbindet!“ — Welch schrecklicher Anblick ist hier vor dem Verbandzimmer! Wieviel Unglückliche liegen hier und warten unter den fürchterlichsten Leiden auf die ersten Hilfeleistungen! Einige schlafen bleiern und schwer den Schlummer der

tiefsten Ermattung! Andere, die schon ihren Tod herannahen fühlen, denken an die Eltern, Frauen und Kinder, die sie daheim gelassen haben. Einige krampfen sich mit letzten Kräften an das entfliehende Leben fest. „Schwesterchen, werde ich gesund werden?" fragt mich einer. Auf Antwort wartend blicken sie mich ungeduldig an. Was kann ich da antworten? Auf seinem Gesichte liegt bereits der Schatten des Todes, und ich sage ihm, daß er sich schnell erholen und Kuropatkin gewiß schon wieder zu Fuße empfangen wird. — Um 3 Uhr nachts haben unsere Ärzte gerade die Verbände der älteren Kranken beendigt, um diese nicht über den neuen zu vernachlässigen. Gegen 8 Uhr morgens erst sind alle Verbände angelegt. Um 9 Uhr treffen wieder neue, ebenso Schwerverwundete ein wie die vorigen. Obgleich schon alle Betten besetzt sind, dürfen wir doch keinen Kranken zurückweisen und müssen alle aufnehmen. — Unwillkürlich fragt man sich, wie es wohl sein wird, wenn diese Zustände noch einige Tage so fortdauern. — Bis jetzt hatte jeder Kranke sein eigenes Bett gehabt. Nun sind wir gezwungen, auf zwei zusammengestellten Betten drei Kranke zu legen, oder gar auf drei Betten fünf Kranke. Da unser Hauptgebäude schon überfüllt ist, werden im Hofe zwei Baracken für je sechzehn Betten aufgeschlagen. Auch das Haus des Dienstpersonals wird zur Unterbringung der Kranken verwendet. Drei Extrazellen sind für ansteckende Krankheiten: kalten Brand und die Ruhr, errichtet worden. Wir haben noch hundert neue Betten erhalten. Das Rote Kreuz hilft uns nach Kräften mit frischer Wäsche aus, aber bei dem riesigen Bedarf ist das, was sie dort geben können, nur sehr, sehr wenig. Früher erhielten die schwachen Kranken zwei, und die Genesenden nur ein Bettuch, jetzt bekommen die letzteren gar keins

mehr. Bei neuen Verwundeten sind die Verbände immer gleich wieder blutdurchtränkt und müssen erneut werden. Wir haben aber nicht mehr genug, um immer wechseln zu können, und die Wäscherinnen können nicht so schnell fertig werden. — Am 5. und 6. August kamen immer noch neue Verwundete. — Zur Erleichterung der freiwilligen Schwestern und des übrigen Dienstpersonals werden die Kranken mit Erlaubnis der Ärzte sortiert. Sonst kann man sich unmöglich merken, wo ein jeder liegt. Zu beiden Seiten des Verbandzimmers sind die im Magen Verwundeten. Die folgenden Zellen sind für alle, die an der Brust, in den Seiten und im Kehlkopf verletzt sind. Darauf folgen alle Gelähmten und komplizierten Beinbrüche. Zur Linken liegen die Kranken mit Kopfverletzungen. Auf der anderen Seite die am Kiefer und an der Zunge Verwundeten. Danach folgt eine Offiziersabteilung, dann die Zellen für Augenkranke, und alle übrigen Zellen des oberen Stockes sind gleichfalls für Kranke reserviert, die nicht gehen können. — Im unteren Stock sind diejenigen, die gehen können.

Am 8. August eröffneten die Japaner von neuem das Feuer auf der ganzen Linie. Der allgemeine Sturm dauerte immer noch an. Der heutige Tag brachte uns abermals 92 Kranke. Das Hospital ist überfüllt, und immer noch müssen wir alle aufnehmen, ohne auch nur einen abzuweisen. Nur die allerschwersten Kranken liegen noch auf Betten, die anderen werden auf der Erde installiert. Da wir nur noch wenig Strohsäcke und Kissen haben, werden sie auf ihre eigenen Mäntel gelegt.

Eine furchtbare Schwierigkeit ist die Ernährung aller dieser Unglücklichen. Wir haben Kochkessel für 200 Kranke, und haben jetzt mehr als 500. — Jeden Tag

erscheint der Sanitätsinspektor Herr S. Heute ließ er, bevor er zu den Kranken ging, unseren Oberarzt rufen. „Sie lassen mir sagen, daß Sie keinen Platz mehr haben. Ich werde jetzt mit Ihnen die Krankenabteilung durchgehen und Ihnen sicher noch freie Stellen zeigen!" Wir machen uns also alle auf den Weg. „Was fehlt denn dir?" fragt Herr S. den ersten Soldaten. „Zeige mir dein Krankenblatt." „In dem Fuß, Euer Hochwohlgeboren," antwortet der Soldat, seine Wunde zeigend, die voll Eiter ist. Herr S. sagt: „Sehen Sie, Herr Jurkewitsch, den können Sie doch entlassen! Da haben Sie ja einen freien Platz!" Wir kommen zu dem zweiten. „Nun schnell! Zeige, was du hast!" Der Unglückliche gehorcht. Er kann kaum stehen. Seine Füße sind blutunterlaufen. „Stelle dich nicht an! Ich weiß schon, wie ihr es immer macht!" ruft Herr S. „Sehen Sie, Herr Jurkewitsch, da haben Sie schon in der ersten Zelle zwei Plätze! Gehen wir weiter!" Wir kommen in die zweite Zelle. Der erste Kranke hat noch hohes Fieber, seine Wunde ist aber schon fast geheilt. „Das Fieber wird schon fallen, wenn wir ihn entlassen," sagt Herr S. „Was hast du?" wendet er sich zu dem nächsten. Der antwortet ihm: „Die Wunde ist, Gott sei Dank, schon fast geheilt, aber das Knie ist noch steif." „Zeig einmal dein Knie, wir wollen versuchen, wie es geht." Mit diesen Worten fing er aus allen Kräften an, das Knie biegen zu wollen. Als er damit nicht zustande kam, schlug er mit aller Kraft mit der Faust darauf los. „Den können Sie auch ganz gut entlassen und zu dem Invalidenpersonal schreiben. Werden Sie, Herr Jurkewitsch, und Ihre Ärzte denn nie lernen, wie man Kranke entlassen soll, so daß ich immer erst dazu herkommen muß?" Auf diese Weise sind nun mehr als fünfzig Plätze frei geworden. „Ich muß Sie sehr bitten,"

sagte Herr S., „daß ich von Ihnen zum letzten Male gehört habe, daß kein Platz mehr da ist!“ Herr Jurkewitsch schweigt. Er ist der Untergebene und hält sich nicht für berufen, seinem Vorgesetzten zu widersprechen. Wir entließen demnach am Nachmittage über fünfzig Kranke. Sie versammelten sich gegenüber dem Schwesternzimmer und erwarteten ihre Wäsche. Denn da bei ihrem Eintritte den Kranken in vielen Fällen die Kleidung vom Leibe geschnitten werden muß, erhalten sie bei der Entlassung neue Wäsche. Diese wird uns zum größten Teile vom Roten Kreuz geliefert, und auch die Frau des General Stössel läßt uns viel zukommen. — „Wohin werden Sie jetzt gehen?“ fragt Schwester Marschner einige der entlassenen Kranken. „Können Sie wirklich wieder in den Dienst treten?“ „Wenn wir nicht wieder zum Dienst genommen werden, Schwesterchen, dann gehen wir in die Regimentsklinik, oder wir treten in das Invalidenpersonal ein.“

Jedes Regiment hat sein Lazarett, in das zu Kriegszeiten jedoch nur leichtere Kranke und Rekonvaleszenten aufgenommen werden, und zwar nur solche, die später wieder in das Regiment eintreten können. Die dazu Untauglichen werden in der Invalidenabteilung mit leichten Arbeiten beschäftigt. — Am 9. August dauert der Sturm noch immer fort, und am Horizonte wird das feindliche Geschwader sichtbar. Es treffen wieder neue Verwundete ein. Der heutige Tag brachte uns 37 Menschen. — Am 10. August hört der erste furchtbare Sturm endlich auf; es gibt noch 30 Verwundete. „Schwesterchen,“ sagten unsere Kranken in der Frühe, „der Japaner krabbelt noch immer an unseren Befestigungen herum, aber es wird ihm doch auf die Dauer langweilig, so vergeblich zu klettern! Wir werden ihn schon gut abgeschlagen haben!“ — Das

Schlachtfeld ist mit Leichen bedeckt; es sind so viele, daß es unmöglich ist, sie zu zählen. Dreißig- bis vierzigtausend Menschen sollen bei diesem ersten Sturm umgekommen sein. Viele behaupten sogar, es seien noch mehr.

Noch immer kann ich mich nicht sammeln, wenn ich an all das Schreckliche dieser letzten Tage denke. Und doch ist es mir schon etwas leichter zumute geworden, denn die Stürme sind ja glänzend abgeschlagen und wir dürfen auf baldige Befreiung hoffen. Wir sind fest überzeugt, daß bereits in den allernächsten Tagen Kuropatkin oder die baltische Flotte hier sein wird. — Es ist merkwürdig, diese zehn Tage und Nächte kommen mir vor wie ein einziger endlos langer Tag. Wir waren die ganze Zeit auf den Beinen, und nur selten kamen wir zu einer Stunde Ruhe. — Ununterbrochen arbeiten unsere Ärzte im Verbandzimmer, und Schwester Mesak reicht ihnen die Instrumente. — Von morgens früh bis abends spät wird Schwester Marschner in der Gluthitze der Küche selbst gebraten, und in der Nacht präpariert sie noch Verbandmaterial oder hilft bei der Pflege. In seinen freien Augenblicken kommt auch Herr Jurkewitsch, um bei den Patienten zu helfen, aber für gewöhnlich versinkt er bis zum Kopfe in seiner Kanzleiarbeit. In der Apotheke waltet unermüdlich Herr Krause, und auch er opfert jede freie Minute den Kranken.

Der Hieromonach Vater Nil eilt in den Krankenabteilungen umher, um den Sterbenden das heilige Abendmahl zu reichen. Für jeden findet er ein freundliches Wort, spricht allen Mut und Kraft ein und tröstet sie väterlich. Ohne zu ermüden, ist er überall, um zu helfen. Es sind fürwahr nicht wenige, die ins bessere Jenseits hinübergegangen sind. Zuerst konnte man sie

in Särgen begraben, doch später hatte man dazu keine Zeit mehr. Man nähte sie in Säcke ein und fuhr viele zusammen auf einem einfachen Karren vor die Stadt nach dem Liaoteschan, um sie dort zu begraben. — Neulich ereignete sich folgende kleine Begebenheit: Von zwei Bewußtlosen, die auf einem Bette lagen, starb der eine in der ersten Nacht. Der überarbeitete Feldscher brachte in seiner Eile das Krankenblatt des Lebenden in die Kanzlei, und als dieser nun nach einigen Tagen zu sich kam, wurde er zu seinem großen Erstaunen mit dem Namen des Verstorbenen angeredet. Auf seinen eigenen war der Totenschein ausgestellt und die Totenmessen gelesen worden.

Unsere freiwilligen Schwestern haben sich wahrhaft aufopfernd gezeigt. Schwester Sobulew arbeitete Tag und Nacht im Operations- und im Verbandzimmer. Die Schwestern Sokoleff und Novoschiloff haben sich in der Krankenabteilung unentbehrlich gemacht. Schwester Burilew, die am Tage nach dem ersten Sturm eintrat, brachte ihre unverwüstliche Munterkeit mit. Sie gab den Kranken von ihrem eigenen Wein und rief durch ihr lustiges Gezwitscher ein feundliches Lächeln auf den Gesichtern der Unglücklichen hervor. Wenn man irgendwo lachen hört, kann man sicher sein, sie dort zu finden. — Die übrigen Schwestern kamen gleichfalls der Reihe nach in die Krankenabteilung und bemühten sich zu helfen, wo sie konnten. — Trotzdem unser Sanitätsinspektor so viel Kranke als möglich entläßt, haben wir doch noch über siebenhundert Verwundete, und meistens schwere Fälle: Verletzungen von Granatensplittern, von Kugeln oder Schrapnells; viele sind von Steinen getroffen, von Blindagen zerquetscht oder von giftigen Gasen betäubt. Einige leiden so sehr, daß man ihnen nichts Besseres wünschen kann als den

Tod. Was wird es zum Beispiel Klabukoff nützen, einem Jäger des 28. westsibirischen Regiments, wenn er notdürftig wieder zusammengeflickt wird? Sein Backenknochen ist zerschmettert; eine Wunde unter seinem rechten Ohre geht bis in die Mundhöhle; seine Nase ist eingefallen; ein Auge ist ihm ausgeflossen, und außerdem hat er noch einen Schenkelbruch! — Wie wird Gurieff vom 16. Regiment verzweifeln, wenn er wieder zu sich kommt? Er ist von einer Kugel an der Nase verwundet worden und wird, da seine Sehnerven zerstört sind, blind bleiben. Die ersten Tage lag er ohne Bewußtsein da und ist erst gestern wieder zu sich gekommen. Ich trat in seine Zelle. „Schwesterchen," fragt er angstvoll, „weshalb kann ich Sie nicht sehen? Bin ich wirklich blind?" Den ganzen langen Tag starrte er auf die Gegenstände um sich herum und konnte das Schreckliche nicht glauben, nie wieder etwas sehen zu sollen. Erst am nächsten Morgen wurde er ganz still und ruhig. Er begriff alles. „Was kann man dagegen machen, Schwesterchen? Es ist Gottes Wille, daß ich nun blind bin." — Ein Unteroffizier Namens Kupniak hatte sechs verschiedene Wunden in Brust, Arm und Bein von Schrapnells und Kugeln. Am Fuße ist der kalte Brand vorauszusehen, und die Ärzte schlagen eine Amputation vor. „Wenn ich halt sterben soll, dann sterbe ich," war seine Antwort. „Aber so ohne Fuß will ich nicht leben." Der kalte Brand trat wirklich ein, und wegen des unerträglichen Geruches mußte er in die Baracken transportiert werden. Da ließ er mich rufen: „Geh, Schwesterchen, und sage dem Doktor, daß er meinen Fuß abschneiden soll." Wegen der Verzögerung mußte dem Armen nun das ganze Bein abgenommen werden! — Spät am Abend des 6. August brachte man einen Unteroffizier des 5. Jägerregiments,

Jefinoff. Da der Oberarzt den Kranken bei Bewußtsein fand, frug er ihn nach seiner Verwundung. „Nirgends bin ich verwundet, Euer Hochwohlgeboren," antwortet er. „Bist du also gequetscht oder von einem Steine getroffen worden?" „Nein, Euer Hochwohlgeboren, ich kann nur nicht recht stehen." „Nun, das kommt wohl vom Schrecken! Ruhe dich aus, dann geht es vorbei," sagte der Oberarzt und ließ ihn in den unteren Stock tragen und ihm zu essen geben. Am anderen Morgen schickt Dr. Iwanow, der die Kranken der unteren Abteilung besucht, nach mir. „Schwester, Sie haben da unten einen sehr schweren Kranken, Jefinoff. Sein ganzer Körper ist zerschlagen; seine beiden Beine gelähmt; er hat eine Kugel im Rücken und kann sich kaum noch bewegen; geben sie acht auf ihn." — Sehr viele der im Kopf schwer Verwundeten sind gelähmt oder bewußtlos, und sehr oft dringt das Gehirn aus der Wunde hervor. Epileptische Anfälle sind sehr häufig bei diesen Verletzungen. In der Abteilung für Knochenbrüche haben wir ebenfalls viele schwere Fälle. Einer dieser Kranken, Odinzoff, hat eine große eiternde Wunde. Er sieht ganz eingefallen aus wie ein Sterbender; er hat immer sehr hohes Fieber und nimmt nichts zu sich. Er ist 22 Jahre alt, sein Gesicht aber erinnert an das eines 6jährigen Kindes. „Schwesterchen!" ruft er mich, „Schwesterchen, suche mir doch irgend ein Spielzeug. Es ist so traurig, so daliegen zu müssen, und ich kann leider nicht lesen." — In der Abteilung für Brustkranke rührt mich besonders einer, der drei Wunden von Flintenkugeln in der Brust hat und dessen Brustbein zerbrochen und ausgerenkt ist. Der Ärmste leidet furchtbare Qualen. Er hat ein rotes Halstuch umgeschlungen, sitzt zusammengekauert in seinem Bette und weint wie ein Kind. Er hat ein kleines, hübsches,

rundes Gesicht: „Schwesterchen, was sagt der Doktor?“ fragt er mich oft mit flehender Kinderstimme. „Werde ich gesund werden, Schwesterchen?“ — Neulich kam ein großer magerer Soldat mit einem kleinen roten, sonnenverbrannten Gesicht zu uns, um einen Freund zu besuchen. Er hat flachsblondes Haar, hellblaue, lebenslustige Augen, eine Stumpfnase und einen winzig kleinen Mund. „Ist es möglich, daß das ein Mann ist?“ denke ich. „Er sieht viel eher wie eine verkleidete Frau aus!“ Ich frage nach seinem Namen. „Hariton Karatkewitsch, Soldat des dreizehnten Regiments.“ So sehr sich Hariton Mühe gibt, tief zu sprechen, so erkennt man doch an der Stimme sofort die Frau. „Sie können mich nicht täuschen,“ sage ich laut, „Sie sind eine Frau. Ich verstehe nur nicht, wie Sie in das dreizehnte Regiment eintreten konnten?“ „Wenn Sie wollen, Schwester,“ war die Antwort, „will ich Ihnen meine Geschichte erzählen.“ Ich war neugierig darauf, und sie begann: „Meine Mutter starb, als ich sechs Jahre alt war. Als ich älter wurde, zwang mich die Not, nacheinander verschiedene Stellen anzunehmen. Mit zwanzig Jahren habe ich mich verheiratet. Mein Mann hatte eine Wirtschaft an einer Station der chinesischen Eisenbahn. Wir hatten keine Kinder und deshalb einen kleinen Chinesenjungen adoptiert, den wir taufen ließen. Da brach plötzlich der Krieg mit Japan aus und zerstörte unser Familienglück. Mein Mann war Reservesoldat von 1893, und wurde zum dreizehnten Regiment eingezogen. Zuerst blieb ich ruhig zu Hause und führte die Wirtschaft weiter. Im Februar machte ich mich auf, um meinen Mann zu besuchen. Vier Tage blieb ich bei ihm. Zu Haus hielt ich es jedoch nicht ohne ihn aus und beschloß, auf Ostern um jeden Preis wieder zu ihm zu gehen. In Charbin ließ man keine Frauen mehr nach

Port Arthur. Ohne mich lange zu bedenken, schnitt ich meine Zöpfe ab und verkleidete mich als Kondukteur, und so gelang es mir, bis nach Talienwang zu kommen, wo das Regiment meines Mannes stand. Die erste Zeit trug ich dort Frauenkleidung, als aber das Regiment nach Kintschao aufbrach, legte ich mit Erlaubnis des Regimentschefs Uniform an. Ich erhielt eine Flinte und Patronen, und nannte mich anstatt Haritina: Hariton." „Und wo sind Sie jetzt, doch nicht mit den Soldaten in den Laufgräben?" „Nein, Schwester; mein Mann wurde am 6. August am Eckberg verwundet und liegt im sechsten reservierten Hospital. Ich bin nun ebenfalls als Sanitätssoldat dort. Ich helfe die Verwundeten ins Verbandzimmer tragen und sehe auch nach den Kranken. Aber ich bin nicht gern im Hospital, Schwester; es hat mir im Kriege gefallen, ich möchte wieder kämpfen. Sobald es meinem Mann etwas besser ist, gehe ich wieder in den Kampf. Ich werde jedenfalls nicht so lange warten, bis er wieder ganz hergestellt ist."

Heut sind noch zwei Verwundete in unser Hospital gekommen. Der eine hat zwei Tage und Nächte zwischen Leichen und verwundeten Japanern gelegen. „Es war nicht angenehm," erzählt er. „Ich habe ein paarmal versucht aufzustehen, hatte aber keine Kraft dazu. Die Unseren waren nicht zu sehen. Die verwundeten Japaner, die bei mir lagen — Gott lasse sie gesund werden! — waren gut und menschlich mit mir. Sie konnten sich selber kaum bewegen und haben mich doch nicht im Stich gelassen. Sie gaben mir von ihren Zwiebacks, dem Branntwein und den Zigaretten, die sie bei sich hatten. Niemand kam, um uns aufzuheben. In der Nacht packte mich ein Schrecken! Der Feind begann, seine Leichen zu verbrennen! Verwundet zu

sterben, ist doch noch nicht so schlimm, aber bei lebendigem Leibe zu verbrennen, ist nicht mehr schön. Dieser Gedanke gab mir Kraft, und als die Dämmerung hereinbrach, gelang es mir, mich zu den Unseren zu schleppen."

Der zweite Verwundete ist ein Tatar, ein Riese, breitschulterig und von jovialem Aussehen. Er erzählt, daß er zwanzig Japaner getötet habe.

Morgen erwarten wir einen neuen Sturm. Die Japaner werden nicht mehr nach dem 13. stürmen, sagen die prophetischen Chinesen. „Schwester, Schwester," riefen aufgeregt Kranke. „Sehen Sie einmal dort aus dem Fenster, hinter den Bergen explodieren Schrapnells. Es ist sicher Kuropatkin, der kommt, um uns zu befreien!" Alle, die nur gehen können, eilen an die Fenster. Mit welch jubelnder Freude erwarten wir unsere Befreiung! Ja, es ist sicher Kuropatkin, der bei Kintschao steht. Wir haben ihn gerade um diese Zeit erwartet! „Helfe ihm Gott, daß es ihm gelingen möge, uns zu befreien!" seufzen die Kranken und bleiben gespannt und erwartungsvoll an den Fenstern stehen.

13. August. Nein, es waren keine Schrapnells, die wir gestern abend hinter den Bergen explodieren sahen. Es war nicht Kuropatkin, der da kam, um uns zu befreien. Es waren nur entfernte Blitze, die uns getäuscht haben. — Wir haben heute einen Sturm erwartet, aber es wird wohl keinen geben. Die Japaner sind zu sehr damit beschäftigt, die Stadt zu bombardieren. Überall explodieren die Geschosse, in der Altstadt, in der Bucht, in der Neustadt. Ein großer Granatsplitter ist in die Kanzlei gefallen, hat aber niemanden verwundet. Im Laufe des Tages gehe ich auch in die Baracken, um den Kranken Medizin zu geben. Die Splitter sausen rings durch die Luft. Ich nähere mich dem ersten, der auf seinem Bette liegt und raucht. „Nimm deine Arznei,"

sage ich ihm. Kaum hatte er sich etwas aufgerichtet, als ein riesiger Splitter durch die Baracke einschlägt und auf dem Kissen niederfällt, wo der Kranke einen Augenblick vorher gelegen hatte. „Schwester Baumgarten," ruft mir Schwester Marschner zu, „schaffen Sie die Kranken aus der Baracke in das Hauptgebäude, da sind sie sicherer." — Zwanzig Minuten später fährt ein zweiräderiger Wagen am Hospital vorüber. Da explodiert ein Geschoß, und ein Splitter tötet das Pferd auf der Stelle, während die Soldaten nach allen Seiten davonlaufen. — Aus der Altstadt bringt man uns einige Verwundete. In der Neustadt wurden im 6. Hospital zwei Sanitätssoldaten getötet. — Am Abend hört das Bombardement auf. Gegen 11 Uhr — ich habe meine Kranken den freiwilligen Schwestern übergeben und ich ruhe mich auf dem Balkon etwas aus — riefen Schwester Marschner und Schwester Mesak: „Da drüben haben sie wieder etwas angefangen!" In der Luft hört man fortwährend das ferne Knattern der Gewehre. Von irgendwoher vernimmt man die gleichmäßigen Schüsse einer kleinen, schnellschießenden Kanone. Auf dem dunklen Firmamente steigt eine Rakete nach der andern auf und beleuchtet im Explodieren die schwarzen Silhouetten der Gebirge rings umher. Sollte das nicht der Beginn eines Sturmes sein, denken wir angstvoll. — Etwa um 3 Uhr in der Nacht erwachen wir von einem heftigen Schießen.

14. August. Am Morgen bringt man sechs Verwundete. „Wir haben die Japaner nicht wenig zugerichtet!" erzählen sie voll Stolz. „Wenn es in jeder Nacht so herginge, hätten wir sie in einer Woche alle vernichtet. Der rasende Sturm heute nacht und das starke Gewitter haben uns auch geholfen. Der Feind glaubte, daß wir fest schliefen oder uns vor dem Un-

wetter versteckten. Er wollte uns überrumpeln und abschlachten. Auf Befehl des Offiziers durften wir uns nicht rühren, bis der Feind ganz nahe herangekommen war. Da eröffneten wir ein Begrüßungsfeuer, und die vorderen Reihen der Japaner schmolzen zusammen; aber immer traten neue an ihre Stelle. Wir haben heute nacht sicherlich sechzehn Kolonnen vernichtet! Der Feind selbst half uns noch dazu; seine Soldaten gingen nur zögernd und unwillig gegen uns vor, und seine eigenen Offiziere standen hinter ihnen und schossen sie nieder, wenn sie zu versagen drohten."

15. August. Eine ganze Menge von Kranken, die man bereits aufgegeben hatte, schreiten jetzt ihrer Genesung entgegen. Das haben wir nur der aufopfernden Pflege unseres Personals zu verdanken. Herr Jurkewitsch tut aber auch alles für die Soldaten, was in seinen Kräften steht, er schlägt niemandem etwas ab. „Man kann auf mich schimpfen, daß ich nicht sparsam genug bin," sagt er, „aber dafür ist mein Gewissen ruhig, alles getan zu haben, was ich konnte!" Man findet auch keinen zweiten Aufseher, der so unermüdlich und gewissenhaft ist wie Herr Suworow. In dieser Hinsicht kann man sich über nichts beklagen. Es ist ein Vergnügen, mit Menschen zusammen zu sein, die nicht nur mechanisch, sondern auch mit Herz und Seele arbeiten. — Ein Vorteil unseres Hospitals ist ferner unsere prachtvoll organisierte Apotheke. Wir haben bis jetzt noch nie an Medikamenten Mangel gehabt, da uns Herr Krause großmütig alles zur Verfügung gestellt hat, was er aus Dalny retten konnte.

Fast jeden Tag besucht uns der Hospitalinspektor, Herr Zerpitzky. Unsere Küche scheint ihm gut zu schmecken und er bittet Schwester Marschner jedesmal um ein kleines Stückchen Kotelett. Wir wissen

aber alle, daß diesem kleinen Stückchen jedesmal noch mehrere folgen, und daß Herr Zerpitzki „stückchen- und schlückchenweise" bei uns zu Mittag ißt. Nun bekommt er schon immer große Portionen von allem serviert, obgleich es eigentlich den Kranken genüber ein Unrecht ist. Aber was können wir tun. Er ist ja der Hospitalinspektor, dessen Pflicht es ist, von Zeit zu Zeit das Essen der Lazarette zu versuchen.

Die Japaner haben heute wieder den ganzen Tag die Altstadt und die Bucht beschossen. Durch eine Bombenexplosion wurde ein Schutzmann getötet, und es brach eine große Feuersbrunst aus.

16. August. Das Bombardement dauert fort. Von Kuropatkin hat ein Offizier die Nachricht gebracht, wir würden nun bald befreit, und das baltische Geschwader sei bereits aus Libau ausgelaufen.

17. August. Heute wurde durch einen Schuß aus unseren Batterien das japanische Pulverlager in die Luft gesprengt.

18. August. Überall in der Stadt herrscht laute, jubelnde Freude! Wir erhielten ein Telegramm, daß Gott der Herr unserm geliebten Zaren einen Sohn geschenkt und daß Rußland einen Thronerben hat! Generalleutnant Stössel wurde zum Generaladjutanten ernannt, und Oberst Simonow des 26. Regimentes zum Flügeladjutanten. — In der heutigen Nummer des „Novi Krai" wurde ein Dankschreiben Stössels an die Armee veröffentlicht. Sein Inhalt lautet wie folgt: Meine lieben Kampfesgenossen! Die allerhöchste Gnade Sr. Majestät des Kaisers, der geruhte, mich zum Generaladjutanten zu ernennen, verdanke ich nur eurer beispiellosen Tapferkeit, welche die ganze Welt in Erstaunen setzt. Ich kann nichts tun, als euch, den ruhmreichen Verteidigern dieser Festung, aus ganzem Herzen zu danken. Ihr

befindet euch in einer noch nie dagewesenen Lage. Ich bete täglich zu Gott dem Herrn und seinen Dienern, den heiligen Seraphim! Für euch, tapfere Verteidiger Port Arthurs, steigen daheim im Vaterlande Tausende und Abertausende von Gebeten zum Himmel empor, und ich bin sicher, daß sie erhört werden und ihr den starken Feind besiegen werdet!

Die Japaner zielen auf unsere Hospitäler. Eine explodierende Granate verwundete eine Frau, die zu uns ins Hospital gebracht wurde. Ihre beiden Beine waren schwer verletzt und ihr ganzer übriger Körper mit kleinen Wunden bedeckt. — Ein trauriger Anblick sind die Gelähmten; beinahe alle sind unheilbar. Ihr heißes Verlangen nach Leben ist erschütternd, sie hoffen bis zum letzten Augenblick wieder gesund zu werden. „Schwesterchen," sagen sie, „wenn wir erst wieder auf den Beinen sind, dann wollen wir den Japanern tüchtig für unsere Wunden heimzahlen." Unser alter Kranker, Mironoff, sitzt stundenlang auf seinem Bette und stellt mit dem gelähmten Fuß und der Hand Turnübungen an: „Es sieht so aus, als ob ich gesund würde. Ich werde schon bald anfangen zu gehen. Glauben Sie, Schwesterchen, daß ich mich wirklich ganz erhole?" „Wir wollen es hoffen, Mironoff," antworte ich. Wie furchtbar sind die armen Kranken zu bedauern, die kalten Brand oder Blutvergiftung haben, weil Schmutz in ihre Wunden gedrungen ist. — Am Abend bombardieren die Japaner von neuem. Die Geschosse fallen in die Bucht und die Neustadt. Schwester Mesak zählt auf dem Balkon die einzelnen Geschosse. „Eben ist dort hinten eins aufgeblitzt; jetzt höre ich es durch die Luft sausen; es wird gleich niederfallen." In diesem Augenblick schlägt das Geschoß auf und explodiert. „Das war zu kurz!" rief Schwester Mesak. Aber eben

kommt ein neues geflogen. Das Geschoß explodiert. „Das war zu weit gezielt," erklärt uns Schwester Mesak. „Warum treffen sie nur nicht?" lacht Schwester Marschner. „Noch ist nicht aller Tage Abend," sage ich. Eben wurde wieder geschossen. Diesmal fiel es ganz in der Nähe, aber explodierte nicht. „Wir werden schon auch noch getroffen werden. Schwester Mesak, kommen Sie doch ins Zimmer zurück, Sie können noch von einem Splitter getroffen werden." „Danke bestens," ruft Schwester Mesak, „ich werde lieber getötet, als von Moskitos bei lebendigem Leibe gefressen. Diese Moskitos sind wirklich ebenso langweilig wie die Japaner. Die hören doch wenigstens von Zeit zu Zeit auf, aber die Moskitos stürmen die ganze Nacht durch. Die Japaner kann man im Glücksfall besiegen, aber bei den Moskitos geht das nicht. Sie kommen immer neu verstärkt wieder, wenn man noch so viele totschlägt. Man kann sich bis zum Kopfe einwickeln, sie werden doch immer Mittel und Wege finden, um ihr blutiges Vorhaben auszuführen."

19. August. Man sagt, daß einige Geschütze von den Schiffen aufs Land gebracht worden seien. — In diesen Tagen explodierte in der Altstadt eines unserer eigenen Geschosse vom goldenen Berge. — Am Abend beginnt ein starkes Kreuzfeuer; hinter den Bergen knattern die Gewehrsalven, und durch die nächtliche Dunkelheit steigen flammende Raketen auf, die im Explodieren blendende Helle verbreiten.

21. August. Zur Abwechslung beschießen die Japaner wieder einmal die Hospitäler. Es ist schon mehr als einmal vorgekommen, daß ein leicht verwundeter Kranker ruhig dalag und von einem einschlagenden Granatensplitter schrecklich verstümmelt oder auf der Stelle getötet wurde! Jedesmal, ehe ein solches Bom-

bardement beginnt, gaben Schwester Marschner, Schwester Mesak und ich uns das Wort, Gift zu nehmen, falls wir verwundet und zur Arbeit untauglich würden. In solchen schweren Zeiten bedeutet jeder Kranke, der der Pflege bedarf, nichts als eine Last für seine Mitmenschen.

22. August. Vom frühen Morgen an wird die Bucht und die Altstadt beschossen.

23. August. Bei den nächtlichen Bombardements sind in vielen Krankenhäusern Verwundete getötet worden. Gegen Abend fangen die Japaner von neuem an, die Hospitäler zu beschießen. Man kann dabei nicht schlafen. Wir setzen uns draußen auf den Balkon. Ringsherum blitzen kleine Feuer auf. Die Luft ist von dem scharfen Pfeifen und Sausen der Geschosse erfüllt. Man hört überall die Granaten niederfallen und ihre Splitter zischend heiß durch die Luft schlagen. Die Atmosphäre ist von den giftigen Gasen der Explosionen und von dem Gestank der Tausende von Leichen auf den Wällen derartig verpestet, daß man kaum atmen kann.

24. August. Das Bombardement dauert noch immer an. Einige Geschosse explodierten neben der Wohnung unserer Ärzte. — Es ist nun schon 10 Uhr morgens, und sie erscheinen noch immer nicht. Sie sind doch nicht getötet worden? Ich eile ans Fenster und sehe nach ihnen aus. Sie kommen immer noch nicht, und es ist doch so viel zu tun. Die Kranken müssen frische Arzeneien verschrieben haben. — Es schlägt schon $^1/_2$11 Uhr, und ich sehe wieder besorgt aus dem Fenster. Gott sei Dank! Da kommen die beiden heil und ganz nebeneinander auf der Straße. Ich sehe sie lachen; sie müssen sich sehr vergnügt unterhalten, während rings um sie her auf dem ganzen Wege Granaten explo-

dieren. Unwillkürlich krampft sich einem das Herz zusammen beim bloßen Anblick der Gefahr. „Wir haben uns wohl etwas verspätet?“ fragt Dr. Dobrwolski. „Nun, einmal ist keinmal! Sie dachten wohl, wir wären tot? Wir sind auch selber ganz erstaunt, daß wir noch leben. Die Japaner haben uns heute ganz unbarmherzig beschossen. Eine Granate hat in das Haus der Marinebesatzung eingeschlagen und viele Menschen getötet.“ — Am Abend bombardieren die Japaner noch immer weiter. Eben fragt Schwester Marschner: „Schreiben Sie wirklich noch immer an Ihrem Tagebuch? Sie werden es ja nie zu Ende führen.“

25. August. Stössel hat ein Telegramm erhalten, das in Liaojang am 15. August ausgefertigt worden ist. Es lautet: An den Oberstkommandierenden der Mandschurei-Armee, dem General Stössel zu übergeben. Um der tapferen Besatzung Port Arthurs meinen Dank auszudrücken für ihre heldenmütigen Leistungen, habe ich befohlen, daß allen in der Festung Befindlichen jeder Monat der Belagerung vom 1. Mai 1904 ab bis zum Ende derselben als ein volles Dienstjahr angerechnet werde. Ich ernenne Sie alle zu Rittern des heiligen Georg III. Klasse, und erwarte ihre Vorstellungen, um Ihnen noch Extrabelohnungen zuteil werden zu lassen. Nikolaus.

Die Japaner bombardieren von neuem. „Nach was seht ihr denn, Kinder?“ frage ich die am Fenster stehenden Verwundeten. „Sehen Sie, Schwesterchen, da ist eben ein Soldat verwundet worden, der auf den Obeliskenberg ging. Eben sind schon Sanitätssoldaten mit einer Tragbahre bei ihm. Wir dachten zuerst, er wäre tot, aber eben bewegt er sich wieder. Er scheint aber doch schwer verwundet zu sein.“ — Gegen Abend bringt man uns einige Verwundete von den Vorposten. Einer von

ihnen ist sehr stark verletzt. Die Kugel ist durch die Brust gedrungen, und die Ärzte fürchten, daß das Rückenmark des Unglücklichen verletzt sei. Sie geben ihn auf und erwarten eine völlige Lähmung. Er wand sich so unter den furchtbarsten Schmerzen, daß man ihn nicht anrühren und kaum verbinden konnte, und schrie so entsetzlich, als würde ihm die Haut abgezogen. Ich lasse den Priester rufen, damit er ihm das heilige Abendmahl reiche. Zum Erstaunen aller beruhigte er sich nach etwa zwei Stunden, seine Glieder waren vollkommen beweglich, man durfte sogar wagen, ihn anzurühren.

Einer von unserem Lazarettpersonal ist freiwillig zu den Positionen gegangen und hat dort mitgekämpft. Er wurde am Ellbogen verwundet und kam zu uns, um sich verbinden zu lassen. Danach wollte er gleich wieder in den Kampf, aber wir ließen ihn natürlich nicht fort. — Einer der im Magen Verwundeten hatte sich soweit erholt, daß unsere Ärzte ihm gestern erlaubten, aufzustehen. Das erste, was er nun tat, war, eine Unmasse Schwarzbrot zu essen. Die Folge davon ist, daß er heute wieder sich mit fürchterlichen Zuckungen auf seinem Bette windet, was ihn aber nicht daran hindert, aus Leibeskräften über die ganze Krankenabteilung zu schimpfen. „Gott der Herr hat dich für deine Gefräßigkeit bestraft," sagen ihm seine Nachbaren. „Es ist dir ganz recht geschehen." Um sich dafür zu revanchieren, traktiert er sie mit einer ganzen Serie der ausgewähltesten Schmeichelnamen.

26. August. Wir feiern heute den Geburtstag der Schwester Mesak. Alle Schwestern der Mongolia kamen nacheinander, um ihr zu gratulieren.

Dieser Tage wurde ein Befehl erlassen, daß die freiwilligen Schwestern das Zeichen des Roten Kreuzes

nicht mehr an der Schürze, sondern zum Unterschiede von uns nur noch am Ärmel tragen dürfen. Durch das halb gezwungene Melden der Frauen zu dem Krankendienst kamen so zweifelhafte Elemente in die Ambulanz, daß unter dem Deckmantel des Roten Kreuzes die abscheulichsten Mißbräuche getrieben wurden. So wurden z. B. eine Unmasse von Wein für die Kranken gekauft, den diese niemals zu Gesicht bekamen. Diese Verfügung ist gar nicht nach dem Geschmack vieler freiwilligen Schwestern. Sie murren, daß sie das Kreuz nicht tragen dürfen, wie und wo sie wollen, und daß man ihnen die Arbeit aufbürde, die Ehre aber versage. Ich habe mich schon oft gefragt, ob es nicht viel, viel besser gewesen wäre, sie vor dem Kriege von hier zu entfernen, sei es auch mit Gewalt, anstatt ihnen nun hier einen unbeliebten Dienst aufzuzwingen. Es ist schlimm, wenn eine Schwester ihre Arbeit nicht gern tut. Wie muß es dem Kranken zumute sein, wenn er merkt, wie widerwillig er gepflegt wird. Die Pflicht einer barmherzigen Schwester ist so ernst und verantwortlich, daß man sie nicht ohne den festen Willen dazu durchführen kann.

Heute nachmittag gehen Schwester Andronikowa, Schwester Marschner, Schwester Seregrakoff und ich nach der Subtschatkabatterie, um Leutnant Belayeff zu besuchen, der uns schon lange einmal eingeladen hatte, zu kommen. Es ist wunderbar schönes Wetter. Ein angenehmer kleiner Wind kühlt die Luft, und ausnahmsweise schweigen die japanischen Geschosse ebenso wie die unseren. Dieser eine einzige Tag ohne Schießen und Blutvergießen ist eine unbeschreibliche Erleichterung für uns alle. — Je höher wir kommen, desto schmaler wird der Weg. Zu unserer Linken zieht sich eine steinerne Mauer hin, hinter der

versteckt eine Anzahl schnellschießender Kanonen liegt, die meistenteils der Marine angehören. Zur rechten Seite sind Soldatenzelte errichtet, die der Reserve gehören, wie uns ein Wachtsoldat erklärt. Am Wege graste ein kleiner Esel. Als er uns sah, sprang er entsetzt auf die Seite und zerriß dabei den Telephondraht. Wir kamen an Kasematten, den Wohnungen der Soldaten. „Schwesterchen, kommen Sie doch zu uns und sehen Sie sich alles an," sagen sie. Wir traten ein. Eine Kasematte erinnert in der Form an einen langen Korridor. Die Wände sind aus Brettern erbaut und von außen mit Erde beworfen. Die Dächer sind mit eisernen Schienen und Platten belegt und zum Schutze ebenfalls dick mit Erde überschüttet. In dem Innenraum ist auf der linken Seite Holz aufgeschichtet als Schlafstätte der Soldaten. Über diesen Betten sind als ärmliche Ausschmückungen kleine Bilder an die Wände geklebt, entweder des Kaisers und der Kaiserin, oder Heiligenbilder. Zu Füßen jeder Lagerstelle liegt ein Sack, der das Eigentum jedes Soldaten enthält: Wäsche zum Wechseln, ein Anzug, ein Becher, eine Teekanne und noch einige andere unentbehrliche Gegenstände. Wir gehen weiter, bis uns an den Munitionslagern Belayeff entgegenkommt. „Endlich haben Sie sich einmal entschlossen, zu kommen!" ruft er uns zu. „Ich habe Sie jeden Tag erwartet und hatte Sie zuletzt schon ganz aufgegeben. Zuerst bitte ich Sie in meinen Salon." Der Salon ist ein winzig kleines Kämmerchen, das man nachts in ein Schlafzimmer verwandeln kann. Auf der rechten Seite steht ein Schlafsofa, gegenüber dem Eingang ein gedeckter Tisch an einem mikroskopisch kleinen Fensterchen. Belayeff brachte es fertig, uns alle sitzen zu lassen und auch noch einen Platz für sich selbst zu finden. Er bringt allerhand Naschwerk, und

man fängt an, Tee zu trinken. Dann machen wir uns auf den Weg, um die Batterie zu besichtigen. Die riesigen Geschütze stehen nebeneinander in einer Reihe. Sie sind zum Schutze von drei Seiten her mit einer dicken, steinernen, mit Zement überzogenen Mauer umgeben. Die dem Feinde zugekehrte Seite ist mit Erde beworfen. Zu beiden Seiten befinden sich zwei kleine Höhlen, in denen die Munition untergebracht wird. In der einen Höhle befindet sich schwarzes Pulver, und in der anderen grüner Lidit. „Wollen Sie die japanischen Positionen sehen?" fragt Belayeff. „Sie müssen nur Ihren Kopf nicht zu hoch über die Brüstung stecken, weil der Feind Sie sonst beschießen könnte. Diese Berge hier," erklärt er weiter, „sind unsere früheren Vorderstellungen, der grüne Hügel und der Wolfsberg. Sie sind jetzt von den Japanern tüchtig befestigt worden; sehen Sie, da unten am Subtschatkaberge können Sie unsere Schanzen sehen, und tausend Schritte weiter die des Feindes. Diese sind zehnmal besser als die unseren. Hinter den feindlichen Schanzen kommt ein großer gelber Platz. Wenn Sie genauer hinblicken, können Sie sehen, daß er ganz mit Leichen von Japanern bedeckt ist. Zur Linken liegt dort ein chinesisches Dorf, aber jetzt ist es mit Japanern angefüllt. Noch weiter nach links sind dort in einem Tale die vier Martyre aufgestellt, mit denen sie Port Arthur täglich bombardieren. Schwestern, sehen Sie hin. Eben fangen sie an zu schießen." — Alle Gefahr vergessend, beugten wir uns weit über die Brüstung und sahen nun in nächster Nähe auf beiden Seiten die Geschosse aufblitzen und hin und wider sausen. „Das ist das gewöhnliche Spiel," lacht Belayeff. „Es war ihnen zu langweilig, so lange auszusetzen, und so haben sie angefangen, sich zu unterhalten. Es vergeht doch kein Tag,

an dem sie es nicht tun." Von der anderen Seite der Batterie sieht man die Alt- und die Neustadt sowie die Bucht mit unseren Schiffen liegen; bis weit in das Meer hinaus ragen die nackten Felsen mit ihren Befestigungen, hinter denen sich der weite, unendliche Ozean ausdehnt. „Dort am Horizonte," sagt Belayeff, „können Sie japanische Wachtkreuzer sehen, die sich nicht von der Stelle bewegen und auf dieser Seite die Blockade einhalten."

Fürst Uchtomski ist nicht mehr der Kommandierende des Stillen Ozean-Geschwaders; an seiner Stelle ist der Kapitän des Kreuzers „Bajan", Wirren, dazu ernannt worden. Alle loben ihn und erwarten sicher, daß es uns unter seinem Kommando gelingen wird, bis Wladiwostok zu dringen und, mit dem dortigen Geschwader vereint, die japanische Flotte zu zerstreuen. — Am Abend öffne ich das Fenster. Es ist heute eine ungewöhnlich schlechte Luft. Der Leichengeruch ist fast unerträglich. „Schwester Marschner," sage ich, „wie wird das noch enden! Wir werden ja an diesem Gestank langsam zugrunde gehen." „Was können wir tun, Schwester Baumgarten? Es ist Gott, der all das über uns verhängt hat." „Das kann schon sein," antworte ich, „aber warum riecht es gerade in unserem Zimmer so schrecklich; in den anderen Zellen ist es doch nicht ganz so schlimm." Mit diesen Worten traten wir zusammen auf den Balkon, und, o Schrecken! „Sehen Sie, hier ist der Wille Gottes, Schwester Marschner!" rufe ich. „Da haben wir den Leichengeruch!" Aber was war da zu sehen? Auf dem Balkon lagen ungefähr 150 faule Eier, die man unlängst dem Hospital geschenkt hatte. Da sie schon damals alle schlecht waren, befahl Schwester Marschner, sie wegzuwerfen. Der Diener aber hatte sie mißverstanden und sich beeilt, sie zu uns zu tragen.

27. August. In die neue chinesische Stadt sind fünfzig Japaner eingebrochen. Es gelang, zehn von ihnen festzunehmen, die übrigen vierzig sind spurlos verschwunden. — Es heißt, daß hier einige Dschunken mit neuer Munition eingetroffen sind.

„Weshalb ruft ihr mich?" frage ich meine Kranken, die atemlos einem Manne lauschten. „Höre nur einmal, Schwesterchen, was er erzählt." Nun wenden sie sich zu dem Manne: „Fange nur noch einmal an," und er beginnt: „Vorige Woche war es, da ging ein Landsmann von mir vom ‚Retwitsan' in die Altstadt, um Einkäufe zu machen. Ein Marineoffizier hält ihn an und fragt ihn: ‚Wohin gehst du?' ‚In die Stadt, Euer Hochwohlgeboren. Ich will Einkäufe machen.' ‚Gehst du oft in die Stadt?' ‚Jawohl, Euer Hochwohlgeboren.' ‚Nun, fliegen die feindlichen Geschosse gut in das Dogg?' ‚Jawohl, Euer Hochwohlgeboren.' Gegen Abend begegnet der Soldat in der Stadt einem Kameraden, der ihn fragt: ‚Weißt du schon, daß man heute einen Japaner in der Uniform unserer Marineoffiziere gefangen genommen hat?' Nachdenklich und traurig kratzte sich unser Soldat den Kopf. Im Innern bedauerte er, den Japaner nicht selber erkannt zu haben und nahm sich vor, das nächste Mal vorsichtiger zu sein."

28. August. Nun sind es schon drei Tage, seit die Japaner unsere Stellungen nicht beschossen haben. „Schwester Marschner!" sage ich zu dieser. „Es ist wahrscheinlich, daß Kuropatkin schon nahe ist, um uns zu befreien!" — „Ja, es ist wirklich sonderbar!" antwortet sie, „daß ein so plötzlicher Stillstand eingetreten ist. — Wissen Sie, Schwester Baumgarten, ich hatte heute Nacht einen schrecklichen Traum!" — „Da erzählen Sie ihn besser nicht!" sage ich schnell. — „Aber

es war ja nur ein Traum; so hören Sie doch zu! Ich habe geträumt, daß Port Arthur gefallen sei, und überall herrschte eine atemlose, unendlich grauenvolle Stille. Alle Batterien auf beiden Seiten schwiegen, und überall waren lichtweiße Flaggen gehißt, die da sagten, daß Port Arthur sich den Japanern ergeben habe. Ich sah, wie mit langsam feierlichen Schritten das siegreiche Heer des Feindes an unserem Hospital vorüberzog. Voran schritten die Trompeter, und ganz am Ende des Zuges eine lange Reihe unserer gefangenen Soldaten und Matrosen, die nach den schwersten Leiden doch endlich unterlegen waren. Ich sah auch, wie die Japaner in unser Hospital kamen, und wie wir alle weinten. — Seit ich nun den Fall Port Arthurs geträumt habe, kann ich ein furchtbar beängstigendes Gefühl nicht los werden!" — „Vergessen Sie rasch den dummen Traum! Schwester Marschner! So etwas wird und kann ja nicht geschehen. Rußland ist zu mächtig gegen das kleine Japan, als daß es so etwas zulassen würde. Ich glaube mit Bestimmtheit, daß Kuropatkin uns in allernächster Zeit befreien wird!" —

29. August. Wir haben sichere Nachrichten, daß unsere Truppen bei Wafangau angekommen sind, und daß Kuropatkin uns nun schon ganz nahe ist! Die Japaner brechen auf, und gehen über Dalny nach Korea! Man erwartet in diesen Tagen eine entscheidende Schlacht bei Port Arthur!

Heute morgen wurde in der Kanzlei eine bekannte Sängerin als freiwillige Schwester eingetragen, die bisher in den Cafés chantants hier gesungen hatte. — Man sagt, daß Mademoiselle Lodo eine sehr gute Bekannte eines vielgenannten Admirals gewesen sei! — Ich frage Herrn Jurkewitsch: „Warum nehmen Sie solche Personen auf, die uns doch höchstens in der Arbeit stören

werden?" — „Was kann man machen, Schwester, sie ist mir von Herrn Zerpitzky geschickt worden. Ich kann es nicht hindern, daß man auch Personen von leichtfertigem Rufe in das Rote Kreuz aufnimmt!"

Diese beängstigende Stille in Port Arthur kommt mir so sonderbar vor! Aber alles um mich her atmet erleichtert auf; alle freuen sich darüber, daß wir nun bald befreit werden, und daß dann hoffentlich auch bald dieses nie dagewesene Blutvergießen ein Ende haben wird! — Es ist ein Befehl folgenden Inhaltes erlassen worden: „In Anbetracht dessen, daß trotz wiederholter Ermahnungen die Zeitung „Novi Krai" wieder genaue Angaben über den Zustand unserer Armee und über unsere Stellungen gebracht hat, wird diese Zeitung vorläufig für einen Monat geschlossen!" Man fürchtet nämlich, daß die Chinesen den Japanern diese Zeitung heimlich übermitteln, und daß daher der Feind so genau über uns unterrichtet ist! — Unsere Kranken waren sehr traurig, als sie diese Nachricht erfuhren. Sie lasen alle so gern die Zeitung und sahen ihr jeden Morgen mit freudiger Spannung entgegen.

30. August. Heute Nacht ist uns ein Kranker an kaltem Brande gestorben. Es sollte ihm schon lange der Fuß amputiert werden; aber er wollte nie in die Operation einwilligen. Erst als er schon den Tod herannahen fühlte, bat er selber darum, aber da war es natürlich schon zu spät! — In solchen Fällen sollte man eigentlich das Recht haben, die Operation ohne die Zustimmung des Kranken vorzunehmen!

Es heißt, daß 1000 Baschibusuken unter Madritoff, die zu Kuropatkins Armee gehören, durch die Stellungen von Kintschao gedrungen seien! — Wir erwarten, daß uns die Japaner in den nächsten Tagen auf der linken Flanke angreifen werden! — Wenn der

Feind unsere rechten Stellungen angreift, so werden die Verwundeten in den Hospitälern der Altstadt untergebracht. Stürmen sie jedoch auf der linken Flanke, so bekommen wir die Kranken in die Neustadt! Mit kurzen Unterbrechungen schießen unsere Batterien seit dem frühen Morgen; der Feind aber schweigt. — In den letzten Tagen haben wir viele Kranke entlassen, und die übrigen sind zum größten Teil auch schon wieder so weit hergestellt, daß sie gehen können. Der Geheilten waren so viele, daß wir zuletzt gar keine Wäsche mehr hatten, um sie ihnen mitzugeben. — Daß dieser Mangel eintreten würde, haben wir schon lange vorausgesehen. — Es ist sehr traurig, daß nicht jedes Regiment selbst für seine Verwundeten wenigstens in dieser Hinsicht Sorge trägt! — Wie viele Kranke mußten wir nun schon ohne die so nötige Wäsche wegschicken. „Was, Schwesterchen," sagen sie ganz niedergeschlagen, „wir geben gern unser Leben, und dafür sollen wir nicht einmal Wäsche bekommen!" — Das Rote Kreuz schickt uns zwar immer soviel es kann, und Frau General Stössel hilft uns nach besten Kräften, aber das alles sind nur Tropfen auf den heißen Stein!

Heute kam ein Jäger in unser Hospital, der beim Kundschaften eine leichte Wunde davongetragen hatte. — Der Arzt fragt ihn, was er denn gesehen hätte. — Er antwortete: „Es scheint, daß die Japaner sich aus dem Staub machen. Unser Hauptmann sagt, daß sie nach Korea gehen wollen!"

In der letzten Zeit werden oft Chinesen verhaftet, die des Nachts auf die Dächer der Häuser steigen, und von dort aus mit den Japanern Zeichen wechseln. Selbstverständlich werden diese Spione zum Lohne so schnell als möglich vom Leben zum Tode befördert.

Heute trat unsere neue Schwester Lodo ihren Dienst an. Sie ist sehr schön, und ihr Gesicht erinnert an die Frauenköpfe Rembrandts. Sie ist groß und schlank, ihr Köpfchen klein und schön geformt; sie hat große hellgraue ausdrucksvolle Augen, eine weiche rosige Gesichtsfarbe, gerade Züge und eine Fülle hellen lichten Haares. Sie ist nicht älter als 20 oder höchstens 22 Jahre, hat aber schon Zeit gehabt, sich alle Männerherzen in Port Arthur zu erobern. — Ich gab den ganzen Tag streng auf sie und ihre Arbeit acht. „Schwester," sagte sie, „bitte, sagen Sie es mir gleich, wenn ich etwas falsch mache!" Es kam mir ganz merkwürdig vor, sie, — eine Sängerin von leichtfertigem Rufe, — verrichtete alles ausgezeichnet und gewissenhaft! — „Schwester," rufen mich die Kranken am Abend, „eben sieht man schon deutlich die Blitze der Flintenschüsse und Schrapnells!" — Lange, lange stehen wir zusammen am Fenster und blicken in das nächtliche Dunkel, das fortwährend von blendend hellen aufflammenden Lichtern unterbrochen wird! — Ohne Zweifel ist das Kuropatkin, der bei Kintschao kämpft! — Aber ach, es waren keine Schüsse, deren Feuerschein bis zu uns drang; in dumpfer Verzweiflung erkannten wir das Wetterleuchten der warmen Sommernächte. — Am Abend hörten wir Schüsse auf dem Meere; wir glauben, daß es der Feind war, der Minen versenkte und von uns verhindert werden sollte.

Heute in aller Morgenfrühe ist einer meiner Kranken gestorben: ein Tatar aus dem 26. Regiment. Eine Kugel war ihm durch den Kehlkopf gedrungen, und infolgedessen war die Luftröhre schwer verletzt. Zuerst eiterte die Wunde; dann verlor er das Bewußtsein und bekam Blutvergiftung. In seinen Phantasien wollte er immer weglaufen; er nahm die Krücke seines

Nachbars wie ein Gewehr, und versuchte damit zu schießen. — Durch die Eiterung der Wunde wurde die Luftröhre immer mehr versperrt, bis zuletzt der Erstickungstod eintrat.

Heute hörten wir interessante Einzelheiten über das so wenig rühmliche Auslaufen unseres Geschwaders. Der „Retwitsan" hatte bereits ein Leck unter der Wasserlinie, als er den Hafen verließ. Die „Mongolia" war nur deshalb mitgenommen worden, um im Notfall die Mannschaft des „Retwitsan" aufnehmen zu können, falls dieser zu sinken begönne. — Das Panzerschiff „Cesarewitsch" kam damals gerade aus der Reparatur, und war noch nicht wieder versucht worden. Als er auslief, stellte es sich dann heraus, daß das Steuer nicht funktionierte, und weshalb ihm alle Möglichkeit genommen war, zu manövrieren. — Dieser Anfang allein war nicht sehr vielversprechend. — Und als während des Kampfes plötzlich ein Signal gehißt wurde, das da besagte, der Admiral Withöft nähme nicht mehr am Gefecht teil, brach unter der Besatzung eine schreckliche Panik aus. Niemand wußte, was zu tun sei! — Fürst Uchtanski übernahm das Kommando, aber auch er hatte kein Glück! Sein Signalmast wurde von einem Granatensplitter zerschmettert! — Man erzählt weiter, daß sich auf vielen Schiffen, und zum größten Teil auf dem „Pereswiet", Frauen befanden. Während des Kampfes fielen sie in Ohnmacht, und unsere Seeleute, anstatt ihren Dienst zu versehen, eilten zu ihnen, um ihnen zu helfen. — Es heißt auch, daß unser Geschwader ganz plötzlich ohne vorherige Beratung ausgelaufen sei, und daß eigentlich niemand den Plan und das Ziel des Unternehmens genau kannte.

Wir haben eine sichere Nachricht, daß die Japaner wirklich nach Korea gehen. Sie werden nur noch einige

Scheinangriffe auf Port Arthur machen, um ihren Rückzug zu maskieren.

2. September. Es ist Nacht, fast 12 Uhr. Ich habe bis jetzt auf dem Balkon gesessen, und gehe nun an mein Tagebuch. Bis jetzt habe ich draußen das Höllenfeuer beobachtet, das über die Berge kommt. Es scheint, daß uns die Japaner doch wieder angreifen! — Die Nacht ist dunkelschwarz, von Zeit zu Zeit steigen feurige Raketen auf, und auch die feindlichen Batterien sind an der Arbeit. Es sieht aus, als würde auf dem rechten Flügel angegriffen! — Heute kam die Nachricht, daß Kuropatkin Kurokis Armee geschlagen hat! — Sie soll in Dalny von Transporten erwartet werden, um nach Korea zu gehen! — Während ich hier schreibe, fliegen über unsere Köpfe fortwährend die zwölfzölligen Granaten hin, mit denen unsere Schiffe den Feind beschießen. Bei jedem Geschosse zittert das ganze Gebäude von dem starken Luftdruck; die Stukkatur bröckelt von der Decke des Zimmers, in den Wänden entstehen Risse und die Türen springen auf. — Ein Sanitätssoldat meldet, daß fünf neue Verwundete bei uns eingetroffen seien.

3. September. „Der verfluchte Japaner!" erzählt uns in der Nacht einer der neuen Verwundeten. „Es ist ihnen doch gelungen, bis zum dritten Fort vorzudringen. Wenn sie nur fünfzig Schritte weiter gekommen wären, so hätten sie eine Mine angelegt, und das ganze Fort in die Luft gesprengt. Aber wir haben sie überlistet. Wir sahen es schon, wie eifrig sie in der Erde vorwärts wühlten, und zwei unserer Kompagnien schlichen sich leise an den Feind an. Der war so mit seiner Arbeit beschäftigt, daß ihm der Gedanke an einen möglichen Angriff gar nicht gekommen war. Er bemerkte uns nicht. Wir schlichen

uns ganz dicht bis an ihre Schanze, überfielen sie und machten sie mit unseren Bajonetten nieder. Wir mähten sie wie Gras. Ich allein habe dreißig getötet, und hätte es auch noch weiter gebracht, wenn mich meine Wunde nicht verhindert hätte!"

Am Morgen kamen noch weitere sieben Verwundete, die uns erzählten, daß das Gefecht bis fünf Uhr morgens gedauert habe, und daß fast alle Japaner dabei getötet worden seien. Zuletzt war ihnen aber ein ganzes Regiment der Ihren zu Hilfe gekommen, und die Unseren waren gezwungen, sich zurückzuziehen. Es ist uns aber vorher gelungen, Erdminen in die Schanzen zu legen. — Unter den Neuangekommenen ist einer durch einen Säbelhieb schwer in der Seite verwundet worden. „Ich habe die Wunde erst gar nicht gefühlt!" erzählt er. „Ich riß dem japanischen Offizier, der sie mir gegeben hatte, den Säbel aus der Hand und schlachtete ihn ab wie ein Tier!"

Man sagt, daß die heutige Nacht uns nur zwanzig Verwundete gebracht habe, während auf japanischer Seite nicht weniger als 1000 Mann gefallen seien. Ich frage einen Verwundeten: „Wieviel Feinde hast du getötet?" — „Nicht viele leider, Schwesterchen!" ist die Antwort. „Die Wunde hinderte mich! Es mögen aber doch fünfzehn Stück sein. Gebe Gott, daß ich gesund werde, dann töte ich das nächste Mal mehr!"

Unsere Sappeure haben eilig begonnen zu konterminieren, den heimlich angelegten Minengängen der Feinde entgegen zu arbeiten und deren mühevoll angelegtes Werk in die Luft zu sprengen.

Im Laufe des Tages haben unsere Torpedos in ihrer Mitte ein fremdes Schiff mitgebracht; man glaubt, daß es ein japanisches sei.

In diesen Tagen bekommen wir sehr viel Pferdefleisch zu essen, weil man kein Futter mehr für diese armen Tiere hat.

4. September. Seit einigen Tagen haben wir kein Bombardement gehabt, und die friedlichen Einwohner Port Arthurs können ruhig ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen. — Wir sind überzeugt davon, daß die Japaner ihre schweren Belagerungsgeschütze schon weggeschafft haben. — Gegen 1 Uhr mittags kamen aus dem 7. Hospital Schwester Andronikowa und Schwester Nikolaitschuk, um uns zu besuchen. „Es ist gar kein Zweifel!" sagt Schwester Andronikowa. „Die Japaner geben die Belagerung auf! In einigen Tagen sind wir ganz bestimmt in Freiheit! Dann heißt es: Lebewohl! Port Arthur! und wir ziehen dann mit den Hospitälern nach Korea! Wie freue ich mich darauf! Es soll dort so schön sein, und hauptsächlich arbeiten wir dann in der Freiheit! — Kommen Sie doch jetzt mit uns, Schwester Baumgarten, Sie haben uns so lange nicht besucht!" „Mit Vergnügen!" antworte ich, und wir machen uns auf den Weg. „Ist das Spazierengehen nicht viel angenehmer, wenn einmal nicht geschossen wird?" fragt Schwester Andronikowa. — „Man soll nie etwas berufen!" sagt Schwester Nikolaitschuk. „Eben habe ich schon einen Granatensplitter in der Luft gehört!" — „Ach, das ist gar nicht möglich! Sie haben sich geirrt!" — „Nein, nein, Schwestern, ich habe es ganz bestimmt gehört!"

Ja, sie hatte recht! Wir haben allzu vorschnell in der künftigen Freiheit geschwelgt! Eine Granate nach der anderen saust über uns dahin! Wir kamen bis zu der Wohnung der Schwestern! Dort setzen wir uns auf die Veranda und sehen von dort dem Schießen zu! Rings fallen in allen Richtungen die Granaten

nieder, und die Splitter sausen zischend durch die Luft! — Gegen 4 Uhr gehen Schwester Andronikowa und ich in die Läden, um Einkäufe zu machen! Dann trennen wir uns und gehen jede in unser Hospital zurück! — Es ist gerade kein Vergnügen, so unter einem Regen von riesigen Geschossen durch die Straßen zu gehen! — Ein Chinese kommt mir entgegen: „Was, Madame, Japaner puff, puff! — Aber Japaner geht es sehr schlecht, und Russen sehr gut!" — Er will mit diesen kurzen Worten wahrscheinlich andeuten, daß die Japaner in einem schlechten Zustand sind.

„Nun, Schwester Baumgarten?" fragt mich zu Hause Schwester Marschner. „Wie hat Ihnen der Spaziergang gefallen? Ich habe die ganze Zeit die zu kurzen und zu langen Schüsse gezählt. Da sehen Sie gleich, wie die Japaner ihre Geschütze nach Korea schaffen!"

5. September. „Ach, was war das heute nacht für ein Spiel!" erzählt ganz aufgeregt ein Verwundeter, der in unser Verbandzimmer gekommen ist. Sein Auge ist ihm ausgelaufen, aber er ist so mit seiner Erzählung beschäftigt, daß er gar nicht darauf achtet, wie man ihm die Wunde auswäscht. „Ob es den verfluchten Japanern gerade so wie mir gefallen hat, das weiß ich nicht. Unser Hauptmann wollte einen neuen Minenapparat ausprobieren. Wir richteten ihn auf die feindliche Stellung und legten eine unterseeische Wassermine hinein. Die ließen wir nun vom Stapel, und gleich darauf vernahmen wir eine fürchterliche Explosion. Ich hob meinen Kopf etwas über die Brüstung, um besser sehen zu können, da wurde ich gleich verwundet. Ich konnte deshalb nicht mehr genau erfahren, was für einen großen Erfolg wir gehabt haben!"

Der Sanitätsinspektor ist dagewesen und hat seinen Rundgang durch die Krankenabteilung gemacht. „Herr Jurkewitsch!“ sagte er, „wann werden Sie endlich auf das achten, was ich Ihnen sage! Sehen Sie, wie viele freie Plätze ich wieder erst bei Ihnen schaffen mußte!“ — In diesem Augenblicke kam Dr. Kandratiew dazu. Herr S. wandte sich sofort zu diesem: „Kommen Sie einmal her, Doktor! Zuerst vergessen Sie nicht, daß Sie vor ihrem Vorgesetzten stehen; da dürfen Sie nicht an ihrem Knopf herumdrehen! — Dann wollte ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie gewissenhaft Ihre Pflicht erfüllen, und Ihre Kranken rechtzeitig entlassen!“ — „Und ich finde!“ antwortete Dr. Kandratiew, „daß es gewissenlos ist, die Kranken in einem solchen Zustand zu entlassen, wie Sie es tun, ohne daran zu denken, daß diese Unglücklichen ihr Leben für den Zaren opfern!“ Herr Jurkewitsch, der dabeistand, fing an zu zittern; er sah im Geiste schon einen schrecklichen Ausbruch voraus. Glücklicherweise ging jedoch Herr Kandratiew, der etwas Ähnliches ahnen mochte, schnell weg.

11. September. Der fürchterliche Sturm, der während der letzten Tage tobte, hat Port Arthur in eine flammende Hölle verwandelt und mich bis jetzt nicht dazu kommen lassen, in mein Tagebuch zu schreiben. — Ist es möglich, daß so etwas sich noch einmal wiederholen könnte? — Bei dem bloßen Gedanken daran läuft mir ein Schauer eisig kalt über den ganzen Körper. — Dieser zweite allgemeine Sturm war noch weit schrecklicher als der erste. — Wie sehr hatten wir uns durch diese scheinbare Ruhe in den letzten Tagen täuschen lassen! Die Transporte bei Dalny, denen wir die Bestimmung andichteten, das Heer nach Korea zu bringen, führten den Japanern

im Gegenteil frische Truppen zu, um die Ermüdeten abzulösen! — Die Geschütze, die wir von unseren Vorposten aus wegfahren sahen, wurden nur an andere Stellen gebracht und dort noch durch neue verstärkt! — Aber im Krieg kann man eben nie etwas Bestimmtes voraussagen!

Der Sturm begann am 6. September mit einem allgemeinen Bombardement der Forts. Es war ein grauenvolles Schauspiel, der Beschießung des 203-Meter-Berges zuzusehen. Dort prasselten fortwährend Hunderte von Granaten nieder! Der ganze Berg war dicht in Feuer und Rauch gehüllt, und über seinem Gipfel hing eine schwere, hellgraue Wolke! — Mit Granaten beschießt man hauptsächlich die Forts oder die feindlichen Geschütze, während die Schrapnells ausschließlich zum Töten von Menschen bestimmt sind! — Von unserem Hospital aus kann man den 203-Meter-Hügel ausgezeichnet sehen. Er erhebt sich gerade hinter der Neustadt. Die nach dort zugekehrte Seite gehört uns noch ganz, während die andere Hälfte des Berges schon von den Japanern eingenommen ist. Wenn die Japaner den 203-Meter-Hügel einnehmen, sind wir verloren! Dann kann sich Port Arthur nicht länger verteidigen, denn dort ist der beste Angriffspunkt der Stadt, aller Forts und der Bucht. — Gegen Abend des ersten Tages fing man schon an, uns Verwundete zu bringen. Wieder das gleiche schreckliche Bild von Tod und Leiden, wie das letzte Mal! — Die Wunden sind zum größten Teil noch viel schwerer, als bei dem letzten Sturm; sie sind meistens von Granaten, und sehr schmutzig! Bei dem ersten Transport waren gleich vier Tote. — Der Kopf des ersten ist zerschmettert, dem zweiten ist ein großer Splitter ins Herz gedrungen, dem dritten hat ein Splitter die Eingeweide

zerrissen, und der vierte ist nur noch eine formlose blutüberströmte Masse: er war von einer Blindage zerdrückt worden. — Es ist sonderbar, was unsere Soldaten alles aushalten können! Einem Kranken wurde von einem Splitter die Nase, das rechte Auge und der Oberkiefer zerrissen, und trotzdem er so das halbe Gesicht verloren hat, ist er doch bei Bewußtsein. Er weint sogar nicht, sondern sitzt schweigend zusammengekauert da, und wiegt nur langsam den schweren Kopf hin und her. — Man fordert mich am Abend in den unteren Stock. „Was ist denn geschehen?" frage ich den atemlos keuchenden Sanitätssoldaten. „Schwesterchen, Schwesterchen, wir glauben, daß der Kranke Watunin stirbt!" — Wir eilen zusammen in die Zelle Nr. 9. — „Was kann ihm geschehen sein?" denke ich. Er hatte doch nur eine ganz kleine Wunde, und konnte schon wieder gehen? — Wir treten ein; im ersten Augenblick habe ich Watunin gar nicht erkannt. Sein ganzer Körper war steif; sein Kopf hintenüber gefallen; sein Unterkiefer weit vorgetreten und seine Zähne fest aufeinander gekrampft; von seinen Augen war nur das Weiße zu sehen. — „Laufe zum Doktor!" sage ich. Der Unglückliche hatte den Starrkrampf. — Fünf Minuten später kam Dr. Iwanow und sah mit einem Blick das Hoffnungslose der Lage. „Ja, Schwester, er hat den Starrkrampf. Wenn Sie es noch nicht getan, so spritzen Sie ihm alle zwei Stunden Morphium ein!" — Der Starrkrampf tritt ein, wenn schmutzige Erde in eine Wunde kommt, was oft den Positionen draußen sehr leicht geschehen kann. Er verläuft immer tödlich und kommt im Kriege häufig vor. — In unserem Hospitale war das der erste Fall.

Am 7. September wurden uns immer neue Verwundete gebracht. — Watunin starb am Morgen unter

schrecklichen Konvulsionen. — Nach den Aussagen der Verwundeten haben die Japaner den langen Berg sowie die Redouten der Wasserleitungen besetzt! — Wenn das wahr ist, sind wir von der furchtbaren Gefahr bedroht, ohne Wasser zu sein! — Am Abend höre ich in der fünften Zelle des oberen Stockes einen Streit. Ich eile hin. „Und ich sage dir, du sollst es auf einmal tun!" schreit der Pfleger Petruschin. — „Was soll er denn auf einmal tun?" frage ich eintretend den Aufgeregten. — Da wurde Petruschin auf einmal ganz, ganz klein und schien sich zu schämen. „Ach, Schwesterchen," erklärte mir der Kranke an seiner Stelle. „Mir wird immer wieder übel, und da verlangt der Herr, ich soll alles auf einmal abmachen, damit er nicht so viel Arbeit mit mir habe. Und das kann ich doch nicht tun!"

Am 8. September sind die Redouten der Wasserleitung noch in unseren Händen. Wir kämpfen verzweifelt, aber man fürchtet, daß der Japaner sie erobern wird.

Unser Hospital ist mit Kranken überfüllt; viele sterben am großen Blutverlust. — Heute wurde uns ein schwer im Magen verletzter Soldat gebracht. Da er aber so munter war und gar nicht klagte, hielten ihn unsere Träger für einen leichten Verwundeten und legten ihn in das äußerste Ende des Korridors, anstatt ihn zu den eiligen Fällen neben das Verbandzimmer zu legen. Dort mußte er nun lange, lange liegen, und um sich die Zeit zu vertreiben, begann er Soldatenlieder zu singen. „Lieber!" frage ich ihn. „Bist du schwer verwundet?" — „Nein, Schwesterchen, ich habe nur eine Kugel im Magen!" — „Das nennst du leicht?" rief ich. „Jawohl, Schwesterchen!" war die Antwort. — Ich befahl den Sanitätssoldaten, ihn augen-

blicklich in das Verbandzimmer zu bringen. „Schwesterchen," erzählt mir der Arme währenddem weiter. „Was haben wir viel Japaner getötet! — Ich sage dir, wir haben sie wie Gras niedergemäht! — Schwesterchen, laß doch meine Kameraden zuerst verbinden! Ich kann es noch ganz gut aushalten!"

„Die verfluchten Japaner!" erzählen uns andere Kranke. „Wenn wir auf sie schießen, lachen sie und rufen uns zu: Spart doch eure Kanonen. Da hinten kommt ja Kuropatkin, um euch zu befreien.

„Der Japaner ehrt auch seine Toten nicht," erzählen sie weiter. „Er begräbt sie nicht, sondern macht nur große Haufen von ihnen, hinter denen er sich versteckt, um zu schießen. — Wie viele haben wir nun nicht schon getötet, und immer wieder stürmen sie von neuem!"

Am Abend werden alle Gefäße, die wir nur auftreiben können, mit Wasser gefüllt, da wir befürchten, daß heute nacht die Leitung abgeschnitten wird.

Am 9. September dauert der Sturm noch immer an. Unser Hospital hat sich zu einem Hauptverbandspunkt gestaltet. Sobald jemand ankommt, wird er verbunden und kann die erste Nacht bei uns zubringen. Am nächsten Tage wird er dann in ein anderes Hospital oder in sein Regimentslazarett gebracht. Nur die allerschwersten Fälle behalten wir bei uns. — Das, wovor wir uns so gefürchtet haben, ist eingetroffen; die Wasserleitung ist abgeschnitten. Gott allein weiß, wie das alles noch enden wird. — Es ist nicht leicht, in einer belagerten Stadt ohne die kleinste Verstärkung oder Zufuhr zu arbeiten. Das Verbandmaterial geht uns aus; man gebraucht schon nicht mehr die richtigen Rollen, sondern verschiedenes Leinen und Kattun. Bald werden wir auch keine Watte mehr haben, und ich

weiß nicht, was wir dann anfangen werden! — Am 10. September schlugen die Unseren den Sturm mit beispielloser Tapferkeit ab. — „In der Nacht," erzählt uns einer der zuletzt Angekommenen, „machte ich mich mit wenigen Kameraden auf Kundschaft auf. Wir wollten auf den 203-Meter-Hügel und näherten uns unseren Blindagen, die die Japaner eingenommen hatten. Wir sahen sie daliegen, ruhig und fest schlafend. Ihre Gewehre hatten sie zusammengestellt. — Wir meldeten das unserem Hauptmann und der, ohne sich lange zu besinnen, machte sich mit einer Kompagnie auf den Weg dorthin. Wir nahmen ihnen zuerst die Gewehre weg und warfen dann eine Mine in die Blindage. Man kann sich nicht über den Erfolg beklagen. Nicht einer der Japaner konnte sich retten. Das soll ihnen eine Lehre sein, wenn sie es wagen, unsere Stellungen zu nehmen!" — Noch gehört uns also der 203-Meter-Hügel. Man glaubt, daß der nächste Angriff der Japaner unserem rechten Flügel gelten wird.

Heute haben unsere Ärzte eine sehr schwere Operation gemacht. Sie entfernten einen Granatsplitter von der Größe eines Eies aus dem Gehirn eines Kranken. — Er hat die Operation ausgezeichnet überstanden. Hoffentlich geht es ihm weiter so gut. — Am Abend setze ich mich zum Nachtessen auf den Balkon. — Das erste Mal in diesen Tagen, daß ich sitzend essen kann. — Gerade wollte ich wieder ins Haus gehen, als plötzlich vom goldenen Berge her aus unseren eigenen Batterien ein riesiges Geschoß herangesaust kommt. — Einige Augenblicke später ruft mich Herr Jurkewitsch: „Sehen Sie, Schwester Baumgarten, da ist ungefähr dreißig Schritte vor unserem Hospitale eine zwölfzöllige Granate hin-

geschlagen. Wenn die das Haus getroffen hätte, so läge jetzt das ganze Gebäude in Trümmern!"

In der Nacht vom 6. bis zum 7. September bekamen wir 126 Verwundete in unser Hospital. Am 8. 79 und am 9. 61 Kranke. Zum größten Teil sind die Wunden schmutzig und eitern. Viele Verletzungen wurden diesmal durch kleine Pyroxilin-Handbomben verursacht. Der letzte Sturm hat wieder zahlreiche Invaliden gemacht. — Am 8. September brachte man uns den schwer im Kopfe verwundeten Soldaten Luschnikoff des 28. Regiments. Er lag auf einer Tragbahre und hielt in den Händen ein Heiligenbild des Regiments. — Erstaunt sah ich in sein freundliches lustiges Gesicht. Welche Gegensätze: Blaß, blutig und eingefallen, und dabei mit einem kindlichen Lachen auf dem Antlitz! — „Warum bist du so vergnügt?" frage ich ihn. „Hast du denn nicht Kopfweh?" — „Der Kopf, Schwesterchen, der macht nichts aus, aber ich danke Gott, daß ich das heilige Bild vor dem Spotte der Heiden gerettet habe!" —

Heute, am 11. September, sind keine Verwundeten eingetroffen, und unsere Diener schrubben und waschen die blutigen Wände und die Treppe sauber.

Welch eine große Freude! Ganz nahe an unserem Hospital ist dank unserem Aufseher ein Brunnen entdeckt worden! Er wird eben gereinigt. Zwar wird er wenig Wasser geben, doch ist es besser als nichts! — Gestern wurden vom goldenen Berge wieder zwei Schüsse anstatt auf den Feind, versehentlich auf die „Mongolia" und einer auf die „Pobjeda" abgegeben. Glücklicherweise waren sie wie tags zuvor bei unserem Hospital zu kurz. — Man erzählt, daß irgend ein couragierter Mensch den Polizeimeister gefragt habe: „Wem dient eigentlich unser „goldener Berg", uns oder

den Japanern?" — So viele Geschosse fliegen zu kurz und explodieren vor ihrem Bestimmungsort! Es wird das durch folgenden Umstand erklärt: Da wir keine guten eigenen Geschosse mehr haben, so müssen wir alte chinesische nehmen, die für unsere Kanonen zurechtgeschliffen werden, deren wir aber nicht sicher sind. Auch sind sie nicht mehr gut, und haben nicht die nötige Kraft, da sie schon zu alt sind.

Die Soldaten sind entzückt über die Einführung von Handbomben, die man meistenteils aus alten Konservenbüchsen herstellt, dann mit Pyroxilin füllt und hermetisch verlötet. An einem Ende bringt man eine Zündschnur mit etwas Phosphor an, die, wenn man sie ansteckt, in fünf Sekunden den Blechkasten erreicht. Wenn man diesen nun auf den Feind wirft, wird derselbe ganz mit Feuer übergossen. — Die ersten dieser Bomben hatten eine zu lange Zündschnur, so daß die Japaner Zeit hatten, sie aufzufangen, und noch vor der Explosion auf die Unseren zurückzuwerfen! — Unsere Geschosse werden nicht mehr länger als zwei bis drei Wochen ausreichen. Hoffentlich bewahrheitet sich das Gerücht, daß das baltische Geschwader in Wladiwostok eingetroffen sei und sich jetzt schon Kintschao nähere.

Der Verwundete, aus dessen Gehirn gestern der Splitter entfernt wurde, ist heute gestorben.

12. September. Man sagt bestimmt, daß das Baltische Geschwader in Wladiwostok sei. Trotzdem können wir nicht fest an diese Nachricht glauben: wir sind schon zu oft getäuscht worden! — Was erzählt man eigentlich nicht in Port Arthur? Und trotzdem schwebt nur eine große Frage auf aller Lippen: werden wir noch einmal befreit werden, oder werden wir das Ende dieser schrecklichen Belagerung nicht mehr

erleben? — Es ist traurig, so ohne jede Nachricht zu sein. Gestern und heute ist alles stille, ganz stille! Aber es hat nichts Natürliches; es erinnert an das grauenhafte, beklemmende Schweigen vor dem wild wütenden Losbrechen des großen Sturmes. Wie unendlich traurig wirkt dieses riesengroße Hospital mit den zahlreichen Kranken, unter denen viele hoffnungslos sind! — In der ersten Zelle bei dem Verbandzimmer sieht selbst ein unerfahrenes Auge bald, daß vier von denen, die dort liegen, und im Magen verwundet sind, sterben werden! — Zu ihren körperlichen Leiden gesellt sich auch noch der unerträglichste Durst, und es ist ihnen verboten zu trinken. Da versuchen sie unbemerkt den Eisbeutel, der auf ihnen liegt, zu öffnen und sich mit dessen kaltem Inhalt in ihrer Fieberhitze zu erfrischen! — Wenn man alle übrigen Zellen der Reihe nach durchgeht, sieht man dasselbe Bild: überall herrscht der Tod! — Das Sanitätspersonal kann sich kaum noch auf den Füßen halten! — Schwester Marschner ist an Rippenfellentzündung erkrankt und hat hohes Fieber, auch Schwester Mesak ist leidend und hat erhöhte Temperatur! Aber man hat ja keine Zeit, sich zu pflegen! — Man versichert, daß Port Arthur sich nicht mehr länger als zwei bis drei Wochen halten kann! Sollten wir bis dahin wirklich nicht befreit werden können? — Seit dem frühen Morgen sieht man am Horizonte das Geschwader des Feindes auf und abfahren.

13. September. Heute kam Hauptmann Möller, der berühmte Artillerist von Port Arthur, um den kranken Offizier Diatropoff zu besuchen. „Werden wir noch lange Zeit mit unseren Geschossen ausreichen?" frage ich. — „Sicherlich nicht mehr länger als zwei bis drei Wochen!" war die Antwort. „Aber hoffent-

lich ist bis dahin Kuropatkin oder die Baltische Flotte hier!"

14. September. Heute habe ich Nachtwache. In mancher Hinsicht ist der Nachtdienst bei weitem schwerer als das Pflegen bei Tage. — Während eines Sturmes ist ja Tag und Nacht ganz gleich; aber wenn der Angriff vorbei ist, und keine Verwundeten mehr gebracht werden, so herrscht in der sonst so friedlichen Dunkelheit eine unheimliche Stille, durch die das Ächzen und Stöhnen der gequälten Leidenden nur um so deutlicher hörbar wird. — Meistens tritt der Tod lautlos und gespenstisch in das Zimmer! — Heute zwischen 12 und 1 Uhr nachts ruft mich der Diener in die erste Zelle. Dort ist ein Kranker in den Todeskampf gefallen; sein ganzes Bett ist mit gelber gebrochener Galle bedeckt. Wir können ihm nicht einmal reine Wäsche geben, da erst morgen früh wieder frische kommt! — Ich will den Armen nicht verlassen, denn ich weiß, daß seine Minuten gezählt sind. Und ich hatte recht; kaum fünf Minuten später gehörte er nicht mehr dieser Welt an. — Gerade zu derselben Zeit ist noch ein Kranker in Zelle Nr. 4 gestorben; er hatte eine große Wunde in der Brust, und auch sein Rückenmark war verletzt. — Der Tod dieses letzteren hat seinen Nachbar furchtbar aufgeregt. „Schwesterchen, liebes Schwesterchen," bittet er mich, „schicke doch nach dem Priester. Ich werde sicher jetzt auch sterben, und möchte doch vorher das heilige Abendmahl nehmen!" — Nachts werden die Schmerzen stärker, überall hört man flehentliche Bitten: „Schwesterchen, liebes gutes Schwesterchen, gib mir doch ein Pulver zur Erleichterung!" — In der Nacht steigt auch der quälende Durst ins Unerträgliche: „Schwesterchen," flüstert es leise, „Schwesterchen, um

Christi willen ein kleines Schlückchen Wasser!" — Als wir noch Wasser hatten, konnten wir diese Bitten wenigstens erfüllen, aber jetzt sind ja die Leitungen abgeschnitten, und wir leiden auch hieran Mangel.

Zur Nachtzeit steigt das Delirium der Kranken. „Schwesterchen," ruft mich der Wärter um 3 Uhr, „Schwesterchen, schnell, schnell! Da will mir einer weglaufen!" Ich eile nach Zelle Nr. 18. Da kauert an der Wand auf seinem Bette ein junger Soldat mit weit offenen, fieberhaft glänzenden Augen. Er hat mich aber doch gleich erkannt. „Schwesterchen," sagt er und deutet auf den Wärter. „Sage ihm doch, Schwesterchen, daß er mich fortgehen läßt; ich muß ja meine Kameraden befreien!" — In diesem Augenblicke höre ich auf dem Korridor draußen mit bloßen Füßen laufen. Nichts Gutes ahnend, eile ich hinaus. Ich habe mich nicht getäuscht. Was sehe ich da? Auch ein zweiter Kranker will da im Delirium durchbrennen. „Komme doch zurück, Lieber!" sage ich ihm. „Komme doch in deine Zelle zurück!" — „Um Christi willen halte mich nicht auf, Schwesterchen," antwortet er. „Ich habe viel zu wenig Japaner getötet! Ich schäme mich!" — „Rege dich nur nicht auf!" sage ich. „Morgen spreche ich mit dem Doktor, daß er dich entläßt! Nur bitte ich dich, bei uns zu übernachten!" — Dies beruhigte ihn sichtbar. Er ging ganz gutwillig in sein Bett zurück, wo er bald ruhig und fest einschlief.

Des Nachts ist die Luft in dem Hospital dumpf und schwer von all den eiternden Geschwüren und Wunden. Obgleich man überall die Fenster und Türen aufläßt, will der beklemmende Druck nicht weichen! — Beim Anblick all dieses unendlich Traurigen denke ich mit Wehmut an unser teures, ach, so fernes Ruß-

land! Wie viele Frauen, Bräute und Freunde warten dort auf die Heimkehr derer, die hier hilflos liegen! Sie wollen nicht daran denken, daß ihre teuren Helden vielleicht unterliegen, und dem Tode verfallen in der unbekannten Ferne! — Ach, und wenn sie zurückkehren, so sind aus den kraftvollen Männern und Jünglingen elende untaugliche Krüppel geworden! Gebe Gott, daß es in der Zukunft niemandem mehr beschieden sei, das zu erleben, was wir jetzt durchzumachen haben!

Die ganze Nacht über war ein Kreuzfeuer auf der rechten Flanke, und unaufhörlich tönte das gleichmäßige Knattern der schnellschießenden Kanonen!

Gegen Morgen starb noch ein dritter Kranker in der Zelle Nr. 6. Durch eine explodierte Kugel war sein Knöchel zerschmettert worden. Unser Arzt hatte ihm vorgeschlagen, den Fuß unter dem Knie zu amputieren; aber dazu wollte der Kranke seine Einwilligung nicht geben. „Bitte, bitte, nehmen Sie meinen Fuß nicht ab!“ bat er. „Ich habe ja zu Hause fünf Kinder, wer soll denn für sie arbeiten und sie ernähren? — Es wird schon so vorübergehen. Der liebe Gott ist ja barmherzig!“ — Aber es ging nicht vorüber. Vierundzwanzig Stunden später trat kalter Brand ein. Auf die Bitte des Kranken nahm man den Fuß ab — zu spät! — „Schwesterchen,“ sagte er mir noch einen Tag, bevor er starb, „schade, daß ich die Operation nicht früher gewollt habe. Ihr Doktor meinte es sehr gut mit mir! Ich danke ihm vielmals und wünsche ihm Gesundheit! — Ach, Schwesterchen, warum muß ich denn schon sterben? Ich werde meine Heimat nicht wiedersehen, und habe doch eine Frau und fünf Kinder!“

Heute morgen erzählt ein neu angekommener

Soldat, daß er und seine Kameraden von der Erstürmung einer Schanze ermüdet, sich schlafen gelegt hatten. Als die Japaner dies sahen, beschossen sie sie von beiden Seiten mit schnellschießenden Kanonen, so daß fast alle getötet wurden. Unsere Soldaten bewundern immer von neuem die feindlichen Schanzen, die viel besser und tiefer angelegt sind als die unseren. — Man erzählt jetzt, daß, als Port Arthur erbaut wurde, der größte Teil der Arbeiter Japaner waren, und will sogar wissen, daß es verkleidete Offiziere des japanischen Generalstabes gewesen seien. — Sie sollen sogar schon damals die Plätze bezeichnet haben, wo man die Geschütze aufstellen muß, um sein Ziel zu treffen.

Heute sind zwei Dschunken hier eingetroffen: die eine mit Schuhwerk für unsere Soldaten, und die andere mit Nahrungsmitteln. Wie schade, daß es keine Munition ist! Wir brauchen nötiger Nahrung für unsere Kanonen als für uns selber! Eine der Dschunken soll eine Botschaft Kuropatkins an Stössel enthalten! Aber wir wollen ja keinen Gerüchten mehr glauben! — Es hieß zuerst auch, daß sechzig Dschunken in Port Arthur eingetroffen seien, und dann waren es in Wirklichkeit nur zwei!

Wenn die Japaner den 203-Meter-Hügel einnehmen werden, können sie alles in der Stadt übersehen und werden dann natürlich auf unsere vorbeiziehenden Soldaten schießen. Um dem vorzubeugen, wird hinter dem breiten Weg, der an unserem Hospital vorbeiführt, ein bedeckter Gang gegraben, der wie eine Schanze aussieht.

15. September. Seit dem frühen Morgen beschießen die Japaner unsere Bucht. Die Geschosse gelten den Panzerschiffen; aber sie sind immer zu weit oder zu kurz gezielt. Mit Schaudern denke ich

daran, daß ein Geschoß im nächsten Augenblicke einen Kreuzer, ein Panzerschiff, ein Kanonenboot oder ein Torpedo zerstören kann, oder ein Holzschiff von der Konstruktion der „Mongolia". Was die Menschen in der Bucht wohl empfinden mögen, die jede Sekunde auf ihr unvermeidliches Schicksal gefaßt sein müssen. Die Granatensplitter fliegen haufenweise auf das Deck der „Mongolia"; sie schwebt beständig in der Gefahr, in die Luft zu fliegen! Aber warum läßt man sie denn auch unbegreiflicherweise mitten zwischen den Kriegsschiffen stehen! — „Schwesterchen, Schwesterchen!" rufen mir die Kranken zu. „Eben ist ein Geschoß in die „Mongolia" geschlagen, und ein anderes in das Lazarettschiff „Angara". — Später erfahren wir, daß auf der „Mongolia" fünf Menschen getötet sind, und auf der „Angara" eine freiwillige Schwester verwundet wurde. — Spät am Abend setzen die Japaner immer noch das Bombardement auf die Bucht fort. Es ist kein schönes Leben, das wir hier führen, wir hören nichts wie feindliche Geschosse durch die Luft sausen und explodieren! — Heute sollen zwei französische Offiziere hier eingetroffen sein, die Pakete geheimen Inhalts mitgebracht hätten.

Da wir in der letzten Zeit so viele Todesfälle und eiternde Kranke gehabt haben, beschlossen unsere Ärzte, den oberen Stock gründlich desinfizieren zu lassen. Zu diesem Zwecke wird der untere Stock für die schweren Fälle eingerichtet, und die leichteren Kranken in anderen Hospitälern oder Rekonvaleszentenhäusern untergebracht. — Spät abends starb uns ein im Magen verwundeter Kranker. Seine Wunde war schon so weit geheilt gewesen, daß unsere Ärzte ihm alles zu essen erlaubten. — Die Ursache seines Todes war Skorbut, — eine Krankheit, die ihren Ursprung schlechter Nahrung verdankt.

Wann werden wir endlich befreit werden! Wer nicht die Belagerung mitgemacht hat, vermag nicht richtig das Gefühl der Freiheit zu schätzen!

16. September. „Was gibt's Neues, Schwesterchen?" fragen mich meine Verwundeten oft. „Hat man nichts von Kuropatkin oder dem Baltischen Geschwader gehört?" — Da man sie gern trösten möchte, teilt man ihnen alle möglichen guten Gerüchte mit. Die traurige Wahrheit jedoch behält man für sich. — Heute nun verbreitet sich ein sehr trauriges Gerücht, dem man nicht Glauben schenken sollte, aber unwillkürlich übt alles Trübe seinen Einfluß auf uns aus. — Man sagt, daß Kuropatkin vollständig geschlagen worden sei, und sich nach Mukden zurückgezogen habe. — Man erzählt weiter, daß das Baltische Geschwader auf dem halben Wege nach Libau zurückgekehrt sei, und um den Krieg mit England zu vermeiden, gemeinschaftliche Sache mit den Japanern gemacht habe. — Die französischen Offiziere sollen nun auf einmal Amerikaner sein, und manche halten sie sogar für japanische Spione. — Eine Dschunke brachte die Nachricht, daß Kuropatkin den Japanern Liaojang übergeben habe, und sich nun nach Mukden zurückziehe. — Dabei wäre Kuropatkins Armee doppelt so groß als die des Japaners. — Nachdem er dem Feinde Liaojang überlassen hatte, soll es unserem genialen General gelungen sein, die Heere Kurokis und Okis zu umzingeln. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, habe er ihnen vorgeschlagen, sich zu übergeben. — Derselben Dschunke verdanken wir die Mitteilung, daß die Baltische Flotte bereits an der Insel Formosa vorübergekommen sei. — Ich eile rasch zu meinen Kranken, um ihnen die freudigen Neuigkeiten mitzuteilen. „Gott gebe, daß alles wahr ist!" sagen sie. — Gegen Abend gehe ich hinunter in die Apotheke,

um Arzneien zu holen. Da wird die Tür aufgerissen, eine freiwillige Schwester stürzt mir aufgeregt entgegen: „Wissen Sie schon die freudige Nachricht? Das Baltische Geschwader ist da und beschießt die Positionen bei Kintschao!“ — „Ich glaube nichts mehr, Schwester!“ antworte ich. „Wir sind schon zu oft getäuscht worden! Ich rate Ihnen, dasselbe zu tun!“ — In dieser Minute kommt eine zweite freiwillige Schwester gelaufen: „Wissen Sie schon das Neueste? Es ist bestimmt wahr; ich weiß es aus ganz sicherer Quelle! Unser Baltisches Geschwader wird von morgen an die Positionen von Kintschao beschießen! Wie ich eben herkam, habe ich deutlich den fernen Geschützdonner gehört! — Wenn Sie mir nicht glauben, so gehen Sie nur auf die Veranda, und überzeugen Sie sich!“ — „Ist es denn wirklich wahr?“ denke ich bei mir und eile, so schnell ich kann, auf die Veranda. — „Nicht so rasch, Nicht so rasch! Sie werden mich umwerfen, und sich selber den Kopf einrennen!“ Mit diesen Worten hält mich Leutnant Sedlinitzky, einer meiner früheren Kranken, auf. „Wollen Sie etwas ganz Neues wissen?“ — „Ich weiß schon; das Baltische Geschwader ist angekommen!“ — „Ja, ja!“ antwortet er. „Ich weiß es von einem Offizier, der es auf dem Liaotschan durch drahtlose Telegraphie erfahren hat!“ — Alle Kranken haben ihre Zellen verlassen; sogar die ganz Schwachen haben sich herausgeschleppt! „Endlich, endlich,“ sagen sie, „ist die Stunde der Freiheit gekommen!“ — Ich eile in das Materialzimmer, wo unsere beiden freiwilligen Schwestern arbeiten. „Freuen Sie sich!“ rufe ich ihnen zu und erzähle ihnen alles. Im Übermaße ihrer Begeisterung rissen sie mich fast in Stücke. Dann aber erinnerten sie sich doch daran, daß ich ein nur sterblicher Mensch bin, ließen mich los und führten jede für sich allein

einen Freudentanz auf. Als sie wieder zu sich kamen, eilten sie auf die Veranda, wo schon die meisten unserer Kranken versammelt waren. — Ja, es ist kein Zweifel mehr! Das Baltische Geschwader ist da! Wir hören deutlich den fernen Geschützdonner und sehen in der Dunkelheit auf dem Meere die Blitze der Schüsse aufleuchten! Endlich, endlich ist die erwartete Freiheit da. „Lob und Preis sei Gott," sagen die schwer Verwundeten. „Wir sollen nun vor unserem Tode doch noch das Baltische Geschwader sehen, und vielleicht auch Kuropatkin!"

17. September. Schwere, dumpfe Verzweiflung überall! Das Baltische Geschwader war wieder nur Lüge und Täuschung: ein Gerücht! — Es heißt jetzt sogar, es sei eben erst aus Libau ausgelaufen! Seit dem Morgen beschießen die Japaner abermals die Altstadt und die Bucht! — Die Soldaten sagen scherzend, da es den Japanern nicht gelungen sei, den Hafenausgang mit Schiffen zu versperren, versuchen sie es nun mit Bomben. — Die Geschosse werden so zahlreich dorthin gerichtet, daß es wirklich so aussieht, als wollten sie die Bucht zupflastern! — Am Tage wird das Bombardement immer stärker. — „Sieh hin," sagen mir unsere Kranken, die sich damit beschäftigen, auf die fallenden Granaten achtzugeben, „sieh' hin, Schwesterchen, diese ist auf den „Pereswiet" gefallen, und diese hier war nur etwas zu kurz für die „Poltawa"! Der verfluchte Japaner weiß nun doch endlich, wohin er schießen soll. Wie bombardiert er die Kutter! Wir möchten darauf schwören, daß sie sich an ihnen im Schießen üben!" — Ohne darauf zu achten, fahren die Kutter ruhig weiter auf und ab. — Wir ängstigen uns für sie und erwarten unwillkürlich, daß in dem nächsten Augenblick einer von ihnen explodiert!

Einige versichern, daß das gestrige vermeintliche Geschwader nichts anderes gewesen sei, als die japanische Flotte, die unsere Stellungen beschoß, während andere immer noch fest behaupten, es sei doch ein Seegefecht zwischen unserem Baltischen Geschwader und dem Feind gewesen. — Heute in der Nacht fand auf dem rechten Flügel ein kleines Gefecht satt, das sehr gut verlaufen ist. In tiefster Dunkelheit griffen die Japaner die Unseren an, die sich nicht rührten und den Feind ganz dicht herankommen ließen. Erst dann eröffneten sie ein tödliches Feuer, dem nach ihren Aussagen mehr als 500 Mann zum Opfer fielen.

18. September. Der Druck des „Novi Krai" wurde von heute ab wieder gestattet. — Wegen des gestrigen starken Bombardements haben unsere Schiffe heute eine andere Stellung eingenommen. — Dr. Dobrowolski ist überzeugt, daß das Baltische Geschwader bis zum Ende des Monats da sein wird, und ist sogar eine Wette darauf eingegangen. — Am Morgen kam der uns allen so sympathische Herr Tardan zu uns. Er hat die beiden „sagenumwobenen" französischen Offiziere, die dann Amerikaner sein sollten, gesprochen, und die sich nun endgültig als Berichterstatter einer ausländischen Zeitung entpuppt haben. Wahrscheinlich hoffen sie auf großen Geldgewinn für ihr Eindringen in die belagerte Stadt. Sie waren glückselig, als es ihnen gelang, die hochgestellten Personen hier zu interviewen. Nach ihren Aussagen heißt es draußen allgemein, daß wir nur zweimal in der Woche essen und an den übrigen Tagen hungern. „Ich habe ihnen aber auf alle Fälle eingeprägt, daß bei uns hinter jedem Stein ein Gewehr steht!" — Ich frug ihn: „Glauben Sie, Herr Tardann, daß die Japaner Port Arthur einnehmen werden?" — „Nie und nimmer!" war die Antwort.

Kuropatkin soll seine Armee auf Mukden zurückgezogen und ein Kavalleriegefecht soll zwischen Liaojang und Kintschao stattgefunden haben. Auf unserer Seite erzählt man von 7000 Verwundeten und 2000 Toten, während der Verlust der Japaner auf 40000 Leute geschätzt wird, wovon 30000 getötet und 10000 verwundet sein sollen. — Es ist Kuropatkin, wie es scheint, gelungen, die Japaner zu umzingeln.

Ganz Rußland dürstet nach der Befreiung Port Arthurs! Diese Nachricht hat uns unsäglich wohlgetan. Wir erleiden alles noch einmal so leicht und gern, da wir wissen, daß die Augen des ganzen Landes auf uns gerichtet sind, und dort Tausende und aber Tausende für uns beten! — Der letzte Sturm hat den Japanern große Verluste gebracht. Sie haben in den letzten Tagen Chinesen gemietet, um ihre Toten zu bestatten. Diese sagen, daß sie wohl an die 2000 Körper begraben hätten, aber bei der riesigen Anzahl von Leichen ist durch diese Arbeit noch nicht die geringste Abnahme zu bemerken. — Letzte Woche kam ein Jäger zu uns, um seinen Freund zu besuchen. Er erzählte, daß er bei dem Wegholen der Verwundeten zugesehen habe. „Es war ein trauriger Anblick!' „Inmitten einer Masse von Toten hatte der Feind aus Gewehren, die mit Zelttuch überspannt wurden, eine Verbandsstation errichtet. Da ich ganz allein da war, trat ich ein, und schauderte zurück vor den unförmigen blutigen Massen, die dort lagen, und die Menschen sein sollten!" — Später kam ein Hauptmann. Er entwirft uns grauenvolle Bilder von den blutigen Stürmen. Unsere Soldaten liegen Tag und Nacht in den Schanzen, um den Angriff des Feindes zu erwarten, der zuerst die Schanzen und Blindagen bombardiert, um sie zu zerstören. Wenn er seine Absicht erreicht zu haben

glaubt, stürmen im Laufschritt die japanischen Jäger vor. Es ist wunderbar, mit welcher Todesverachtung sie unserem Feuer entgegenrennen! Ihre ersten Reihen schmelzen zusammen, aber immer neue Scharen treten an die Stelle der Gefallenen. — Sie wissen nichts anderes, als daß man ihnen befohlen hat, unsere Schanze zu nehmen, und daß sie diesen Befehl entweder vollbringen oder sterben müssen! — Feiglingen droht der sichere Tod, da ihre eigenen Offiziere hinter ihnen stehen und auf sie schießen, wenn sie fliehen wollen."

Auf dem langen Berge will man in der Tasche eines toten japanischen Offiziers einen Brief an seine Frau gefunden haben, in dem er sich bitter über sein Vaterland beklagt, das diesen so vergeblichen Angriff unternommen habe, da Port Arthur ja doch nie fallen werde.

19. September. Um $^1/_2$2 Uhr mittags sitzen Schwester Marschner, Schwester Mesak und ich beim Mittagessen; die Tür auf dem Balkon steht offen. Da hören wir in der Entfernung ein Geschoß dahersausen, und gleich darauf vernehmen wir etwas noch nie Dagewesenes. „Wir sind wahrscheinlich verrückt geworden!" rief ich. „Was ist das für ein Ton? — Rollen denn Wagen durch die Luft?" Wir eilen auf den Balkon. Gleich darauf hören wir ein zweites Geschoß, und dann abermals ganz nahe den rasselnden Ton wie von ungeölten Rädern. Noch ist der Lärm nicht ganz verhallt, als wir beim „Pereswiet" eine Wassersäule aufsteigen sehen. Das Geschoß war dicht neben dem Schiffe eingeschlagen. — Der unbekannte Lärm war von neu konstruierten japanischen elfzölligen Geschützen verursacht worden.

In Port Arthur ist eine Ruhrepidemie ausgebrochen.

20. September. Abermals beschießt der Feind unsere Bucht und die Schiffe. Dazu herrscht vom frühen Morgen an der Taifun, von strömendem Regen begleitet. — Es ist Abend. Der Tisch, an dem ich schreibe, steht am Fenster. Die Nacht ist dunkel und kalt; der Taifun rast und tobt. Dort hinten bei den Bergen, ich glaube, bei unseren mittleren Befestigungen, findet ein Gefecht statt. — Durch die nächtliche Finsternis flammen auf beiden Seiten die Raketen auf, und dabei hört man knatternde Gewehrsalven. — Dann kommen wieder Augenblicke, in denen der Taifun laut aufheult, und wie ein wütender Löwe durch sein Gebrüll das Schießen übertönt. — Wie gern möchte man jetzt wissen, was da draußen vorgeht, wo der wildeste Kampf unsere Soldaten in blutdürstende Raubtiere verwandelt! Man erlebt im Geiste mit, wie die feindlichen Reihen zusammenschmelzen; wie auch die Unseren getroffen niedersinken; man glaubt ihr Ächzen und letztes Todesröcheln zu vernehmen, und ihr rotes Blut in Strömen dahinfließen zu sehen! — Nein, nein, es ist besser, nicht daran zu denken, was dort draußen Schreckliches geschieht!

Ein Soldat erzählte uns heute, daß viele Japaner flehentlich bitten, sie gefangen zu nehmen, anstatt zu töten. „Aber wir nehmen sie nicht, Schwesterchen!" — „Warum denn nicht?" frage ich. — „Ach was, wir können doch nicht auch noch die Japaner ernähren, wo wir selber kaum noch zu essen haben!" — „Aber was tut ihr dann mit ihnen?" frage ich weiter. — „Wir haben nicht lange Zeit, mit ihnen zu spielen, Schwesterchen, wir töten sie einfach! — Nicht alle Japaner sind tapfer, viele, viele fallen auf die Knie und bitten weinend um Gnade!" — „Ist es möglich, daß ihr diese dann auch tötet?" rief ich erschrocken. — „Daran ist nichts

zu ändern, Schwesterchen!“ ist die ruhige Antwort. „Was sollen uns die Japaner nützen, wo wir selber vor Hunger sterben werden! Das ist eben die Belagerung!“

22. September. Heute bombardieren die Japaner schon die ganze Zeit mit ihren Koffern, wie wir die großen elf- und zwölfzölligen Geschosse benannt haben. — Während des Essens hören wir das immer stärker werdende Pfeifen einer Granate, und kaum eine Sekunde später explodiert ein riesenhafter Koffer neben unserem Hospital, nur einige Schritte von unserem Zimmer entfernt.

Im Laufe des Tages wurden uns zwei Tote und zwei Verwundete gebracht. Einer der Toten war vom Pferde gestürzt und atmete noch, als er zu uns getragen wurde. Der andere war ein Soldat aus dem 25. Regiment. Er war furchtbar vom Durste gequält worden. Da sah er bei dem Feldscher des Lazaretts eine große Flasche mit einer roten Flüssigkeit und hielt sie für ein erfrischendes Getränk. Er leerte sie ganz. Es war aber Karbolsäure, und der Unglückliche lag bereits in den letzten Zuckungen und starb, sobald man ihn zu uns brachte, obgleich man alles anwandte, um ihn zu retten.

Fast täglich brechen große Brände aus, die durch das Einschlagen der feindlichen Geschosse verursacht werden.

Man erzählt, daß die „Mongolia“ gestern durch drei Geschosse verwundet wurde, was eigentlich schon lange zu erwarten war. — Nun sind sie durch Schaden klug geworden, und haben sie, die, wie es scheint, genug hat von dem japanischen Konfekt, an einen anderen Platz gebracht. — Gestern wurde sie von einem Kutter ins Schlepptau genommen und vor die Minenstadt

gestellt. Dort scheint sie aber auch nicht sicher gewesen zu sein, denn wir sahen, wie sie heute morgen wieder hin- und hergeschleppt wurde. Nun hat sie vorläufig einen Ruheplatz zwischen „Bobr" und den Schiffen der ostchinesischen Gesellschaft gefunden.

Wir leiden Mangel an allem. Bald werden wir nichts mehr zu essen haben. Von heute an können auch unsere schwachen Kranken keine Milch mehr bekommen. Was sollen wir ihnen denn nun geben? Wir haben viele Fälle von Ruhr. — Soll es denn wirklich wahr sein, daß wir nicht mehr befreit werden können? — Dann hätte man uns wenigstens gleich zu Anfang sagen sollen, was uns erwartet! — Ungewißheit ist das Schrecklichste.

24. September. Man bombardiert die Bucht mit zwölfzölligen Koffern! Die „Mongolia" ist nicht in der Schußlinie! — In Port Arthur ist allen der Mut gesunken! Wir wissen selber nicht mehr, was wir erwarten! — Wir wissen nicht, was draußen in der Welt vorgeht, und tragen ein brennendes Verlangen nach der allerkleinsten Nachricht! — Aus dieser Sehnsucht heraus wachsen alle möglichen Gerüchte, die immer mehr entstellt herumerzählt werden. Neulich ist ein Beamter nach Neuigkeiten gefragt worden, und er antwortete: „Verzeihen sie, meine Herrschaften, aber ich hatte noch nicht die Zeit, welche zu erfinden!"

25. September. Welcher Lärm! Was für Salven! Die Japaner scheinen ja ganz aus dem Häuschen zu sein! — Wir eilen auf den Balkon. Um uns sausen die riesigen feindlichen Koffer! Die neuesten Belagerungsgeschütze müssen viel näher aufgestellt sein; sie sind viel stärker! — Die Japaner sind ganz entschieden toll geworden, sie schießen acht zwölfzöllige Granaten auf einmal ab. — So ein fürchterliches Bombardement

der Bucht ist noch nie dagewesen! — Der „Retwitsan", der bei dem goldenen Berge stand, ist ausgelaufen und hinter der Tigerschwanzhalbinsel verschwunden. — Unsere anderen Schiffe sind gleichfalls unter Volldampf bereit, andere Stellungen einzunehmen! — Eine Stunde später steige ich in die untere Krankenabteilung. Die schrecklichen feindlichen Salven hören immer noch nicht auf! — „Schwesterchen!" rufen unsere Kranken. „Sehen Sie nur, wie der Feind unsere Torpedos beschießt! Sie werden gleich versinken!" Ich sehe hinaus. Es ist ein furchtbarer Anblick, und dennoch hoffe ich, daß sich die Schiffe noch retten können! Ein Torpedo versucht mit höchster Anstrengung, dem Feuer zu entrinnen; aber die Feinde haben es bemerkt und hören nicht auf zu schießen! Da schlägt eine Granate in das Schiff ein und explodiert wahrscheinlich im Maschinenraum. Das Torpedo dreht sich einigemale wirbelnd um sich selbst und arbeitet sich dann mit unendlicher Mühe ans Land. — Nun haben aber die Unseren endlich die Geduld verloren und fangen an, ein Geschoß nach dem anderen zu entsenden. Abwechselnd donnern der goldene Berg, der elektrische Hügel oder die Batterie auf dem Wachtelhügel und alle übrigen Forts. Unsere Schiffe schließen sich ihnen an und versuchen, durch gemeinsame Stärke den Feind zum Schweigen zu bringen! — Es ist nicht nach dem Geschmacke der Japaner, wenn wir uns in ihr Schießen einmischen. Zuerst entgegnen sie uns noch; dann aber wird ihr Schießen schwächer und verstummt zuletzt ganz. — Nur von Zeit zu Zeit kommt ein vereinzelter Koffer geflogen, um uns an unsere lieben Nachbarn zu erinnern! — Wir erfuhren später, daß die „Poltawa" durch einen guten Schuß eine feindliche Batterie zum Schweigen gebracht habe! Es ist zu schade, daß

viele unserer Geschosse immer noch zu kurz fliegen, und manche Splitter sogar unsere eigenen Schanzen zerstören! — Eines unserer eigenen Geschosse ist sogar im Swodny-Hospital niedergefallen und hat einem Kranken ein Bein abgerissen!

Ich bin selber erstaunt, daß ich all diese Schrecklichkeiten, die wir erleben, noch in mein Tagebuch eintragen kann. Oft frage ich mich, weshalb ich es eigentlich noch tue.

26. September. Eine Dschunke mit Post ist eingetroffen. Es heißt, daß General Stössel sehr freudige Nachrichten von Kuropatkin erhalten habe; er soll am 3. September zum Angriff übergegangen sein. — Privatbriefe besagen, daß alles bei uns ausgezeichnet stehe, und daß man in nächster Zukunft einen endgültigen Sieg erwarten dürfe. — In englischen Blättern wird geschrieben, daß unsere russischen Soldaten nicht ehrlich Krieg führen, sondern die Gegner abschlachten wie wehrlose Kinder. Mit den wehrlosen Kindern meinen die Engländer wahrscheinlich die Japaner. — In deutschen Zeitungen wird die Nachricht verbreitet, daß von den Japanern in der ersten Schlacht 40000 Mann gefallen wären. Außerdem sollen die Japaner Kuropatkins Rückzug als einen Sieg betrachtet und gefeiert haben. Wenn die Japaner noch fünfmal einen derartigen Sieg feiern, würden sie wahrscheinlich keinen Menschen mehr dazu haben. — Am Tage eröffneten unsere Batterien ein tödliches Feuer auf die stürmenden Japaner. Wir haben nur geringe Verluste, der Feind hingegen einige hundert Mann.

„Verwundet werden ist nichts, Schwesterchen," sagte mir heut ein Kranker, „aber was nachher geschah, werde ich nie vergessen. Die Japaner griffen die Redouten von Kumirei an. Wir zogen uns zurück; ich

wurde verwundet und fiel. Meine Kameraden ließen mich im Stich und liefen über mich dahin. Ich rief ihnen verzweifelt zu, mich doch mitzunehmen, aber sie hörten mich nicht oder wollten mich nicht hören. Ich war außer mir vor Wut und wollte auf sie schießen, war aber zu schwach dazu. Bald konnte ich sie nicht mehr sehen und blieb mehr tot als lebendig zwischen den Leichen der Feinde liegen. Die Japaner, die vorübergingen, bemerkten mich nicht. Sie hielten mich sicherlich für einen Toten. Als es anfing dunkel zu werden, machte ich mich auf und kroch mit den letzten Kräften bis zu dem nächsten Verbandspunkt. Was mir später geschah, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß nur, daß es mir jetzt besser geht und daß ich gerne leben möchte. Leben, gesund werden und nach Hause aufs Land zurückkehren. Wir haben dort ein sehr schönes Häuschen." „Hast du viel Angehörige zu Hause?" fragte ich. „Meine alte Mutter und meine gute Schwester. Ich habe auch noch einen älteren Bruder, aber der wohnt nicht bei uns und hilft uns nicht. Er ist in die Stadt gezogen und spielt dort den großen Herrn. Er hat sich auf dem Lande gelangweilt. Er taugt ganz und gar nichts, Schwesterchen; er trinkt, er spielt Karten und hat auch schon die Mutter geschlagen. Eigentlich muß ich ganz sicher weiterleben, bis die Schwester versagt ist, und dann der Mutter helfen." Sein Nachbar, dem der Fuß amputiert wurde, tröstet ihn, wenn er stöhnt und seufzt: „Es ist Gottes Wille, wenn wir sterben müssen. Wir haben unsere Pflicht getan und die Japaner getötet. Jetzt müssen wir auch geduldig leiden und liegen."

Das war eine unruhige Nacht! Die Japaner versuchten, ohne die gewöhnliche vorherige Beschießung, das Fort Nr. 3 im Sturm zu nehmen. Sie waren auf unser

tödliches Feuer nicht gefaßt und wurden glänzend zurückgeschlagen. Das Fort Nr. 3 blieb in unseren Händen. Durch diesen Erfolg ermutigt, beschlossen die Unseren, in derselben Nacht einen Angriff zu wagen. Der Feind ließ sie ganz nahe herankommen, so daß die Unseren sich schon auf einen Bajonettkampf einlassen wollten, aber da beschossen die Japaner sie derart mit ihren schnellschießenden Kanonen, daß wir beinahe hundert Mann an Toten und Verwundeten hatten.

Schwester Kurilow hat aus einer sogenannten „sicheren" Quelle folgendes erfahren: Ein Brief aus Tschifu brachte die Meldung, daß in Schanghai ein Agent erwartet werde, der dort alles für das baltische Geschwader vorbereiten solle, das mit Bestimmtheit am 10. oder 20. September vorbeikommen werde.

28. September. Es ist doch sonderbar. Warum gehen nur alle ins Verbandzimmer? Ich will doch nachsehen, was es gibt. Auf dem Korridor drängen und stoßen sich aufgeregte Kranke. „Schwesterchen," rufen sie mir zu, „da drinnen im Verbandzimmer liest der Oberarzt ein Papier vor. Gehe doch hin und sag' uns dann um Christi Willen, was es Neues gibt." Ich eile vor, kann aber kein Wort verstehen, da alles in höchster Aufregung durcheinander schreit. „Herr Jurkewitsch," rufe ich laut, „was haben Sie da für ein Papier?" „Es ist ein Befehl, Schwester; nehmen Sie ihn und lesen Sie ihn den Verwundeten vor." Ich reiße das Papier an mich. Meine Hände zittern vor Aufregung. Ich kann nicht lesen, es flimmert mir vor den Augen. Ist es möglich? Kann es wahr sein? Sind es keine Gerüchte mehr? Es ist ein Telegramm Kuropatkins: „Ich habe Ihre Depesche am 3. September erhalten. Ich gratuliere Ihnen von Herzen zu Ihrem neuen Erfolg. Wir bereiten uns zum Angriff vor. Das erste Armee-

korps ist eben eingetroffen. Gott schütze Sie. Erwarten Sie Ihre Befreiung." — Gott sei Dank! Wir dürfen noch auf Hilfe und Befreiung hoffen. Wenn Kuropatkin es uns selber verspricht, dann ist es sicherlich wahr. Ich eile zu meinen Kranken, von einer Zelle in die andere. Die Gehenden drängen alle hinter mir her. „Ich bitte euch, seid nur nicht so laut!" rufe ich. „Geht alle in eure Zellen, ich werde die Nachricht schon selber allen anderen mitteilen. — Hört zu!" sage ich in der ersten Zelle und lese das Telegramm vor. Ein lautes Hurra tönte mir als Antwort. Zwei schwache Kranke begannen vor Freude laut zu schluchzen. „Schwesterchen," fragt mich ein hoffnungsloser Kranker, „glaubst du, daß ich noch leben werde, bis Kuropatkin kommt?" — So ging ich mit meiner Freudenbotschaft nacheinander in alle Zellen. Man hätte nur unsere Gesichter und den strahlenden Ausdruck auf denen unserer Kranken sehen sollen — jeder hätte geglaubt, daß wir schon morgen die Freiheit erwarten. „Hofft nur," sagte ich zu allen Kranken, „Kuropatkin hat uns die Freiheit versprochen. Wir werden sicherlich sehr bald befreit werden." — Im Laufe des Tages wurde das Artilleriefeuer erneuert. Die Japaner greifen an. Am Abend bringt man uns einige Verwundete. — Noch spät in der Nacht hört man unsere Soldaten in der Krankenabteilung von Kuropatkin sprechen. „Schwesterchen, jetzt glauben wir es ganz, ganz fest. Kuropatkin hat es uns ja selber versprochen." — Auch wir können nicht einschlafen; es klingt uns fortwährend in den Ohren: Hoffnung! Freiheit! Hoffnung! Freiheit! Und man frägt sich unaufhörlich nach dem Wann und Wie, das man noch nicht voraussieht.

29. September. In der Nacht wurde das Artilleriefeuer stärker. Am frühen Morgen beschießen die

Japaner die Bucht. Es ist furchtbar, ansehen zu müssen, wie unsere guten Schiffe zerstört werden. Sie geben sich die größte Mühe, sich vor den feindlichen Geschossen zu verstecken, aber diese treffen sie überall. Es kommt sehr häufig vor, daß Geschosse auf das Deck eines Schiffes fallen und dort eine Feuersbrunst verursachen. — Am Morgen kam Schwester Grilanoff, um ihren Dienst anzutreten. „Denken Sie sich," erzählt sie, „heute ist ein 12zölliger Koffer bei uns durch die Wand geschlagen und ist, ohne zu explodieren, unter mein Bett gerollt."

Am Tage wird das Bombardement immer stärker. Um 3 Uhr nachmittags höre ich einen entfernten Chor von Stimmen. Ich gehe der Richtung nach; es ist ein Begräbnis. Voran wird ein Kreuz getragen, dem Sanitäre des Roten Kreuzes folgen. Der Sarg ist mit einer schweren goldenen Decke verhüllt, und hinter ihm schreiten Ärzte, Schwestern und Sanitäre des Roten Kreuzes. Als der Zug an unserem Hospital vorbeischreitet, erkennen wir unsere Schwestern von der Mongolia, die auf uns zukommen. „Wen begraben Sie da?" frage ich. „Einen Sanitätssoldaten unserer Ambulanz, Zacharoff, der im Marinehospital gestorben ist. Es ist schade um ihn. Er war ein guter Arbeiter."

„Nun, Sie sind tüchtig geschlagen worden?" sagte ich. „Ja, ja, wir können uns nicht beklagen, aber jetzt stehen wir auf einem guten Platze. Es war ganz schrecklich zwischen den Panzerschiffen. Unser Kapitän fuhr damals zum Oberbefehlshaber des Hafens und bat um die Erlaubnis, unser Schiff an einen weniger gefährlichen Platz stellen zu dürfen. ‚Exzellenz,' sagte er, ‚die Japaner beschießen die Stelle, wo wir liegen, derartig, daß die ‚Mongolia' jeden Augenblick sinken kann. Erlauben Sie mir, sie aus der Nähe der Panzerschiffe zu

entfernen.' ‚Aber wie ist es möglich, daß Sie von Gefahr bedroht sind, ich kann es kaum glauben,' sagte der Befehlshaber. ‚Trotzdem werde ich morgen den Befehl geben, Sie an eine andere Stelle zu bringen.' Also morgen will er uns eine andere Stelle geben, denkt der Kapitän. Bis morgen können wir schon längst untergegangen sein! Und ging zu Admiral Wirren, der sogleich anordnete, die ‚Mongolia' in Sicherheit zu bringen. Der erste Platz, den wir nun erhielten, war nicht sehr vorteilhaft, denn es fielen dort sofort drei Granaten auf die ‚Mongolia'. Das erste Geschoß explodierte in der Kajüte des Oberarztes und verdarb dort alles. Das zweite schlug in eine Kajüte zweiter Klasse ein und verletzte leicht einen Gehilfen des Kapitäns. Die dritte Granate fiel in den Maschinenraum und es ist ein wahres Wunder, daß die Dampfkessel nicht explodiert sind. Daraufhin wurden wir nun neben dem ‚Bobr' aufgestellt und können mit unserem jetzigen Platz sehr zufrieden sein."

30. September. „Nachdem wir den Angriff auf dem Eckberge abgeschlagen hatten," erzählte mir heute ein Kranker, „war ich Zeuge von der Feigheit und Gemeinheit eines Japaners. Denken Sie sich, Schwesterchen, einer meiner Kameraden beugte sich nieder, um einen verwundeten Feind zu verbinden. Dies sieht ein anderer Japaner und erschießt ihn."

1. Oktober. Nun sind es schon sechs Monate, daß uns die Japaner von allem abgeschnitten haben, und daß wir vom Meere und vom Lande aus belagert werden! Nun warten wir schon sechs Monate auf unsere Befreiung! Aber Kuropatkin hat uns ja telegraphiert, wir sollten den Mut nicht sinken lassen, und deshalb wollen wir hoffen bis zuletzt. Während dieser sechs Monate engster Abgeschlossenheit haben wir uns in

niedergeschlagene, traurige und nervöse Menschen verwandelt. Das kommt daher, daß wir von Tod und Wunden umgeben sind. Immer tauchen wieder neue Gerüchte auf, und die ewige Enttäuschung, die ihnen auf dem Fuße folgt, bleibt auch nicht ohne Einfluß auf das Gemüt. Das einzige, was uns aufrecht erhält, ist die Hoffnung auf Befreiung. Wem wird diese Heldentat wohl gelingen, Kuropatkin oder der baltischen Flotte? Aber wo ist diese Flotte? Großer Gott, wie ist es schwer, so ohne Nachrichten immer nur zu warten! Wie wird es Kuropatkin allein gelingen, die schmale Halbinsel zu passieren, ohne von der Flotte unterstützt zu werden? Und man sagt, daß unsere Schiffe in Port Arthur nicht mehr imstande seien, auszulaufen. — Auf dem Berge hinter unserem Hospital wird eine neue Batterie gebaut, die nach dem Hügel Obeliskenbatterie genannt werden wird. Um die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Bau, den Matrosen ausführen, abzulenken, wurden auf einem anderen Hügel in der Nähe hölzerne Scheinkanonen aufgestellt. Diese wurden nun von den Japanern beschossen, während die Unseren, froh über die gelungene List, an der Batterie arbeiteten. Heute aber bemerkte der Feind das fortgeschrittene Werk und begann den Hügel zu beschießen. Glücklicherweise hatten unsere Matrosen noch Zeit, sich in die Blindagen zu retten. — Es ist kein Vergnügen für uns, wenn diese Batterie beschossen wird. Ein wenig zu kurz gezielt, und die Schüsse fliegen in unser Hospital. — Vorgestern ist eine chinesische Dschunke eingetroffen. Ein japanisches Torpedo hielt sie an, nahm ihr die ganze Ladung ab, untersuchte sie gut und ließ sie dann weiterfahren. Sie fuhr augenblicklich nach Port Arthur weiter, und man sagt, daß es der Besatzung gelungen sei, wichtige Papiere, die für Stössel bestimmt

waren, zwischen den Wänden ihres Schiffes vor den Japanern zu verbergen.

Die Chinesen wollen wissen, daß die uns belagernde Armee nach Norden abberufen wird, um gegen Kuropatkin zu kämpfen. Wenn die Chinesen etwas sagen, muß man immer das Gegenteil glauben. Also ist auf die letzte Nachricht hin ein baldiger Sturm oder ein starkes Bombardement zu erwarten.

Heute schießen die Japaner wie gewöhnlich. Wann werden wir diese Parasiten endlich loswerden? Wann wird Kuropatkin kommen und uns befreien? — Nun ist glücklich unsere ganze Flotte in der Bucht vernichtet, sogar unser Kreuzer „Bajan" ist untauglich geworden.

2. Oktober. Heute ist ein Geschoß in das Dach der Dienstwohnung unseres Personals eingeschlagen. — In der Frühe ging das Gerücht, im Staatsrat sei die Nachricht eingetroffen, es sei Kuropatkin gelungen, die japanische Armee zu umzingeln und sie zu verhindern, nach Korea zu gehen. — Am Tage haben die Japaner die Neustadt stark beschossen. — Abends, nachdem ich meine Wache der diensttuenden freiwilligen Schwester übergeben hatte, ging ich mit Schwester Marschner in das Materialzimmer, um Verbandstoff vorzubereiten. Plötzlich ertönt eine betäubende Explosion, das Gebäude begann zu zittern, die Türen sprangen auf und man hörte, wie in vielen Krankenzellen die Fensterscheiben klirrend aus dem Rahmen auf die Straße fielen. Wahrscheinlich explodierte ein 12zölliger Koffer im Hofe oder im Gebäude selbst. Ich eile die Treppe hinauf und stoße auf unseren Aufseher, Herrn Suworoff, der uns entgegenkommt. Er ruft uns schon von weitem zu: „Beunruhigen Sie sich nicht, es ist eine zwölfzöllige Granate im Hofe explodiert, hat aber niemanden verwundet." — Es ist nicht angenehm, sein ganzes Leben

Tag für Tag unter einem Regen von Geschossen zuzubringen. Wenn man sich abends schlafen legt, weiß man nicht gewiß, ob man in dieser Welt noch einmal aufwachen wird; wenn man in der Frühe aufsteht, ist man nicht sicher, ob man noch einmal die Sonne untergehen sieht. Wir müssen jeden Augenblick auf den Tod gefaßt sein. In unserer Arbeit finden wir wenigstens noch eine Ablenkung von diesen traurigen Gedanken, aber wie muß es den armen Kranken zumute sein, die die ganze Zeit über ans Bett gefesselt sind! Sie müssen beständig den Tod über sich fühlen und an nichts anderes mehr denken können. — „Hat man noch nichts von Kuropatkin gehört?" fragen mich die Verwundeten täglich. „Weiß man noch nichts von dem baltischen Geschwader, Schwesterchen? Wissen Sie gar nichts Neues?" Woher aber soll ich Neuigkeiten nehmen in einer solchen Zeit, wo die Gedanken an die Vergangenheit nichts als Trauriges bringen, die Gegenwart uns keine Zeit zum Denken läßt, und die Zukunft so ungewiß ist, daß man lieber gar nicht an sie denken soll? Um sie zu trösten, wiederhole ich ihnen immer nur das Telegramm Kuropatkins. Das beruhigt sie. „Ja, Schwesterchen, er hat es gesagt, also werden wir auch befreit werden." Indem man andere beruhigt, geschieht es oft, daß man sich selbst auch tröstet. „Schwesterchen," erzählt mir heute der kranke Prokuroff vom 16. Regiment, der am 6. bei der Redoute von Kumirei schwer im Kopfe verwundet wurde, „als mir die Kugel in den Kopf drang, fiel ich zur Erde. Meine Kameraden hielten mich für tot und ließen mich liegen. Aus meiner Wunde floß das Blut in Strömen. Ich wollte mich verbinden, hatte aber nicht die Kraft dazu. Gegen Abend sah ich drei Japaner auf mich zukommen. Das Herz stand mir still vor Schreck. Die werden mich

töten, dachte ich. Sie sprachen einige Worte untereinander, und dann fingen sie an, mich auszuziehen. Der eine nahm meine Jacke, der andere meine Hose, und der dritte meine Stiefel. Dann sahen sie mich wieder an und haben wohl gedacht, ich werde doch nicht mehr lange leben, denn sie töteten mich nicht und gaben mir sogar noch Schnaps zu trinken. Dann gingen sie weg. Als es ganz dunkel wurde, gelang es mir, mich bis zu einer Verbandstation zu schleppen."

3. Oktober. Am Morgen erzählte uns Dr. Dobrwolski, daß er in der Stadt erzählen hörte, Kuropatkin sei es gelungen, die Japaner vollständig zu umzingeln und zu schlagen. — Bei der gestrigen Erschütterung durch die Explosion der Granate ist im unteren Stock in einer Krankenzelle der Fensterrahmen ins Zimmer gefallen, und wie durch ein Wunder ist der Kranke einer schweren Verletzung oder gar dem Tode entgangen. — Unser Kreuzer „Bajan" ist bis in die äußere Reede gefahren in der Hoffnung, dort nicht so sehr den feindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein. — Mittags beobachtete ich von der Veranda aus, in welcher Richtung die feindlichen Granaten niederfallen. Sie überschießen größtenteils den goldenen Berg und die Batterie auf dem Wachtelhügel. Vor meinen Augen fielen drei Geschosse auf den „Bajan" nieder und explodierten. Sie haben ihn sicher schwer beschädigt. — Um 3 Uhr nachmittags spieen alle unsere Batterien Feuer. Im Laufe einer Viertelstunde zählte ich allein 62 Geschosse, die wir dem Feinde schickten. — Es scheint, daß die Japaner unseren rechten Flügel angreifen. Unsere japanischen Kriegsgefangenen sind aus ihren Betten gesprungen und trotz der grimmigen Kälte nur mit dem Hemd bekleidet auf den Balkon geeilt, um besser sehen zu können, was vorgeht. Gegen Abend

brachte man uns die ersten Verwundeten. „Immer denken sich doch die verfluchten Japaner etwas Neues aus," schimpfen sie. „Nun hat er neue Apparate erfunden, mit denen er Minen in unsere Schanzen schleudert. Sie haben eine ganze Kompagnie in die Luft gesprengt und eine Schanze eingenommen. Heute nacht werden die Unseren noch einmal angreifen, da wir die verlorene Stellung um jeden Preis zurückgewinnen müssen." — Um 10 Uhr abends verkündigte uns Herr Jurkewitsch, daß die Schanze zurückerobert worden sei.

Heute fuhr Schwester Marschner auf die „Mongolia", wo sie Dr. Iwanoff, den Hauptchirurgen des Swodnyhospitals, traf. Er kam gerade aus dem Marinelazarett und hat dort gehört, im Staatsrat sei ein Telegramm Kuropatkins eingetroffen, er sei mitten in einem heftigen Kampfe.

4. Oktober. Gegen Morgen brachte man uns noch einen Verwundeten, der uns mitteilte, daß die so viel umstrittene Schanze nun halb den Unseren und halb den Japanern gehöre. — Heute kam Schwester Andronikowa. „Freuen Sie sich, Schwester Baumgarten," ruft sie mir ganz glücklich zu. „Bei Bekannten von uns hat heute ein Granatsplitter eine Kuh getötet. Nun werden wir Fleisch bekommen." — Gestern ging Schwester Maximowitsch auf die Batterie Subtschatka, wo ein Kreuzfeuer stattfand. Herr Belayeff bat sie einige Male, wegzugehen, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, zu bleiben. Einige Minuten später explodierte ein Schrapnell und verwundete sie am Fuße.

5. Oktober. Heute ist trübes, trauriges Wetter, und alles andere um uns herum sieht auch nicht viel vergnügter aus. Draußen geht ein starker, pfeifender Sturmwind, und ein feiner Herbstregen rieselt leise hernieder. Am Morgen gehe ich hinunter in die Apotheke,

töten, dachte ich. Sie sprachen einige Worte untereinander, und dann fingen sie an, mich auszuziehen. Der eine nahm meine Jacke, der andere meine Hose, und der dritte meine Stiefel. Dann sahen sie mich wieder an und haben wohl gedacht, ich werde doch nicht mehr lange leben, denn sie töteten mich nicht und gaben mir sogar noch Schnaps zu trinken. Dann gingen sie weg. Als es ganz dunkel wurde, gelang es mir, mich bis zu einer Verbandstation zu schleppen."

3. Oktober. Am Morgen erzählte uns Dr. Dobrwolski, daß er in der Stadt erzählen hörte, Kuropatkin sei es gelungen, die Japaner vollständig zu umzingeln und zu schlagen. — Bei der gestrigen Erschütterung durch die Explosion der Granate ist im unteren Stock in einer Krankenzelle der Fensterrahmen ins Zimmer gefallen, und wie durch ein Wunder ist der Kranke einer schweren Verletzung oder gar dem Tode entgangen. — Unser Kreuzer „Bajan" ist bis in die äußere Reede gefahren in der Hoffnung, dort nicht so sehr den feindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein. — Mittags beobachtete ich von der Veranda aus, in welcher Richtung die feindlichen Granaten niederfallen. Sie überschießen größtenteils den goldenen Berg und die Batterie auf dem Wachtelhügel. Vor meinen Augen fielen drei Geschosse auf den „Bajan" nieder und explodierten. Sie haben ihn sicher schwer beschädigt. — Um 3 Uhr nachmittags spieen alle unsere Batterien Feuer. Im Laufe einer Viertelstunde zählte ich allein 62 Geschosse, die wir dem Feinde schickten. — Es scheint, daß die Japaner unseren rechten Flügel angreifen. Unsere japanischen Kriegsgefangenen sind aus ihren Betten gesprungen und trotz der grimmigen Kälte nur mit dem Hemd bekleidet auf den Balkon geeilt, um besser sehen zu können, was vorgeht. Gegen Abend

brachte man uns die ersten Verwundeten. „Immer denken sich doch die verfluchten Japaner etwas Neues aus," schimpfen sie. „Nun hat er neue Apparate erfunden, mit denen er Minen in unsere Schanzen schleudert. Sie haben eine ganze Kompagnie in die Luft gesprengt und eine Schanze eingenommen. Heute nacht werden die Unseren noch einmal angreifen, da wir die verlorene Stellung um jeden Preis zurückgewinnen müssen." — Um 10 Uhr abends verkündigte uns Herr Jurkewitsch, daß die Schanze zurückerobert worden sei.

Heute fuhr Schwester Marschner auf die „Mongolia", wo sie Dr. Iwanoff, den Hauptchirurgen des Swodnyhospitals, traf. Er kam gerade aus dem Marinelazarett und hat dort gehört, im Staatsrat sei ein Telegramm Kuropatkins eingetroffen, er sei mitten in einem heftigen Kampfe.

4. Oktober. Gegen Morgen brachte man uns noch einen Verwundeten, der uns mitteilte, daß die so viel umstrittene Schanze nun halb den Unseren und halb den Japanern gehöre. — Heute kam Schwester Andronikowa. „Freuen Sie sich, Schwester Baumgarten," ruft sie mir ganz glücklich zu. „Bei Bekannten von uns hat heute ein Granatsplitter eine Kuh getötet. Nun werden wir Fleisch bekommen." — Gestern ging Schwester Maximowitsch auf die Batterie Subtschatka, wo ein Kreuzfeuer stattfand. Herr Belayeff bat sie einige Male, wegzugehen, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, zu bleiben. Einige Minuten später explodierte ein Schrapnell und verwundete sie am Fuße.

5. Oktober. Heute ist trübes, trauriges Wetter, und alles andere um uns herum sieht auch nicht viel vergnügter aus. Draußen geht ein starker, pfeifender Sturmwind, und ein feiner Herbstregen rieselt leise hernieder. Am Morgen gehe ich hinunter in die Apotheke,

töten, dachte ich. Sie sprachen einige Worte untereinander, und dann fingen sie an, mich auszuziehen. Der eine nahm meine Jacke, der andere meine Hose, und der dritte meine Stiefel. Dann sahen sie mich wieder an und haben wohl gedacht, ich werde doch nicht mehr lange leben, denn sie töteten mich nicht und gaben mir sogar noch Schnaps zu trinken. Dann gingen sie weg. Als es ganz dunkel wurde, gelang es mir, mich bis zu einer Verbandstation zu schleppen."

3. Oktober. Am Morgen erzählte uns Dr. Dobrwolski, daß er in der Stadt erzählen hörte, Kuropatkin sei es gelungen, die Japaner vollständig zu umzingeln und zu schlagen. — Bei der gestrigen Erschütterung durch die Explosion der Granate ist im unteren Stock in einer Krankenzelle der Fensterrahmen ins Zimmer gefallen, und wie durch ein Wunder ist der Kranke einer schweren Verletzung oder gar dem Tode entgangen. — Unser Kreuzer „Bajan" ist bis in die äußere Reede gefahren in der Hoffnung, dort nicht so sehr den feindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein. — Mittags beobachtete ich von der Veranda aus, in welcher Richtung die feindlichen Granaten niederfallen. Sie überschießen größtenteils den goldenen Berg und die Batterie auf dem Wachtelhügel. Vor meinen Augen fielen drei Geschosse auf den „Bajan" nieder und explodierten. Sie haben ihn sicher schwer beschädigt. — Um 3 Uhr nachmittags spieen alle unsere Batterien Feuer. Im Laufe einer Viertelstunde zählte ich allein 62 Geschosse, die wir dem Feinde schickten. — Es scheint, daß die Japaner unseren rechten Flügel angreifen. Unsere japanischen Kriegsgefangenen sind aus ihren Betten gesprungen und trotz der grimmigen Kälte nur mit dem Hemd bekleidet auf den Balkon geeilt, um besser sehen zu können, was vorgeht. Gegen Abend

brachte man uns die ersten Verwundeten. „Immer denken sich doch die verfluchten Japaner etwas Neues aus," schimpfen sie. „Nun hat er neue Apparate erfunden, mit denen er Minen in unsere Schanzen schleudert. Sie haben eine ganze Kompagnie in die Luft gesprengt und eine Schanze eingenommen. Heute nacht werden die Unseren noch einmal angreifen, da wir die verlorene Stellung um jeden Preis zurückgewinnen müssen." — Um 10 Uhr abends verkündigte uns Herr Jurkewitsch, daß die Schanze zurückerobert worden sei.

Heute fuhr Schwester Marschner auf die „Mongolia", wo sie Dr. Iwanoff, den Hauptchirurgen des Swodnyhospitals, traf. Er kam gerade aus dem Marinelazarett und hat dort gehört, im Staatsrat sei ein Telegramm Kuropatkins eingetroffen, er sei mitten in einem heftigen Kampfe.

4. Oktober. Gegen Morgen brachte man uns noch einen Verwundeten, der uns mitteilte, daß die so viel umstrittene Schanze nun halb den Unseren und halb den Japanern gehöre. — Heute kam Schwester Andronikowa. „Freuen Sie sich, Schwester Baumgarten," ruft sie mir ganz glücklich zu. „Bei Bekannten von uns hat heute ein Granatsplitter eine Kuh getötet. Nun werden wir Fleisch bekommen." — Gestern ging Schwester Maximowitsch auf die Batterie Subtschatka, wo ein Kreuzfeuer stattfand. Herr Belayeff bat sie einige Male, wegzugehen, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, zu bleiben. Einige Minuten später explodierte ein Schrapnell und verwundete sie am Fuße.

5. Oktober. Heute ist trübes, trauriges Wetter, und alles andere um uns herum sieht auch nicht viel vergnügter aus. Draußen geht ein starker, pfeifender Sturmwind, und ein feiner Herbstregen rieselt leise hernieder. Am Morgen gehe ich hinunter in die Apotheke,

glaubigt. Man versichert fest, daß unser Geschwader schon bei Kintschao stehe. Trotzdem haben wir kein so starkes Vertrauen mehr in Kuropatkin und die baltische Flotte. — Die Japaner haben tüchtig weiter unterminiert, und man kann jeden Augenblick erwarten, daß unsere Forts in die Luft gesprengt werden. Die japanischen Schanzen sind so dicht an unsern Forts errichtet, daß unsere Kanonen über sie hinwegschießen und sie nicht mehr treffen können. Es ist schon vorgekommen, daß die Japaner und wir dieselbe Schanze zu gleicher Zeit benutzten. — Vom frühen Morgen an überschütten die Japaner den Wachtelhügel sowie die Bucht und die Altstadt mit Geschossen. — Viele unserer Sanitätssoldaten kämpfen jetzt auf den Forts, während in dem Lazarett Invaliden arbeiten. Sie sind ein trauriger Anblick. Die einen können das Knie nicht mehr beugen, den andern fehlt eine Hand, ein Fuß oder ein Auge. Es ist rührend, wie sich die Armen alle weit über ihre Kräfte anstrengen. Oft kommt es uns vor, als lebten wir gar nicht mehr in der Welt, sondern in einer Hölle von Qualen und Leiden. Wir sind in bebender Erwartung und wissen nicht, auf was wir hoffen. — Unbarmherzig beschießen die Japaner die Stadt. Entsetzt flüchten sich immer noch Einwohner zu uns, um Schutz zu suchen, nur das Notwendigste ihrer Habe mit sich führend. — Gegen $^1/_2$1 Uhr in der Nacht brach in der Altstadt ein fürchterliches Feuer aus. Unsere Nachtwachen erkundigten sich bei vorübergehenden Soldaten, die ihnen sagten, daß eine 12zöllige Granate in die Redaktion des „Novi Krai" eingeschlagen sei, und diese nun in hellen Flammen stehe.

13. Oktober. Am Morgen erfahren wir, daß fast alle Arbeiter der Druckerei des „Novi Krai" umgekommen sind. — Mittags kommt ein Jäger des 13. Regiments

zu uns, der in derselben Kompagnie wie Frau Karotkewitsch gedient hat. „Ja, Schwesterchen," erzählte er mir, „ich war mit ihr zusammen in der siebenten Kompagnie. Wir nannten sie immer Hariton und vergaßen ganz, daß sie eigentlich eine Frau war; sie war so tapfer und hat uns durch ihr Beispiel immer angefeuert. Sie starb den dritten Oktober. Ihr Tod war kein beneidenswerter. Die Japaner beschossen alle Positionen des Zentrums von der Kurganbatterie bis zum Fort Numero sieben. Wir liefen alle, um uns in Blindagen zu verbergen. Kaum hatten wir Zeit, uns in unserem Verstecke zusammenzukauern, als eine 11zöllige Granate hereingeflogen kam und explodierte. Wir lagen alle da mit Staub bedeckt, und Haritons Körper war in kleine Stücke zerrissen. Man konnte nur noch die Füße finden."

Heute in der Dämmerung eröffnete unsere Batterie auf dem Wachtelhügel das Schießen auf den Feind. Der Wachtelhügel ist den Japanern schon seit langem ein Dorn im Auge, und sie überschütten ihn täglich mit einem wahren Regen von Granaten. Am Tage fand ein Artilleriegefecht statt. — Heute gingen Schwester Marschner und ich gegen 3 Uhr zu einem Besuche in das Hospital Nr. 7. Rings um uns explodieren Granaten und Schrapnells, und in der Ferne hört man das Schießen der schnellen Kanonen und Gewehrsalven. Das ist ein deutliches Zeichen, daß der Sturm von neuem begonnen hat. — Ins Hospital Nr. 7 kam Belayeff und erzählte uns, daß seine Batterie vollständig von Japanern zerstört worden sei. — Gegen Abend brachte man uns die ersten Verwundeten. Unter ihnen befand sich ein früherer Kranker, der diesmal schwer im Kopfe verletzt ist. Mit größter Mühe hatte er sich selber wieder in unser Hospital geschleppt:

„Man wollte mich in ein anderes Lazarett bringen, Schwesterchen, aber ich will nur zu Ihnen kommen." — Heute sind nur solche gekommen, die noch die Kraft hatten, sich selbst aus den Schanzen zu uns zu schleppen, also nur ziemlich leicht Verletzte. „Viele unserer Kameraden," erzählen sie, „sind von Erde verschüttet worden und auf der Stelle geblieben. Ja, Schwesterchen, dort auf den Schanzen haben wir es nicht leicht."

14. Oktober. Während dieser Nacht kamen etwa dreißig Menschen in unser Hospital. Die Japaner haben gestürmt, sind aber, wie immer, glänzend abgeschlagen worden. — Am Morgen erfahren wir, daß General Stössel im Kopfe verwundet worden ist, aber glücklicherweise nicht tödlich. Alle Kranken haben sich bei dieser Nachricht unbeschreiblich aufgeregt. „Ohne Stössel sind wir verloren!" riefen sie. „Es ist ein so guter General." — Abends kam die Nachricht, daß Belayeff bei seiner Batterie getötet worden sei. Wir sind sehr, sehr traurig über diesen Verlust.

15. Oktober. Am Morgen kommen fortwährend Verwundete vom Fort Nr. 3, das die Japaner stark bombardieren. Ihre riesigen Fugasbomben explodieren nach allen Richtungen hin. Ihr Flug hört sich wie Heulen von Katzen oder Pfeifen von starkem Wind an. — Gegen 11 Uhr bringt man zwei schwerverwundete Artilleristen. Ein Geschoß, das in das Arsenal einschlug, war explodiert und hatte sie verletzt. — Drei Brände sind in der Stadt ausgebrochen, die alle durch Granaten verursacht waren und den ganzen Tag andauerten. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Menge von Geschossen die Japaner an uns verschwenden. Von Zeit zu Zeit schießen sie aus acht Kanonen auf einmal. — Mittags brachte man

Verwundete aus dem Hafenlazarett zu uns, nach deren Aussagen das ganze dortige Hospitalgebäude in einen Trümmerhaufen verwandelt worden sei. — Gegen Abend begannen die Japaner das Fort Nr. 2 anzugreifen. Die Neuangekommenen haben alle schon zwei- bis dreimal in unserm Hospital gelegen. Jetzt, während ich an meinem Tagebuch schreibe, ist es 2 Uhr nachts. Von Zeit zu Zeit trete ich ans Fenster und sehe dort draußen in der Dunkelheit die Geschützfeuer aufblitzen, die von einem fortwährenden Donnergrollen begleitet werden, durch das deutlich das nervöse rasche Knattern der schnellschießenden Kanonen hörbar ist. Dazwischen sausen und pfeifen die meist zu langen oder zu kurzen Schüsse der Granaten. Mir schaudert, wenn ich an die Folgen dieses leuchtenden Schauspiels denke, das über die unglücklichen Einwohner Port Arthurs Tod und Verderben bringt.

16. Oktober. Während der ganzen Nacht haben die Japaner das Fort Nr. 3 angegriffen, das sie nun fast ganz zerstört haben. Gegen Morgen trafen noch einige Leichtverwundete ein, die schweren sind alle am Platze geblieben.

20. Oktober. Alle diese Tage konnte ich nicht schreiben. Abermals war es ein schwerer Sturm, der mich daran verhinderte. Ich will mir Mühe geben, alles der Reihe nach zu ordnen, was geschah. Ich fange mit dem 16. Oktober an. Gegen Morgen dieses Tages kamen immer mehr Verwundete. „Habt ihr die Japaner zurückgeschlagen?“ frage ich einen eben ankommenden Soldaten. „Nein, Schwesterchen,“ ist die Antwort, „wir mußten uns zurückziehen. Zuerst haben wir die feindliche Schanze eingenommen, aber es war unmöglich, sie zu behaupten, da unsere eigenen Batterien sie fortwährend beschossen. Nun ist eine neue Batterie im

Gange, um sie wiederzunehmen." — Die ganze Altstadt steht in Flammen. Um 9 Uhr kommt die freiwillige Schwester Gribanoff, um ihren Dienst anzutreten. „Warum sind Sie so blaß?" frage ich. „Ach, Schwesterchen," ist die Antwort, „wie soll ich anders aussehen. Ich kann bis jetzt noch nicht wieder recht zu mir kommen." „Was ist denn passiert?" fragte ich. „Gestern gingen mein Mann und ich spazieren. Am Abend rief man uns auf der Straße zu, unser Haus brenne. So rasch wir konnten, eilten wir heim; das Gebäude stand in hellen Flammen. Unsere Wohnung aber war noch nicht von dem Brande ergriffen worden, und wir konnten glücklicherweise fast alles retten und sind jetzt, bis wir eine sichere Wohnung finden, in einen Eisenbahnwagen erster Klasse gezogen." — In den nächsten Tagen fielen viele Geschosse in der Minenstadt nieder. Einige schlugen in das Schiff „Novik" der westchinesischen Eisenbahngesellschaft ein, ohne jedoch zu explodieren. Einige Baggerschiffe gerieten in Brand und sanken. Viele friedliche Einwohner wurden verwundet oder getötet. Immer wieder fragt man sich: Wie wird das alles enden? — Am 17. Oktober wurde die ganze Nacht hindurch geschossen. Wir leben unter einem Kreuzfeuer. Gegen Morgen wird das Schießen noch stärker. Die Batterie auf dem Wachtelhügel schickt ein Geschoß nach dem andern. Wir freuen uns, wie prachtvoll sie unter einem feindlichen Granatenregen funktioniert. Sie hebt ihre Geschützläufe, aus denen noch fast im selben Augenblicke ein helles Licht aufblitzt. Schon im nächsten Moment zerteilt sich ein hellgelber Dampf und das Geschoß saust hervor. Den Schuß hört man erst, wenn die Granate vielleicht schon ihr Ziel erreicht hat. Sobald das Sausen eines feindlichen Geschosses hörbar wird, eilt die Bedienung unserer Geschütze so schnell als möglich in die Blin-

dagen, um sich in Sicherheit zu bringen. Dann tritt ein Schweigen ein, das unsere Artillerie benutzt, um einige Bomben zu schleudern und sich dann wieder zu verstecken. Dieses todbringende Spiel wird so einige Stunden lang fortgesetzt. — „Kommen Sie schnell!" riefen mich am Morgen die Kranken. „Sehen Sie nur, der verfluchte Japaner hat unser Lazarettschiff ‚Angara' beschossen. Sehen Sie nur, wie schnell es sinkt." Ich eile auf den Balkon. Die ‚Angara' ist schon halb unter Wasser und von allen Seiten nahen sich Kutter und Schaluppen, um die Kranken aufzunehmen. Eine Stunde später meldet uns ein Soldat, daß die Katastrophe viele Verwundete und Tote verursachte. — Am Tage wurde das Artilleriefeuer beendigt; dafür greift die japanische Infanterie die Forts Nr. 2 und Nr. 3 an. — Gegen 6 Uhr abends kommt General Zerpitzky. Er findet mich in der Apotheke mit eben eingetroffenen Verwundeten beschäftigt. „Freuen Sie sich," rief er, „der Angriff ist glänzend abgeschlagen! Diesmal waren die Japaner fast in der Stadt, aber die Unseren wehrten sich so tapfer, daß sie nicht nur den Feind zurückschlugen, sondern ihm auch große Verluste beibrachten."

18. Oktober. Am Morgen haben die Unseren noch einen Sturm abgeschlagen. Die Japaner gerieten außer sich und warfen mit ihren Fugasbomben.

„Was ist Ihnen geschehen?" rief ich der eben ankommenden Schwester Terbach zu. „Setzen Sie sich! Ich will Ihnen Wasser holen. Wie sehen Sie denn aus?" „Nein, es ist nicht nötig. Ich fühle mich schon besser." „Aber was ist geschehen?" „Mein Gott, Schwester, was müssen wir nicht alles aushalten in dieser schrecklichen Zeit! Kaum war ich hier weggegangen, als draußen eine Granate explodierte und mich mit Staub verschüttete."

„Wo ist denn das Geschoß explodiert?" „Etwas nach links von hier, an dem Ausladeplatz." „Ist jemand getroffen?" „Höchst wahrscheinlich sind viele getötet worden. Vor mir her gingen vier Musikanten. Nachdem die Granate explodierte, fielen zwei zu Boden. Ob sie nur verwundet oder schon tot waren, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe mich so erschrocken und war noch dazu so von der Nachtwache ermüdet, daß ich kaum noch hierher zurückkonnte." „Schwesterchen," ruft mir der Pfleger zu, „eben hat man einen schwerverwundeten Soldaten gebracht." Ich eile hinunter. Es ist einer der verunglückten Musikanten. Seine ganze Brust ist aufgerissen. Er stirbt gleich, nachdem wir ihn verbunden haben. — Von allen Seiten fliegen die feindlichen Geschosse: in den Hafen, in die Altstadt, auf die Tigerschwanzhalbinsel oder in die Bucht. Einige Granaten sausen in die Richtung der Schiffe des Roten Kreuzes. Aber manche Schüsse waren zu kurz und manche zu lang für die „Mongolia". — Heute gab mir der Arzt einen Befehl Stössels, um ihn in den Krankenzellen vorzulesen. Es heißt darin, daß Kuropatkin mit vielem Erfolge vorgeht. Einer der feindlichen Hauptgeneräle soll gefangen genommen worden sein, und ein anderer soll sich am 13. oder 14. des Monats das Leben genommen haben. — Am 21. Oktober ist der Geburtstag des Mikado. Stössel hat die Armee darauf vorbereitet, daß die Japaner an diesem Tage sicher versuchen würden, in die Stadt zu dringen. Aber wir unsererseits dürfen nicht vergessen, daß er zugleich der Tag der Thronbesteigung unseres geliebten Zaren ist. Wir wollen kämpfen für ihn und unser teures Vaterland.

19. Oktober. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ging heute das für uns Schrecklichste vor sich:

die Beschießung der Hospitäler. Schwester Kuriloff und ich standen zusammen am Fenster, da explodierte etwa zwanzig Schritte von unserem Gebäude eine 12zöllige Granate. Die Explosion war so stark, daß wir beide davon betäubt wurden. Zwei Geschosse sind in das Hospital Nr. 6 gefallen. Unser ganzes Personal ist todesmatt und kann sich kaum noch aufrecht halten. Dr. Iwanoff hat sich am Finger infiziert und man fürchtet, daß er amputiert werden muß. Die Hand des Dr. Kondratiew ist erkrankt. Dr. Dobrwolsky hat hohes Fieber. Mit einem Worte: vom obersten Arzt bis zu den Dienern herab sind alle, alle krank, und keiner hat die Zeit, sich zu pflegen. Es ist unmöglich, die Arbeit jetzt im Stich zu lassen. — Wir haben uns alle mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß heute oder morgen unsere letzte Stunde geschlagen hat. Wir erwarten keine Hilfe mehr. Wir fühlen, daß wir kein Recht mehr haben zu hoffen.

20. Oktober. Am Morgen gehe ich ans Fenster und sehe nach der Richtung der Wachtelbatterie; da erblicke ich etwas weiter nach links gerade über dem Gitter der Kathedrale eine dunkle Masse, von der ich nichts unterscheiden kann. „Sind es die Japaner, die in die Stadt eingedrungen sind?“ frage ich mich unwillkürlich und sehe schärfer hin. Da wächst eine riesenhafte Rauchsäule immer höher und höher empor, wie wenn sie versuchen wollte, ganz Port Arthur einzuhüllen. Sie breitet sich immer weiter aus, hebt sich vom Boden empor und hängt zuletzt als schwere weiße Wolke in der Luft. Eine Stunde später erzählt man uns, daß durch Unvorsichtigkeit beim Transport Pyroxilin explodiert sei und mehrere dabeistehende Soldaten in einem Augenblick in blutige, entstellte Leichen verwandelt habe. — Heute morgen haben die Japaner

noch ein Schiff zum Sinken gebracht. Unser Koch Wolkoff kam vorhin kreidebleich vom Einkaufen zurück, so daß ich ihn fragte, ob er etwa verwundet sei. „Nein," antwortete er, „ich nicht, aber mein Kamerad. Wir standen beide an einem Schaufenster; da kam ein Schrapnell durch die Luft geflogen, explodierte über unseren Köpfen und verwundete meinen Gefährten. Ich kann jetzt noch nicht begreifen, wie es zuging, daß ich nicht getötet wurde. Er wird wohl kaum mit dem Leben davonkommen, der Arme; ich sah, wie eine Menge Blut aus seinem Kopfe strömte."

Ein feindliches Geschoß hat in das Lazarett „Dalny" eingeschlagen. Man erzählt, daß in der Altstadt außer Fugasbomben und Schrapnells auch noch Kugeln umherfliegen. Eine solche fiel durch ein Fenster des Marinehospitals in das Bett eines Kranken. — Schwester Andronikowa, die abends kam, erzählte von einem eigenartigen Fall: „In den letzten Tagen brachte man von der Subtschaktabatterie einen getöteten Artilleristen in unser Hospital. Ein Granatensplitter hatte ihm den Schädel zerstört, sein Gesicht war jedoch unverletzt. Seine Augen waren halb geöffnet und seine Stirne vollständig heil. Es fehlte aber der ganze mit Haaren bedeckte Teil des Kopfes von der Stirne bis zum Genick. Merkwürdigerweise hatte sein Gesicht keinen schmerzhaft verzerrten, sondern einen friedlich-lächelnden Ausdruck."

Man erzählt, daß man bei einem Japaner einen Brief vorfand, in dem er schrieb, daß die ganze Lage der japanischen Armee im Norden eine sehr mißliche sei, und man erwartet, daß in der nächsten Zukunft das vor Port Arthur stehende Heer nach Dalny gerufen werde. Zur Belagerung der Stadt wolle man dann nur die schwere Artillerie zurücklassen, um die Festung zu

beschießen. — Man erzählt von einem neuen Boten von Kuropatkin und daß bei Kintschao Schüsse gehört und entfernte Explosionen gesehen werden, was alles auf eine Schlacht deutet. Aber sicherlich sind das auch nur Erfindungen; wir haben es verlernt, jemandem Glauben zu schenken. Wie viele Male sind wir nun schon durch falsche Gerüchte bitter enttäuscht worden. Das einzige, was wir wissen, ist, daß man unmöglich Kintschao ohne die Hilfe der Flotte passieren kann. Die Japaner sollen ja die ganze dortige Gegend abgeschnitten, überall Laufgräben gezogen, das ganze Land unterminiert und zahllose Fugasbomben auf dieser Strecke ausgelegt haben. Es ist vollkommen unmöglich, die schmale Halbinsel zu durchschreiten, selbst für ein millionenstarkes Heer. Der Berg Sampsa, der dortige Hauptverteidigungspunkt, den wir fast gar nicht befestigt hatten, soll, den Gerüchten nach, von den Japanern in eine wahre Musterbefestigung umgewandelt worden sein.

21. Oktober. Jedermann hatte sich heute auf einen heftigen, andauernden Sturm der Japaner vorbereitet. Es hieß, der Feind habe sich das Wort gegeben, dem Mikado zu seinem Geburtstage das eroberte Port Arthur mit seinem Häuflein unglücklicher Einwohner als Ehrengabe darzubringen. Aber diese unsere Erwartungen haben sich nicht erfüllt, die Japaner haben nicht gestürmt, sondern sich damit begnügt, wieder unsere Hospitäler zu beschießen. Wir fangen an, uns bei diesen gewöhnlichen Bombardements zu langweilen und es gibt Augenblicke, in denen wir wirklich wünschen, man möge uns schneller töten. Die Menschen aber, die sich langweilen, versuchen, auch den andern dieses angenehme Gefühl beizubringen: man spricht von nichts als von Kuropatkin oder der baltischen Flotte. — Gegen

Abend kommen unsere Schwestern aus dem Hospital Nr. 7 mit strahlenden Gesichtern: „Wir haben eine ganz sichere Nachricht, daß Kuropatkin Oki besiegt hat und jetzt kommt, um Port Arthur zu befreien."

22. Oktober. Dr. Jurkewitsch teilt uns mit, daß auch er dieselbe Nachricht gehört habe. Man versichert, daß man von Liahoteschan aus deutlich die aufsteigenden Raketen sowie die explodierenden Granaten und Schrapnells sehen könne. Außerdem verbreitete sich das Gerücht, der Berg Sampsa sei bereits von Kuropatkin besetzt worden. — Nachts soll eine Dschunke angekommen sein und Briefe gebracht haben. In dem Generalstab auf der Festung soll man ein Telegramm Kuropatkins erhalten haben, das aber noch nicht dechiffriert ist. Der Aufseher unseres Hospitals ist fest von der Wahrheit dieser Gerüchte überzeugt. — Gegen Abend kommen wie gewöhnlich Schwester Andronikowa und Schwester Nikolaitschuk. Die erstere erzählt uns: „Heute war Schwester Ermulayeff bei mir und teilte mir mit, daß sie von einem kranken Marineoffizier bestimmt erfahren habe, daß der Berg Sampsa in den Händen Kuropatkins sei, und daß dieser dort bereits eine Station für drahtlose Telegraphie errichtet hat. „Auch unsere Verwundeten," fuhr Schwester Andronikowa fort, „erfuhren heute von Kameraden, die sie besuchten, daß Kuropatkin da sei. Aus seiner Armee haben sich sieben Jäger zusammengetan, um allein bis Port Arthur vorzudringen. Als sie sich aber unseren Forts näherten, wurden sie von den Unseren nicht erkannt und beschossen. Einer von ihnen wurde getötet, drei schwer und die andern leicht verwundet. Zuletzt aber wurden sie doch erkannt, eingelassen und sofort in einem Krankenhause untergebracht. Der Besucher nannte den Namen des Hospitals nicht, aber fügte hinzu, die Jäger

hätten gleichfalls versichert, daß der Berg Sampsa von Kuropatkin eingenommen sei."

Man erzählt, daß die heute eingetroffene Dschunke die Nachricht gebracht habe, daß die baltische Flotte am 17. oder 18. des Monats Singapore passiert habe. — Spät am Abend kommt die freiwillige Schwester Terbach in unser Zimmer gelaufen und erzählt aufgeregt, daß soeben auf der Straße ein Japaner verhaftet wurde, der auf einem weißen Pferde, allen sichtbar, durch die Hauptstraßen ritt, gerade vor unserm Hospital vorbei. Da bemerkte ihn ein Schutzmann und frug ihn nach der Parole, da ihm der Mann verdächtig vorkam. Als er die Parole nicht wußte, wurde er verhaftet, und dabei stellte es sich heraus, daß er ein Japaner war." — Sobald es hier in Port Arthur dunkel ist, hat keiner mehr die Erlaubnis, ohne die Parole zu kennen, auf den Straßen umherzugehen. Alle Angestellten der Polizei haben die Pflicht, sie jedem abzuverlangen, selbst den Militären. Wer nicht antworten kann, wird festgenommen, und wer bei der Verhaftung Widerstand leistet oder zu fliehen versucht, wird niedergeschossen.

23. Oktober. Es ist eine Hundekälte. Wir sind halb erfroren und alles hustet und niest. Alle Kranken, die in der letzten Zeit zu uns kommen, sind todmüde und sehen blaß und ausgehungert aus. Unsere Ärzte schreiben dies der schlechten Nahrung zu; es stellt sich auch heraus, daß die meisten am Skorbut leiden, weshalb sich ihre Wunden nicht schließen können und immer von neuem anfangen zu bluten. — Man versichert, daß gestern mehrere feindliche Divisionen aufgebrochen seien.

24. Oktober. Die Ambulanz des Roten Kreuzes auf der „Mongolia" siedelt auf das Land über.

25. Oktober. Die Japaner sind es immer noch nicht müde geworden, uns mit Geschossen zu überschütten. — Am Morgen bringt man uns einen verwundeten Soldaten. „Schade," sagte er, „nun bin ich so viele Male auf den Positionen gewesen, und nie ist mir etwas zugestoßen; da führte ich heute in der Altstadt die Wachen an, und jetzt muß ich doch daran glauben."

26. Oktober. Wenn ein Mensch betrübt ist, kommt ihm seine ganze Umgebung farblos und melancholisch vor, und hier in Port Arthur ist alles traurig, unendlich traurig. Man steht des Morgens müde auf und visitiert die Krankenabteilungen. Wohin man sieht, sind da nichts als arme, hoffnungslos Leidende! Man kann sie nicht zählen. In Zelle Nr. 6 liegt einer meiner alten Kranken, Lisoff, der einen komplizierten Schenkelbruch hat. Seine Wunde ist nicht tödlich, und dennoch stirbt er; er geht am Skorbut zugrunde. Er ist völlig apathisch und weigert sich nun schon seit zwei Wochen, Nahrung zu sich zu nehmen. Heute schlug ihm Schwester Kuriloff vor, für ihn einen Brief nach Hause zu schreiben. Er willigte ein und diktierte ihr, daß er krank sei, schon drei Monate hier läge und sich sehr, sehr schlecht fühle. Als alles soweit fertig war, bat sie ihn um die Adresse. Aber Lisoff hat die Adresse vollständig vergessen und konnte sich trotz verzweifelter Mühe nicht darauf besinnen. Er weinte und schluchzte und bat die Schwester zuletzt, den Brief zu zerreißen. — In der Zelle Nr. 5 liegen vier hoffnungslose Kranke. Der eine von ihnen, Loskutoff, ist nun schon vier Monate bei uns. Er wurde von einem schmutzigen Granatensplitter am Ellbogen verwundet. Unsere Ärzte schlugen ihm eine Amputation vor, aber er willigte nicht ein. Nun hat in letzter Zeit seine Wunde zu eitern begonnen, seine Hand tut ihm weh, und schon seit

vielen Nächten kann er vor Schmerzen nicht mehr schlafen. Wir sehen täglich, wie sein Leben sich dem Ende nähert, aber von einer Amputation will er nichts hören. Auch die Zahl unserer Invaliden nimmt täglich zu. Am meisten sind die zu beklagen, welche ihr Augenlicht verloren haben. „Warum hat man uns nicht auf der Stelle getötet!" klagen sie. „Was soll uns die Welt, wenn wir sie nicht sehen können?" — Noch immer fragt man sich, wann werden unsere Leiden enden? Wer hätte im Juli gedacht, daß wir im Oktober immer noch belagert sein würden? Als man uns damals sagte, wir würden Ende August befreit, da wollten wir es nicht glauben, weil es uns bis dahin gar so lange erschien. Wie lange Zeit werden wir wohl jetzt noch warten müssen? Und es ist so entsetzlich, dieses Warten. Wir leiden Mangel an Geschossen, Lebensmitteln, Verbandstoffen und Arzeneien — kurz, an allem! Schon lange lassen die Japaner keine Dschunken mehr zu uns durch; ihr tägliches Eintreffen mit Nachrichten sind eben auch nur Gerüchte wie alles andere. Man sagt, daß wir von einer Unmenge japanischer Spione umgeben sind; sie ziehen unsere Uniformen an und werden deshalb nirgends erkannt und überall durchgelassen. — An einem dieser Tage fand man bei einem toten japanischen Offizier einen Brief vor, in dem steht, daß die japanischen Aktionen im Norden erfolglos sind und daß man bei Port Arthur bald das Eintreffen einer siegreichen „armée du Caucase" erwarte, worunter die Japaner die Kosaken verstehen. — Ein Soldat, der kam, um Verwundete zu besuchen, erzählt uns: „Auf dem langen Berge sahen wir viele Japaner. Die Unseren überschütteten sie mit Geschossen, die Feinde jedoch rührten sich nicht von der Stelle. Nun unternahmen unsere Jäger vorgestern einen Ausfall gegen sie, und

was sahen sie da? Alle diese zahlreichen Soldaten waren nichts anderes als Leichen, die man hier aufgestellt hatte, um uns zu täuschen und zu veranlassen, unsere guten Geschosse umsonst auszugeben."

27. Oktober. Heute heißt es, daß Kuropatkin sich nach Charbin zurückgezogen habe. Man sagt, daß man bei einem verwundeten Japaner eine Zeitung gefunden habe, in der gedruckt steht, daß Kuropatkin am Berge Sampsa glänzend geschlagen worden sei. — Ich habe heute den halben Tag im Bette gelegen, aber gegen Abend hielt ich es nicht länger aus und stand auf. Ich ging in die Krankenabteilung, wo ich mich sofort überzeugte, daß ich keine Zeit dazu habe, im Bette zu liegen. Die Pfleger hatten meine Abwesenheit benutzt, um das Geschirr der Kranken nicht zu waschen und ihre Betten nicht zu machen. Den freiwilligen Schwestern wollten sie nicht gehorchen, mit einem Wort, ich fand alles in der schönsten Unordnung.

28. Oktober. Die Nacht über war Kreuzfeuer wie gewöhnlich. Ein Japaner hat sich bis an die Geschütze herangeschlichen, um diese in die Luft zu sprengen. Die Wache bemerkte ihn jedoch noch rechtzeitig und hatte die Zeit, den wagehalsigen Feind mit dem Bajonett zu durchbohren. — Alle feindlichen Geschosse, die nicht explodieren, werden für unsere Kanonen brauchbar gemacht und dann den Japanern wieder zurückgeschickt. — Unsere Vorposten haben Bewegungen im feindlichen Lager beobachtet, die auf einen baldigen Sturm schließen lassen. Vor einigen Tagen glaubte man zu bemerken, wie die Japaner ihre Geschütze wegfuhren. Und nun hat man gesehen, daß sie die alten nur durch neue ersetzen und sie deshalb wegnehmen. Man sagt auch, daß die Japaner die Mündungen ihrer abgeschossenen Gewehre zu Martyren verwenden. — Die

Redaktion des „Novi Krai" ist in die Neustadt übergesiedelt. Obgleich die Zeitung beim besten Willen nicht viel Neues bringen kann, strahlen doch die Gesichter meiner Kranken, wenn man ihnen einige Nummern des „Novi Krai" reicht.

29. Oktober. Gegen 9 Uhr morgens starb Lisoff. Es ist so unendlich traurig, zu sehen, wie junge, blühende Menschen dahinwelken, die noch nicht die Zeit zum Leben gehabt haben. Lisoffs Körper wird auf einer Bahre in das Leichenhaus gebracht. Schon 20 Minuten später lag an seiner Stelle ein neuer Verwundeter, und gegen Abend war Lisoff vergessen. In einer solchen Fülle von Traurigem und Schwerem verlernt man, Bedauern zu empfinden über einen einzelnen Fall. Man kommt am Ende immer nur zu demselben Schluß, daß wir geboren sind, um zu sterben! Je näher man dem Tode ins Auge sieht, desto geringer und kleiner scheint uns der Mensch. Aus meiner traurigen Stimmung weckt mich ein Telegramm Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, das uns durch General Stössel zukam und an den Jägermeister Balaschoff gerichtet war: „Ich denke unaufhörlich mit der größten Unruhe an Sie und an alle Tapferen in Port Arthur. Wie geht es den unglücklichen Verwundeten und den Schwestern, die nun einer so schweren Prüfung unterworfen werden? Ich bin traurig über das Ausbleiben jeder Nachricht. Möge Gott der Herr meine heißen Gebete erhören und Ihnen Kraft geben in dieser schrecklichen Zeit. Meine wärmsten Wünsche und Grüße Ihnen allen. Marie." Man kann sich denken, wie sehr uns dieses Telegramm erfreute. Ich eilte zu allen Kranken, um es ihnen vorzulesen. „Danke, danke," sagten sie. „Wir haben nicht verdient, daß Ihre Majestät für uns betet." Je mehr ich das Telegramm vorlas, desto mehr fühlte ich, daß

Ihre Majestät unsere traurige Lage vollkommen fühlt und mit uns leidet. Wie verständnisvoll und treffend ist der Ausdruck „schwere Prüfung" für unsere Belagerung. Ihre Majestät sieht deutlich, was in diesen uneinnehmbaren Mauern von Port Arthur vorgeht. Unsere Festung ist mit Geschützen umgeben, aber die tapfern, gesunden, lebensvollen Verteidiger Port Arthurs sind in arme, leidende, müde Kranke verwandelt. „Möge Gott der Herr meine heißen Gebete erhören und Ihnen Kraft geben in dieser schrecklichen Zeit." Wie lange diese schreckliche Zeit noch dauern wird, das weiß Gott allein. Nun sind wir schon so lange ohne Nachrichten, und auf die Freiheit hoffen wir nicht mehr. Obgleich wir uns keine Mühe mehr geben, über unsere Zukunft nachzudenken und auch nicht mehr auf Pfeifen und Sausen der langweiligen Granaten hören, fühlen wir doch die Schrecken der Belagerung um so mehr, je länger sie dauert. —

30. Oktober. Regenwetter! Und ein dichter, kalter Nebel hüllt die ganze Festung ein. Ich weiß nicht, warum die Japaner sich nicht hören lassen; wahrscheinlich verhindert der Nebel sie am Zielen.

„Heute bekommen Sie Würstchen zu essen," verkündete uns Schwester Marschner freudig während der Mahlzeit. „Sie schmecken wirklich ausgezeichnet, wo kaufen Sie sie denn?" „Auf dem Markte in der Altstadt bei den Chinesen." In demselben Augenblicke spuckte Schwester Gribanoff alles aus, was sie im Munde hatte. „Ist es möglich, daß sie Ihnen nicht schmecken?" rief Schwester Marschner erstaunt. „Aber wissen Sie denn nicht, daß diese Würste von den Chinesen aus Hundefleisch gemacht werden?"

1. November. Das ist nun schon der siebente Monat unserer Belagerung! Drei Dschunken konnten

sich dank dem dichten Nebel in Port Arthur durchschleichen. Sie bringen die Nachricht, daß Inkau in unseren Händen sei, und daß sich Kuropatkins Hauptquartier in Daschiziao, und seine Vorposten in Dafangao befänden. — Es wird auch davon gesprochen, daß an einem dieser Tage von Tschifu aus ein Kutter bei uns eintraf, der unter französischer Flagge fuhr und mit unseren Offizieren besetzt war, die der französischen Sprache mächtig sind. — Jetzt hat sich der Kutter schon in ein Torpedoboot verwandelt. — Wir hören diese Nachrichten mit der größten Kaltblütigkeit an. Wir sind so sehr von Lüge umgeben, daß wir sogar schon anfangen, Tatsachen für Gerüchte zu halten. — Die andauernden Leiden und Entbehrungen haben uns in Phlegmatiker verwandelt. Wir glauben niemandem mehr und geben uns nur Mühe, weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit zu denken. — Sobald wir nämlich über unsere Lage nachgrübeln, wächst der schmerzhafte Druck, der uns auf der Seele liegt, und wir haben nur noch den Wunsch, möglichst rasch zu sterben, damit unsere Qualen bald ein Ende haben. Alles, was ich hier schreibe, können nur die vollkommen verstehen, die gleich mir in Port Arthur gelitten und geduldet haben.

2. November. „Im Winter fährt der Bauer würdevoll im Schlitten den beschneiten Weg dahin!" sagt einer unserer Dichter. — Ganz Port Arthur ist von einer glitzernden weißen Schneedecke eingehüllt, und unwillkürlich erinnerte mich der erste Schnee an diese beiden Zeilen aus Kolzoffs Gedichte. — Unsere armen Bauern liegen elend und schwer verwundet hier in der Fremde und denken sehnsuchtsvoll an das ferne Heimatland, wo auch sie einmal mit klingenden Schellchen über die spiegelglatte weiße Fläche dahinfuhren.

— In allen Krankenzellen ist nur von dem schönen Vaterlande die Rede. — „Wie wird wohl den Japanern der Schnee behagen?" fragt da plötzlich ein Verwundeter. „Wird er nicht davor fliehen?" — „Woher glaubst du denn, daß er den Schnee fürchtet?" fragt ein anderer. — „Denkt euch, Kinder!" rief da plötzlich ein dritter. „Ich habe so ein Gefühl, als ob der Schnee der Vorbote Kuropatkins sei!" — „Ich auch! Ich auch!" riefen alle, und kaum eine Stunde später war dieses Vorgefühl bei sämtlichen Kranken verbreitet. — Dr. Jurkewitsch brachte mir einen Erlaß des Generals Stössel, den ich wie gewöhnlich meinen Pfleglingen vorlas: „Nach den eingetroffenen Nachrichten haben die Japaner Liaojang besetzt. Im Südwesten davon soll jedoch ein beträchtliches Detachement unserer Kavallerie stehen, das sich über Daschigau in der Richtung nach Port Arthur nähert. Wir wollen uns von neuem rüsten, um dem Feinde zu zeigen, was russische Widerstandskraft vermag!"

3. November. Auf heute hatte man einen tüchtigen Sturm vorausgesagt; aber was man erwartet, trifft nie ein; die Japaner begnügen sich heute damit, die Neustadt zu bombardieren. Schwester Marschner und Schwester Sokoloff machten in einem Laden Einkäufe, wo einige Augenblicke vor ihrer Ankunft eine elfzöllige Granate durch das Dach geschlagen hatte; glücklicherweise fand keine Explosion statt. — Gegen Abend erzählte unser Priester, der Hieromonach Nil: „Ein guter Bekannter von mir, ein Offizier, wurde neulich aus dem Hospital Nr. 9 entlassen. Nun ist eine feindliche Bombe in seine Wohnung eingeschlagen und hat ihn tödlich verwundet. — Außerdem wurde heute der Priester irgend eines Regiments, dessen Namen ich nicht mehr weiß, verletzt!"

4. November. Es ist Abend. Ich setze mich hin, um etwas an meinem Tagebuche zu schreiben. Wahrscheinlich werde ich es bald wegwerfen. Ich habe von Tag zu Tag immer weniger das Bedürfnis zu schreiben. Warum auch? frage ich mich. Ich werde es doch wohl nicht beenden können. — Das fürchterliche Schreckgespenst: der Hunger, hat nun seine Herrschaft angetreten. Wir haben keine Nahrung mehr. — Das Pfund Pferdefleisch kostet 70 Kopeken, und Hundefleisch das Pfund 15 Kopeken! — Heute war ich Augenzeuge eines schrecklichen Schauspiels. Ich stand auf dem Balkon und schaute dem Bombardement auf dem Wachtelhügel zu. Zwischen der Eisenbahnstation und unserem Hospital zog auf der Straße ein langer Wagenzug dahin. Da hört man ein Geschoß durch die Luft sausen, und gleich darauf schlägt eine elfzöllige Fugasbombe in den Wagenzug ein und verwandelt Menschen und Tiere in formlose Massen. Überall, wohin man blickt, herrscht Tod und Verderben!

Die Japaner sollen Briefe in die Stadt geworfen haben, in denen sie uns Russen Dummköpfe nennen, die nicht gemerkt hätten, wie sie gekommen seien, und die auch nicht wüßten, wann sie gehen würden.

Heute am Tage kam der Kommandeur des fünften Regiments zu uns, nachdem er bei General Stössel zu Mittag gegessen hatte. Er sagte: „Der Generaladjutant Stössel hofft, daß wir in einem Monat oder höchstens sechs Wochen befreit werden würden, obgleich dies nach den eingetroffenen Nachrichten noch viel früher der Fall sein kann. Doch fürchtet sich Stössel, diese Nachrichten zu veröffentlichen, da sich sonst alle aus Freude betrinken würden, und die Japaner diese Gelegenheit benutzen würden, die Stadt einzunehmen."

Unsere Geschosse reichen nicht mehr länger als eine Woche, weshalb man neue verfertigt: ungefähr vierzig Stück pro Tag. — Ein Soldat soll mit der letzten Dschunke die Nachricht erhalten haben, daß Kuropatkins erster Versuch, den Berg Sampsa zu nehmen, abgeschlagen worden, der zweite ihm jedoch geglückt sei.

5. November. Man versichert, daß heute nacht Dschunken mit Briefen eintreffen werden. — Von Tag zu Tag nimmt der Skorbut mehr überhand.

6. November. Das Gerücht von der Ankunft der Dschunken wird heute noch bestätigt. Sie sollen nicht nur Briefe, sondern auch Fleischkonserven und Zucker mitgebracht haben. Es ist nur sonderbar, daß niemand von alledem etwas zu sehen bekommt. — Gestern brachte man uns aus dem Swodny-Hospital sechsundvierzig der schwerst Verwundeten. Am Morgen kommen noch drei weitere Kranke dazu. — Am Abend hört man auf dem linken Flügel und dem Zentrum starkes Flintenschießen. Von Liahoteschan aus wird in das Meer geschossen.

7. November. Heute wurde folgendes veröffentlicht und vorgelesen: „Statthalter Alexejew begibt sich nach St. Petersburg. Generaladjutant Kuropatkin ist zum Oberstkommandierenden der Armee und der Flotte ernannt worden. Die auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Truppen bilden zusammen mit den noch eintreffenden Korps drei Armeen. Zu den Kommandierenden dieser Armeen sind die Generäle Lenewitsch, Grippenberg und Kaulbars ernannt worden. Das baltische Geschwader hat bereits die spanische Küste hinter sich. Die Armee in der Mandschurei hat am 22. September ihren Vormarsch begonnen und den Feind gezwungen, sich zurückzuziehen. Später jedoch

stieß sie auf starken Widerstand und verwickelte sich in eine Reihe heftiger Gefechte vom 26. September bis zum 4. Oktober. — Alle drei japanischen Armeen haben befestigte Stellungen, aber unser Oberstkommandierender beabsichtigt sie anzugreifen und seinen Vormarsch fortzusetzen. Er ist überzeugt davon, daß die heldenhaften Verteidiger Port Arthurs sich bis dahin werden halten können. Dem Jägermeister Balaschoff wurde telegraphisch vom Minister des Äußeren mitgeteilt, daß S. M. der Kaiser geruht, den barmherzigen Schwestern des Roten Kreuzes sowie dem übrigen Personal desselben in Port Arthur vom 1. Mai ab in ihrer Dienstzeit jeden Monat als ein Jahr anzurechnen, bis zum Ende der Belagerung.

Die Japaner haben Palisaden aus Reisholz errichtet, um ihre Angriffsvorbereitungen vor uns zu verbergen. Die Unseren begossen nun die Palisaden mit Petroleum, und als der Feind vordrang, überschütteten sie ihn mit Pyroxilinbomben, so daß im nächsten Augenblick die japanischen Reihen in eine Mauer von Feuer verwandelt waren. Nur sehr wenigen ist es gelungen, sich zu retten, und die feindlichen Schanzen waren ganz mit brennenden Körpern angefüllt.

Seit 5 Uhr nachmittags haben unsere Batterien das Feuer eröffnet. — Am Abend werden fünf Verwundete in unser Hospital gebracht. — Die Japaner haben die Forts Nr. 2 und Nr. 3 angegriffen, wurden aber glänzend zurückgeschlagen. — Heute verkündete ein Erlaß Stössels, daß alle Soldaten, die während der Belagerung zu Offizieren ernannt worden seien, ihren Rang auch nach dem Kriege beibehalten und die militärische Karriere als solche weiter fortsetzen dürfen.

8. November. Wir haben den Befehl erhalten, in unserem Hospital hundert Plätze freizumachen, weshalb

wir mehr als fünfzig Kranke entlassen mußten. — Wie geduldig und dankbar unsere guten Soldaten sind. — Da ist Totmin, ein Jäger des 14. Regiments, der ein Auge und eine Hand verloren hat. Obgleich er durch seine Leiden furchtbar geschwächt ist, will er sich doch durchaus nicht bedienen lassen. Man kommt, um ihm Nahrung zu geben: „Nein, danke, Schwesterchen, das mache ich selber!" — Wenn man ihn aufheben will: „Nein, danke, Schwesterchen, das kann ich allein!" Und fragt man ihn, wie es ihm geht: „Danke, gut, Schwesterchen!"

Gegen Abend hört man in der Nähe des Fort Nr. 3 heftiges Schießen.

9. November. Ein großes Bombardement! Einige Geschosse fielen in das Maschinenöllager und explodierten. Der ganze Himmel war mit einer großen, schwarzen Rauchwolke bedeckt! — Unsere Soldaten erzählen, daß bei der furchtbaren Kälte in diesen letzten Tagen einige Japaner Mäntel unserer gefallenen Leute anlegten. Sie wurden deshalb von den Ihrigen nicht erkannt und erschossen!

10. November. Schon mit dem frühesten Morgen hat ein starkes Bombardement angefangen! — „Ich bewundere die Japaner!" sagte mir heute ein Marineoffizier. — „Ich nicht!" antwortete ich. „Sie sind schon deshalb zu verurteilen, weil sie die Genfer Konvention nicht einhalten und die Hospitäler beschießen. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie sie unser armes Lazarettschiff „Angara" vernichteten?" — „Oh ja," war die Antwort. „Nur wollten die Japaner gar nicht das Lazarettschiff beschießen, sondern ein Torpedoboot, das sich hinter dem Lazarettschiff versteckt hatte!"

Die Unseren haben auf dem goldenen Berge viele unexplodierte feindliche Geschosse gefunden, und diese

sofort wieder gegen ihre früheren Eigentümer verwendet. Jetzt werfen sie nur noch mit Geschossen, von denen sie sicher sind, daß sie ihren Zweck erfüllen. — Heute morgen soll in der Taubenbucht ein Schiff unter englischer Flagge eingetroffen sein, das Nahrung und Munition mitgebracht habe. Es signalisierte unseren Torpedos, sie sollten ihm in die Bucht entgegenkommen, was diese aber aus einem unbegreiflichen Grunde nicht taten. Dafür erschienen japanische Torpedos und führten das Schiff in ihrer Mitte nach Dalny. — Die heutige Nummer des „Novi Krai" bringt einen Artikel mit der Überschrift: Die Bitte eines Vaters! — Der 15jährige Knabe Wassili Aliyoff wollte das Seine zur Verteidigung Port Arthurs beitragen und wurde als freiwilliger Jäger in die Batterie Saredutni aufgenommen. Nach dem Sturm am 17. Oktober übernachtete er noch im Hause seines Vaters. Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr ging er zu seiner Batterie zurück. — Um 3 Uhr wurde auf einer Bahre ein junger unbekannter Artilleriesoldat in das Swodny-Hospital gebracht. Er trug einen feinen Leinenanzug, über den Schultern einen Soldatenmantel, hohe Stiefel und eine Pelzmütze, die man als dem Wassili Aliyoff zugehörig erkannte. — Niemand weiß, wann und wo der kleine Held seinen Tod gefunden hat, und der arme Vater hofft durch die Zeitung jemanden zu finden, der ihm von dem Ende seines Sohnes etwas berichten kann.

11. November. Des Nachts fand ein Sturm statt, der aber von den Unseren glänzend zurückgeschlagen wurde. Am Morgen bringt man uns vom Fort Nr. 3 einen verwundeten Feldwebel des 13. Regiments. Ein Splitter hatte seine untere Kinnlade zerschmettert. Der Unglückliche konnte nicht sprechen und verlangte durch Zeichen Papier und Bleistift. Er schrieb: „Ich

wäre auf die Positionen zurückgekommen, aber ich kann ja nicht mehr kommandieren!" — Es heißt, Admiral Wirren habe ein Telegramm erhalten, daß die baltische Flotte den Suez-Kanal passiert habe.

Niemand kann genau sagen, wieviel Japaner vor Port Arthur stehen. — Nach chinesischen Quellen sollen es nur 15000 Mann sein, und in der Stadt Dalny eine Reserve von 30000. — Die Japaner sollen fest davon überzeugt sein, daß Port Arthur in der allernächsten Zeit fallen werde. Man sagt auch, daß sie in Dalny viele Händler und Handwerker gezwungen hätten, ihre Uniformen anzulegen und mitzukämpfen. Der Feind soll außerdem unsere Forts fast vollständig untergraben haben. — Sie hatten versucht, eine Brücke zu bauen, um unsere Stellungen besser erklettern zu können. Die ganze Anlage wurde jedoch von den Unseren vollständig vernichtet. — Es heißt, daß die Japaner großen Mangel an Nahrungsmitteln hätten.

Gestern brachte uns ein Chinese seine Tochter, die von einer Kugel verwundet worden war. „Wer hat es denn getan?" frugen wir, und der Arme antwortete: „Meine weiß nicht genau, ob es ein Russe oder ein Japaner war!" — Heute erzählte man uns, daß die Explosionen und der häufige Gewehrdonner bei Kintschau wahrscheinlich nichts weiter seien, als die Schießübungen der japanischen Rekruten. — Von dem Hospital Nr. 11, wo alle Fälle von Typhus und der Ruhr untergebracht sind, hörten wir heute Schreckliches. Die Epidemie wächst und täglich laufen unzählige Kranke ein, trotzdem das Personal nur aus drei Ärzten und zwei Schwestern besteht. Sie konnten natürlich nicht damit fertig werden, diese Menge von schwachen Kranken auf einmal zu verpflegen. So kam es, daß in den ersten Tagen die Körper derer, die

starben, zwischen den Lebenden liegen blieben, ohne daß es jemand bemerkte!

Heute wurde ein Kranker operiert, und da es Mittagszeit war, gingen unsere Ärzte gleich darauf zum Essen. Um schneller fertig zu werden, unterließen es unsere Sanitäre, sich zu erkundigen, wo der Kranke untergebracht werden sollte, und legten ihn einfach in eine leere Zelle auf ein ungemachtes Bett, schlossen die Tür und gingen weg. — Ich war nun überzeugt davon, daß der Kranke bei Schwester Karanya untergebracht sei, während diese ihn in meiner Abteilung glaubte — man muß dabei nicht vergessen, daß wir gerade 700 Kranke zu versorgen haben! — Gegen Abend kommt nun atemlos ein Feldscher gelaufen: „Schwester, der Kranke, der heute operiert worden ist, verlangt nach Ihnen!" — „Wo ist er?" frage ich. — „In Ihrer Abteilung im leeren Zimmer!" — „Um Gottes willen, warum haben Sie mir das denn nicht früher gesagt?" — „Ach, Schwesterchen, wir waren zu hungrig!" — Ich eile nach der Zelle, die Tür ist noch zu. Ich reiße sie auf und sehe den Unglücklichen auf der Erde liegen; er ist zu schwach, um aufzustehen oder zu schreien. „Schämen Sie sich denn nicht?" sage ich dem Feldscher. „Danken Sie Gott, daß er nicht all sein Blut verloren hat und gestorben ist!" — Abends, nachdem ich den Dienst der Nachtwache übergeben hatte, gehe ich zu dem Armen in seine Zelle. Der Diener hat sich nicht einmal Mühe gegeben, Licht anzustecken. Um sehen zu können, öffne ich die Tür auf den Gang, und glaube meinen Augen nicht trauen zu können! Der Verwundete hat den Verband von seinem Kopfe gerissen und lacht leise vor sich hin — wahrscheinlich im Delirium! — Inzwischen habe ich ein Streichholz angesteckt: Herrgott, das ist ja gar

nicht mein Kranker, der da sitzt! Das ist ja der Diener! — „Wo hast du den Kranken hingetan?“ herrschte ich ihn an. „Ich hab' ihn zu Schterbakoff herübergeschleppt; ich gebe mich nicht gern mit solchen schwachen Kranken ab!“ antwortet mir würdevoll der arbeitsame Tomiloff.

12. November. In welch trauriger Stimmung sind wir alle! Auch die Verwundeten haben jetzt aufgehört, auf Befreiung zu hoffen. Wenn man ihnen irgend eine freudige Nachricht mitteilt, dann heißt es nur: „Ach, nein, Schwesterchen, erzähle uns nichts. Es sind doch alles Lügen, nichts als Lügen!“ — Mein Kranker Driga wird doch sterben. Dr. Iwanow gibt jede Hoffnung auf seine Rettung auf. — Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu fragen, ob er nicht das heilige Abendmahl nehmen wolle. Da schrie er auf: „Nein, nein, Schwesterchen! Ich will nicht sterben, und ich werde auch nicht sterben! Ich will gesund werden, und meine Heimat wiedersehen! Ich werde meiner Mutter noch helfen! Nein, nein, Schwesterchen, du wirst mich noch nicht begraben!“

13. November. Am frühen Morgen hat ein starkes Bombardement auf unsere Forts begonnen. Man erwartet einen Sturm. Wir bereiten alles für neue Verwundete vor. Gegen 2 Uhr nachmittags kamen zwei Verletzte. — „Nun, greifen die Japaner an?“ frugen wir sie. „Und ob sie angreifen!“ war die Antwort. „Diese Verfluchten haben es sich durchaus in den Kopf gesetzt, unsere Forts zu nehmen!“ Zehn Minuten später kamen noch fünfzehn Soldaten zu uns, größtenteils mit leichten Verwundungen. „Schade!“ klagten sie. „Gestern haben wir nun Zucker und Tabak bekommen, und heute mußten wir schon alles im Stich lassen!“ — „So mußtet ihr euch zurückziehen?“ frugen

wir. „Ja, Schwesterchen," war die Antwort. „Was sollen wir auch machen! Wenn wir es gekonnt hätten, wären wir gewiß geblieben!" — Gegen Abend wurden die Schwerverwundeten gebracht. — Nach 2 Uhr nachts befahl Dr. Jurkewitsch, niemanden mehr aufzunehmen. — Da höre ich unten einen heftigen Wortwechsel. Der diensttuende Feldscher schrie auf einen Ebenangekommenen ein: „Man sagt dir ja, daß hier niemand mehr hereindarf! Du kannst ja noch gehen; also mache, daß du fortkommst!" — „Ich gehe nicht weg," sagte der Verwundete. „Mache mit mir, was du willst! Ich war schon zweimal hier bei euch im Hospital, da werdet ihr mich das dritte Mal auch noch pflegen können! Der Herr Doktor hat gesagt, er würde mich immer wieder aufnehmen!" — „Und ich wiederhole dir: du wirst nicht aufgenommen!" schrie der andere. „Und jetzt geh!" — Der Kranke begann jämmerlich zu weinen: „Ach, bitte, bitte! Jagen Sie mich nicht fort!" — Ich eilte, so schnell ich konnte, nach unten; es war mir, als habe ich die Stimme unseres früheren Kranken Kogan erkannt. Er war es auch. — „Was fehlt dir denn?" frug ich ihn. „Ach, sieh, Schwesterchen! Alle meine Finger sind mir abgerissen! Und der Herr Feldscher will mich fortjagen!" — „Warte hier!" sagte ich ihm. „Ich will den Oberarzt bitten, daß er dich dabehält!" — Dr. Jurkewitsch tat der Unglückliche leid, und er ließ ihn bleiben.

14. November. Bei Kogan sind nicht alle Finger abgerissen. Unsere Ärzte halten es jedoch für nötig, sie sämtlich zu amputieren. Kogan willigt in die Operation ein. Sie findet im Laufe des Tages statt; natürlich mit Chloroform. „Sie können sich nicht vorstellen!" erzählte mir Schwester Mesak. „Wie wir alle

gelacht haben, als Kogan in der Narkose war. Er bildete sich ein, daß sein Kommandant betrunken sei, und ihm den Befehl übergebe, den er auch gnädigst annahm. Er kommandierte dann die ganze Zeit, oder sang einen Militärmarsch!" — Gestern und heute sind 159 neue Kranke zu uns gekommen.

15. November. Heute morgen brachte man uns einen schwer verwundeten japanischen Offizier. Wir ließen unsere Kriegsgefangenen kommen, um uns durch diese mit ihm zu verständigen. Es war zu spät, denn es trat bereits der Todeskampf ein. Die Gefangenen baten uns um die Erlaubnis, bei dem Sterbenden bleiben zu dürfen, der zehn Minuten später verschied. Der Tod ihres Landsmannes machte einen erschütternden Eindruck auf die Japaner, die bitterlich zu weinen begannen. — In dem Mantel des Verstorbenen fand man zwei Karten, eine von der Stadt Dalny, und die andere — von Port Arthur. Und dabei höchst kunstvoll bis auf die kleinsten Details ausgeführt. — Außerdem fand man in seinen Taschen noch einen Kompaß, eine Zeitung und einen Brief. Das alles wurde versiegelt und in den Generalstab auf die Festung geschickt. — Die Japaner beschießen abermals den 203-Meter-Hügel. — Unser Hospital ist überfüllt. — Im Laufe des Tages verbinden unsere Ärzte die alten Kranken. Am Abend treffen bereits wieder neue ein, hauptsächlich schwere Fälle. Wir haben den Befehl, alle aufzunehmen und keinen abzuweisen. — „Wissen Sie es schon?" rief uns Schwester Marschner zu. „Morgen früh muß unser ganzes Personal unter dem Kommando des Herrn Suwaroff auf die Positionen! Nun ist es schon dahin gekommen, daß wir keinen Soldaten mehr zur Verteidigung haben!" — „Ist es möglich?" rief ich, „daß alle, alle mitmüssen, und wir niemanden dabehalten

dürfen?" — Sie antwortete: „Ich habe mir mit der größten Mühe meinen Koch Wolkoff, Ihren Pfleger Gregor, und unseren Diener Jakob ausgebeten!" Ich konnte mich noch immer nicht beruhigen: „Wird man auch Schterbakoff und Teplowodski nehmen?" — „Nein, die bleiben noch da," sagte Schwester Marschner. „Sie sind zum Militärdienst untauglich!" — „Glauben Sie," frug ich, „daß es mir gelingen wird, Sedinskin frei zu bitten? Was sollen die Kranken in Zelle Nr. 6 ohne ihn tun?" — „Gehen Sie nur," war die Antwort. „Ich hindere Sie nicht! Nur fragen Sie zuerst Sedinskin selbst, der will vielleicht gar nicht dableiben!" — Ich ging in die Zelle Nr. 6. „Nun, Sedinskin!" rede ich ihn an. „Du gehst auch mit den anderen?" — „Jawohl, Schwesterchen!" — „Bist du froh darüber?" — „Jawohl, Schwesterchen!" — „Nun, dann gehe nur; aber komme wieder! Ergib dich nicht den Japanern!" — „Nein, Schwesterchen! Der liebe Gott ist barmherzig! Ich werde lieber sterben, als mich gefangen nehmen lassen!"

16. November. Unser ganzes Personal bereitet sich zum Ausmarsch vor. Es ist ein Anblick, der mir tief in die Seele schneidet! Nun haben wir so lange zusammen gearbeitet und zusammen gelitten, und jetzt müssen wir sehen, wie sie ihrem gewissen Tode entgegengehen! — Einer nach dem anderen kommt auf mich zu. „Segne uns, Schwesterchen," sagen sie, „segne uns und vergiß, wenn wir etwas Schlechtes getan haben! Wer weiß, ob wir uns noch einmal wiedersehen!" — Der Feldwebel ist unnatürlich lustig und singt in einem fort: „Wir gehen auf den Liahoteschan! Wir gehen auf den Liahoteschan!" — „Warum denn auf den Liahoteschan?" frage ich ihn. „Ihr geht doch auf den flachen Berg?"

„Ach, ja, Schwesterchen!“ ist die Antwort. „Aber auf dem Liahoteschan ist der Friedhof, und wenn wir sterben, werden wir dort begraben!“ — „Schwätzen Sie keine Dummheiten, Feldwebel! Mit Gottes Hilfe werden Sie gesund wieder nach Hause kommen!“ — „Nein, nein, Schwesterchen, wir kommen bestimmt auf den Liahoteschan!“ — „Schwester Baumgarten,“ sagt mir der soeben eingetroffene Herr Suwaroff. „Wünschen Sie mir den Tod, dann trifft das Gegenteil ein! Ich möchte doch so gern leben! Meine junge Frau wartet ja zu Hause!“ — Herr Suwaroff hielt noch eine Musterung ab; alles war in Ordnung. — „Also vorwärts, Kinder, in Gottes Namen!“ befahl Herr Suwaroff und ging selber voran. Hinter ihm folgten: der hinkende Tomiloff, dann Iwan Iwanowitsch, der zu der heutigen Gelegenheit noch rußiger aussah als gewöhnlich, Schterkaschin, Sedinskin, Petruschin und alle unsere übrigen Perlen! — Ich trat auf den Balkon des Materialzimmers und schaute von dort nach dem 203-Meter-Hügel, dem flachen Berge und dem ganzen linken Flügel, den man von dort ausgezeichnet übersehen kann. — Ist es möglich, daß die Unseren dorthin sollen? Da werden sie ja in einer Minute in tausend Stücke zerrissen! Kann man sich denn überhaupt dort noch halten? — Der ganze 203-Meter-Hügel sowie der flache Berg sind in dichten Rauch gehüllt. Die Japaner überschütten die dortigen Stellungen mit Granaten und Schrapnells. Es ist ein noch nie dagewesener Anblick — über alle Beschreibung! So wurde bisher noch kein Hügel beschossen!

17. November. Nun sind wir alle schon drei Tage und Nächte unaufhörlich auf den Beinen! Und immer werden noch neue Verwundete gebracht! Unter ihnen sind schon einige von unserem Personal. — „Nun, wie

geht es allen anderen?" fragte ich, und sie erzählten, daß der Feldwebel, der immerfort sang: „Wir gehen auf den Liahoteschan," sein Schicksal richtig vorausgesagt hatte. „Wie ist denn das zugegangen?"

„Kaum hatten wir unsere Schanze besetzt, da hob er auch schon immer den Kopf in die Höhe! Wir baten ihn, es nicht zu tun, aber er hörte nicht darauf! Da warf der Feind eine zwölfzöllige Bombe gerade auf unsere Schanze. Der Kopf des Feldwebel wurde abgerissen und sein Körper mit Erde verschüttet. Es wurden noch sehr viele mit verschüttet: Iwan Iwanowitsch und fast das ganze Personal!" — „Wie geht es Herrn Suwaroff?" erkundigte ich mich weiter. „Ach, Schwesterchen, es ist ein wahres Vergnügen, unter solcher Führung in den Kampf zu gehen! Er ist immer allen voran und fürchtet sich vor nichts! Aber wir haben ihn aus den Augen verloren, und wahrscheinlich ist er auch getötet worden!" — „Wer ist denn da noch mit euch gekommen?" sagte ich, auf einen Soldaten deutend, der mit ganz verbundenem Kopfe dalag und kaum noch atmete. „Aber das ist ja unser Verbandsdiener Semion!" — Ich hätte ihn nicht wiedererkannt, wenn man mir nicht seinen Namen gesagt hätte. — „Schwesterchen, Schwesterchen!" ruft mich unser kranker Feldwebel Mosewsky. „Eben hat ein Landsmann von mir gesagt, daß der Berg Sampsa in den Händen Kuropatkins sei, und daß die Unseren in diesen Tagen Kintschao angreifen werden!"

18. November. Heute erzählte mir die Schwester Koschrin, die für die Nacht auf die Verbandstation abgerufen wurde: „Ich kann mich noch nicht von dem erholen, was ich dort Schreckliches gesehen habe. Es waren zwar eine Menge Ärzte da, aber viele unter ihnen waren betrunken, und zwar bis zu einem solchen Grade,

daß sie nur noch mit genauer Not Verbände anlegen konnten. Es wurde z. B. ein Soldat gebracht, der von einer Blindage erdrückt worden war, und die Ärzte gaben sich nicht einmal die Mühe, ihn anzusehen. Man erzählt auch, und ich bin fest von der Wahrheit überzeugt, daß der für die Kranken bestimmte Wein zum größten Teile von den Ärzten getrunken wird. Man hörte nichts als Schimpfen, Schreien und Lärmen!"

Bei Kintschau sollen unsere Kosaken gesehen worden sein.

19. November. Heute ist es verhältnismäßig ruhiger, aber es treffen immer mehr Verwundete ein. Ich weiß nicht, wie wir sie unterbringen! In den Krankenzellen sind alle Betten so dicht zusammengeschoben, daß man gar nicht an die Einzelnen heran kann. Es gilt noch als Vorzug, überhaupt auf einem Bette zu liegen, die meisten sind auf der Erde untergebracht. In der Zelle Nr. 3, die für sechs Kranke bestimmt ist, sind jetzt vierzehn, von denen neun oder zehn auf Betten, und die anderen auf der Erde liegen. Auf den Gängen oben und unten liegen auf beiden Seiten lange Reihen auf ihren Mänteln, statt Strohsäcken, und ihre Pelzmützen als Kopfkissen. Bis jetzt aber ist es uns doch noch immer gelungen, wenigstens die Schwächsten auf Betten unterzubringen. Wir leiden Mangel an allem: es ist wenig Wäsche und keine Seife da, außerdem haben wir niemanden mehr, der zum Waschen Zeit hätte. — Bei den meisten Kranken ist die Wäsche blut- und eiterdurchtränkt, und wir haben keine frische mehr zum Wechseln. Die Verbandsbinden stellen wir schon seit langem aus buntem Kattun her. Es kommt auch oft vor, daß ein Kranker am Kopfe mit einem blauen, an der rechten Hand mit einem roten, an der linken mit einem grünen und an

der Brust mit einem schwarzen Tuche verbunden ist. Auch Watte entbehren wir schon lange und gebrauchen für dieselbe zerzupfte Fasern aus Schiffstauen. Natürlich sterilisieren wir alles vor dem Gebrauche. Neulich, als wir gerade auf ein neues Schiffstau warteten, gaben unsere freiwilligen Schwestern ihre Mäntel her. — An der Stelle unseres Personals arbeiten jetzt Freiwillige bei uns. Es sind sehr fleißige unter ihnen, dann aber auch andere, die der Arbeit weniger zugetan sind. — Sehr nützlich macht sich ein reicher Kaufmann des Ortes, Herr Rosemann, der jeden Morgen von 6 Uhr an in der Zelle der im Leibe Verwundeten arbeitet. Er gibt ihnen die Arzneien und die Nahrung und mißt ihnen die Temperatur. Außerdem trägt er durch seine Spenden sehr viel zum allgemeinen Wohl bei; er schickt uns Kognak, Wein und Tabak, und hat sogar Wäsche für seine Zelle gestiftet.

Die übermäßigen Leiden stumpfen uns ab, und wir erkennen, daß die beste Philosophie der Stoizismus ist. Unser Gefühl, unser Mitleid ist vollkommen erstorben, es ist uns gleich, ob wir heute oder morgen zugrunde gehen. — Um 2 Uhr nachts trete ich in die Krankenzelle, wo unsere schwersten Fälle liegen, denen ich ein abgesondertes Zimmer reserviert habe. — Alle schlafen außer Schenis: „Warum schläfst du nicht?“ frage ich ihn. „Ich muß zu viel denken, Schwesterchen!“ ist die leise Antwort. „Woran denn?“ — „An unser Land und an meine Eltern! Sie haben kein leichtes Leben und sind nicht reich. Ich glaube doch, es ist besser für sie, daß ich sterbe!“ — „Sprich nicht vom Sterben!“ sage ich rasch. „Du wirst wieder ganz gesund werden!“ — „Nein, nein, Schwesterchen, ich werde nie wieder gesund! Und was nützt es uns, wenn ich als Krüppel lebe? Ich

kann doch niemandem mehr nützen, bin nur allen im Wege. — Du mußt jetzt schlafen gehen, Schwesterchen, und sage auch den Ärzten, daß sie sich ausruhen sollten. Wir machen euch so viele Arbeit." „Gut, Schenis," sagte ich im Gehen, „aber dann schlafe du auch und denke nicht. Der liebe Gott wird dich ganz gesund werden lassen."

20. November. Ich trat wieder in die Zelle. Ist es möglich, daß das Schenis ist? Wie hat er sich diese Nacht verändert. Unwillkürlich schauderte ich zurück. Dieser kleine magere Körper ohne Füße, dieses eingefallene wachsbleiche Gesicht, die halbgeschlossenen Augen, der offene Mund und die spitze Nase! Wenn er nicht noch leise geatmet hätte, würde ich ihn für einen Toten gehalten haben. „Schenis!" rief ich. Da hob er ein wenig die Lider, seine Augen füllten sich mit Tränen; er atmete zweimal tief und preßte dann die Zähne zusammen, streckte sich aus und — starb! — Ja, Schenis ist gestorben; er wird nun seinen Eltern nicht mehr im Wege sein. Möge ihm das Himmelreich zuteil werden! Er tut mir so leid, so leid, und trotzdem versuche ich mit aller Gewalt, mein Mitgefühl zu ersticken. Warum sollen wir um Tote trauern, da wir doch alle einmal sterben müssen! Trotzdem konnte ich den ganzen Tag an nichts anderes denken als an Schenis. Ich schreibe eines meiner wenigen Gedichte ein.

Töte dein Fühlen! Bezwinge dein Leiden!
Sagst du: Ich habe die Kraft nicht dazu!
Ruf ich dir Antwort: Du könntest es meiden,
Aber du willst nicht! Gern leidest du!
Du schwelgest im Weinen! Liebst deinen Kummer!
Siehest dich gerne Tränen vergießen!
Und fandest du einen Augenblick Schlummer,
Läßt du im nächsten stärker sie fließen!

— Um 1 Uhr nachts muß ich in die Krankenabteilung, deshalb muß ich mich eilen, mein Tagebuch für heute zu schließen. — Die Japaner überschütten uns fortwährend mit riesigen Geschossen. Bald wird Port Arthur ein zweites Pompeji oder Herkulanum sein. Nur mit dem Unterschied, daß es anstatt mit Lava mit Granatensplittern bedeckt sein wird. Überall nichts als Tod und Leiden! Nun ist es schon November; Kuropatkin hat sich wahrscheinlich mit Glanz nach Charbin zurückgezogen, und die baltische Flotte fährt irgendwo bei Libau spazieren. Unsere armen Soldaten fragen: „Warum betrügt man uns immer noch? Man hätte uns gleich sagen sollen, daß wir von nirgendsher auf Hilfe zu hoffen haben." — Auf dem linken Flügel hört man Schießen. Ist es vielleicht ein neuer Sturm?

21. November. Verhältnismäßig ist alles ruhig; man sagt, daß die Japaner ebenso wie wir ihre Toten und Verwundeten aufsammeln. — Am Abend kam General Zerpitzky und sagte: „So, nun haben wir schon bald Dezember, und Kuropatkin kommt immer noch nicht. Ich weiß wirklich nicht, was er Besseres zu tun haben könnte, als uns zu befreien? Unsere Sachen stehen schlecht, wir können jeden Tag in die Hände des Feindes fallen."

22. November. „Schnell, schnell!" rief Dr. Dobrwolski. „Kommen Sie rasch auf die Veranda. Auf dem Meere findet eine große Schlacht statt. Ich glaube, das baltische Geschwader ist angekommen." „Hören Sie doch endlich auf, Doktor," antwortet Dr. Iwanoff. „Es existiert kein baltisches Geschwader und wird auch nie eines geben." „Dann kommen Sie auf den Balkon und sehen Sie selbst!" ist die aufgeregte Antwort. Wir eilen hin. Es scheint wirklich eine Seeschlacht stattzufinden. Das unaufhörliche Geschützdonnern erinnert

uns an den berühmten 28. Juli. Da wird auch von Liahoteschan aus in das Meer geschossen, wahrscheinlich auf die japanische Flotte. Da rief plötzlich Dr. Kondrakiew: „Sehen Sie doch nur, um Gottes Willen, auf den Zweihundertdreimeterhügel und den flachen Berg. Unmöglich können die Unseren da widerstehen!“ Was da vorgeht, kann man auch mit dem besten Willen nicht beschreiben, und wer es nicht selbst mit angesehen hat, der wird es sich nie vorstellen können! Unaufhörlich explodieren dort die Fugasbomben, und die Schrapnells und Granaten bilden eine schwarze, riesenhafte Wolke, die an manchen Stellen hellgrau ist und in der es fortwährend aufblitzt und funkelt von Schüssen. Nun wird es uns plötzlich allen klar: das Ende naht! Ist es möglich, daß auch nicht mehr die allerkleinste Hoffnung auf Befreiung da ist? — Vom frühen Morgen an werden uns Verwundete gebracht, die zum größten Teile schwerverletzt sind. „Schwester,“ ruft Dr. Jurkewitsch, „bitte, legen Sie alle mit Kopfwunden in die Nähe des Verbandzimmers. Die von Blindagen Erdrückten kommen in den unteren Stock auf Betten.“ „Doktor Jurkewitsch,“ antworte ich, „mit der größten Mühe habe ich eine Reihe untergebracht. Für mehr Menschen kann ich nicht die Verantwortung übernehmen. Weshalb weisen Sie sie denn nicht ab?“ „Was kann ich machen, Schwester,“ ist die Antwort, „ich habe den festen Befehl, alle aufzunehmen.“ — Es sind jetzt über 800 Personen im Hospital. Wir leiden großen Wassermangel und brauchen doch so viel für die Suppen, die Arzneilösungen und den Tee sowie zum Waschen und Trinken. Wenn man uns Kranke bringt, bitten sie fast alle zuerst um Wasser. „Schwesterchen, gib uns nur einen Schluck, bevor wir sterben.“ Es kommt vor, daß man selbst in solchen Fällen versagen muß. „Schwester-

chen," hört man von allen Seiten, „unsere Kehle ist schon ganz trocken; ist es denn möglich, daß du kein Wasser mehr hast?" Wie ist es da uns armen Schwestern zumute, wenn wir helfen wollen und nicht können. Dieses Gefühl ist schlimmer als die furchtbarste Marter. Wir bedauern keinen mehr, der da stirbt, im Gegenteil, wir beneiden ihn. — Beim Auflesen der Toten soll neulich einer unserer Offiziere einen Japaner gefragt haben, wie lange sie Port Arthur noch belagern würden? „Bis die Stadt fällt," war die Antwort. Bei dieser Gelegenheit haben die Unseren auch erfahren, daß die Japaner mehr die baltische Flotte als Kuropatkins Armee fürchten.

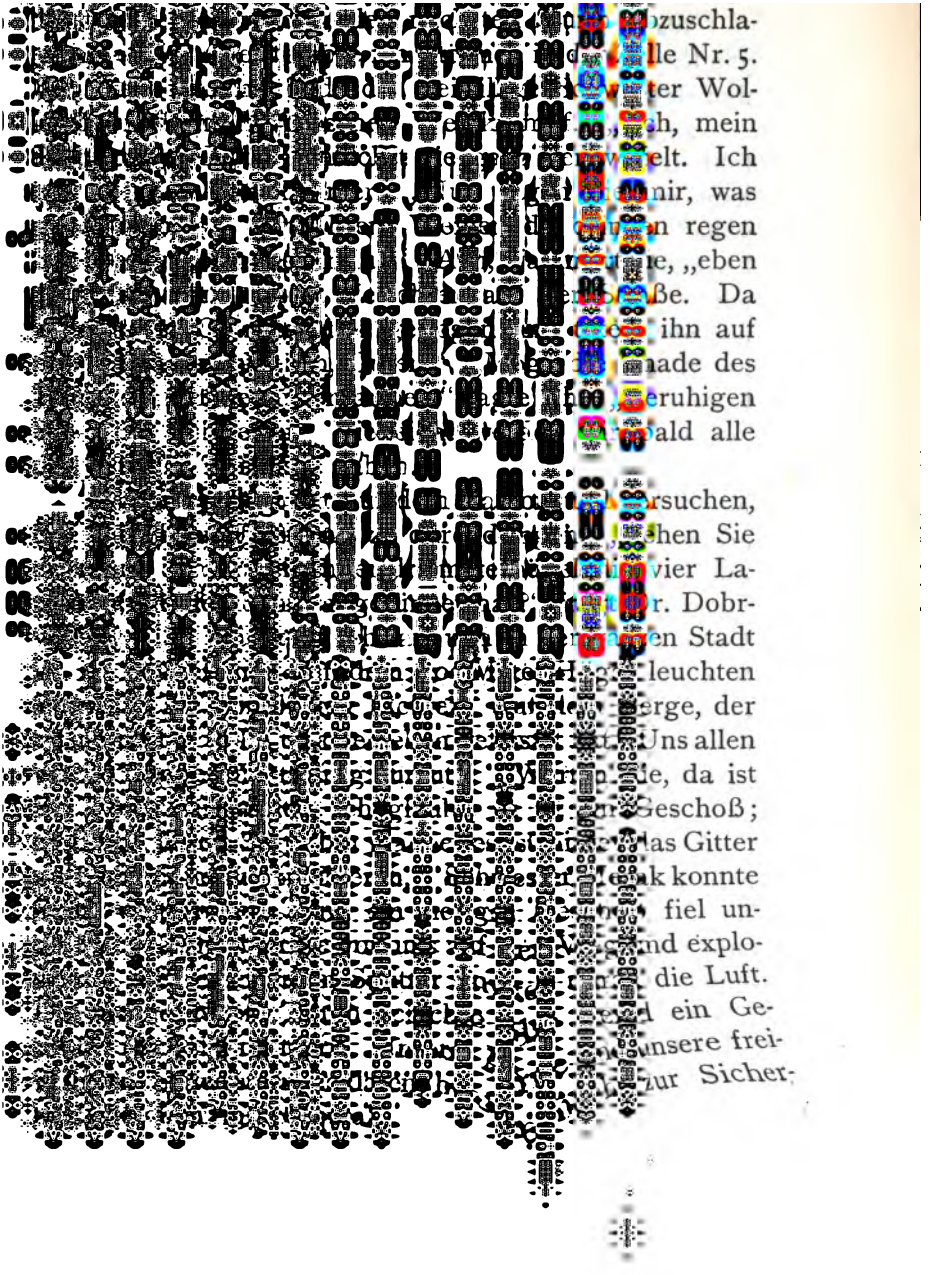
Mittags höre ich plötzlich eine starke Explosion. Ich eile auf die Veranda und kann erst gar nicht begreifen, was in der Bucht vorgegangen ist. An der Stelle, wo sonst das Panzerschiff „Poltawa" stand, sieht man jetzt nichts als eine dicke, schwarze Rauchsäule in die Höhe steigen. „Schwesterchen," rufen mir unsere Kranken ganz verzweifelt zu, „die verfluchten Japaner haben eben die ‚Poltawa' zum Sinken gebracht." Während sich der Rauch allmählich auflöst, treten deutlich die dunkeln Umrisse der „Poltawa" hervor. Es ist also dem Feinde noch nicht gelungen, sie zu vernichten!

Gegen Abend bringt man uns unsern Sanitätssoldaten Sedinskin. Er ist tödlich von einem Granatensplitter verwundet worden. „Nun, Schwesterchen," rief mir der Arme freudig zu, „ich habe mich den Japanern nicht ergeben." — Die soeben eingetroffenen Soldaten erzählen: „Wir haben zwei Zusammenstöße auf Bajonette mit den Japanern gehabt, die den Zweihundertdreimeterhügel schon fast genommen haben. Wir haben keine Deckung und müssen uns zurückziehen. Während

dieser ganzen Zeit wurde der Zweihundertdreimeterhügel von der japanischen Flotte mit zwölfzölligen Granaten beschossen."

„Was ist denn geschehen?" frug ich am Abend einen Feldscher, der atemlos angelaufen kam. „Eben hat man unseren Hospitalaufseher gebracht, Schwester. Er atmet kaum noch." Ich stürzte in das Vorzimmer, wohin man Herrn Suwaroff gelegt hatte. Ich erkannte ihn zuerst gar nicht, so sehr war er verändert. Er liegt bleich, zerzaust und mit Blut und Erde beschmutzt da. Sein Atem ist nur noch ein qualvolles Stöhnen. In dem Verbandzimmer, wohin man ihn bringt, kommt er wieder etwas zu sich. Seine Wunde ist schwer, aber nicht tödlich. — General Zerpitzky hat die Verbandstation besichtigt, und dort flog ihm eine Kugel in den Kopf. Er ist tot. — Das Panzerschiff „Poltawa" ist nun doch untergegangen. Die Feinde haben ihre Absicht erreicht.

23. Novbr. Jetzt ist's geschehen. Der 203-Meter-Berg ist in die Hände der Feinde gefallen. Wir mußten ihn hergeben trotz unserer verzweifelten Anstrengungen. Nun haben die Japaner auf dem Gipfel eine schnellschießende Kanone aufgestellt und eröffnen sofort ein tödliches Feuer, sobald sich die Unseren wieder nähern wollen. — In der Dämmerung bombardierten die Japaner unser Geschwader. Nun, da der 203-Meter-Hügel in ihren Händen ist, können sie alle ihre Geschosse haarscharf auf ein bestimmtes Ziel richten. Unser lieber alter Freund, der „Retwitsan" ist gesunken. Wir zucken bei jedem Geschoß zusammen wie unter Peitschenhieben und müssen tatenlos zusehen, wie die Feinde unsere Schiffe zerstören. Es heißt, daß die Unseren wegen Mangel an Geschossen nicht mehr



Während dieses ganzen letzten Sturmes wurden uns 329 Kranke gebracht. Fast alle haben außer ihren Wunden den Skorbut.

24. November. Am Morgen erhalten wir einen Befehl, fünfzig unserer schwersten Kranken in das Rathaus zu überführen, wo jetzt die Ambulanz der „Mongolia" installiert ist. Unsere alten Kranken, Driga, Loskutoff und Kaustoff sind ebenfalls bei diesem Transport. „Schwesterchen," klagen sie, „warum läßt man uns nicht ruhig hier sterben? Waren wir euch so sehr im Wege?" „Nein," antworte ich, „wir haben nur keinen Platz mehr. Es müssen so viele schwache Kranke auf der Erde liegen. Aber ihr wart uns gar nicht im Wege." „Werden wir es dort auch so gut haben wie hier?" fragen sie weiter. „O ja, natürlich, im Rathaus arbeiten ja unsere Schwestern, und ich werde oft kommen, um euch zu besuchen." Wir taten es heute gleich, nachdem wir unserer musterhaften Mitschwester Lodo unsere Geburtstagswünsche überbracht hatten. Wir blieben nur kurz im Rathaus, um unsere Schwestern nicht zu stören, die alle Hände voll zu tun hatten, die neuen Kranken unterzubringen. „Schwesterchen," sagen unsere Verwundeten, „es ist nicht schön hier. Sorgen Sie doch dafür, daß man uns zurückholt." Ich beruhige sie: „Am ersten Tage könnt ihr euch natürlich noch nicht eingewöhnt haben. In zwei oder drei Tagen werdet ihr gar nicht mehr zurückverlangen. Hier habt ihr bessere Nahrung, mehr Wäsche und weichere Betten. Ich habe schon die Oberschwester gebeten, daß sie besonders für euch sorgt." Wirklich ist das Hospital im Rathausgebäude großartig organisiert, es gibt dort alles im Überfluß. Unsere Schwestern bedauern nur, daß ihre Wohnungen nicht mehr im Rathaus untergebracht werden konnten. Man hat ihnen deshalb

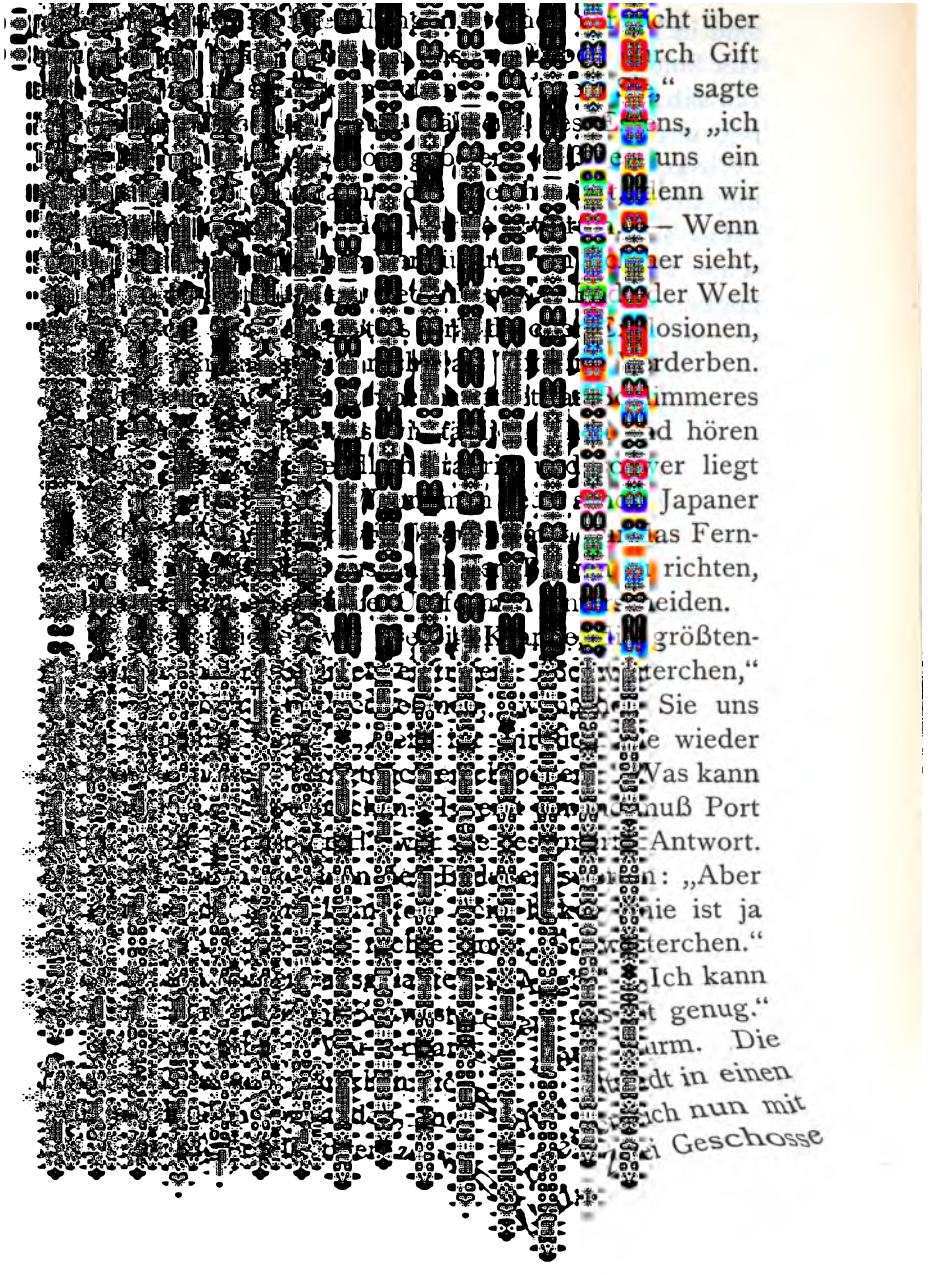
Zimmer in einem kleinen Flügel angewiesen, der zu der Restauration „Stern" gehörte und wo früher die bekannten Schönheiten Port Arthurs, Fräulein Mimi, Fräulein Nini und Konsorten gewohnt haben.

25. November. Wir haben jeden Tag so viel zu erdulden, daß ich ganze Seiten darüber schreiben könnte, aber wenn ich mich dazu hinsetze, dann irren meine Gedanken weit, weit weg von dem, was ich schreiben sollte. Ich muß mir Mühe geben, nur die einfachen Tatsachen zu notieren. Die größte Niedergeschlagenheit herrscht, seitdem der 203-Meter-Berg in den Händen der Feinde ist. Es ist ein schauderhafter Gedanke, daß diese Schutzwand gegen das Eindringen der Japaner nun zerstört ist. Klar und deutlich fühlen alle, daß dies der erste Schritt zu dem Einzug der Feinde in Port Arthur ist. Unsere Verluste bei dem letzten Sturme betragen nahezu 10000 Mann. Auf unsern Stellungen sind auf einer Ausdehnung von 27 Werst nur 12000 Mann geblieben, von denen mehr als die Hälfte am Skorbut erkrankt oder gerade erst aus den Hospitälern entlassen worden sind, wo sie schwerverwundet lagen. Herr Suwaroffs Befinden hat sich merklich gebessert, doch hustet er noch immer stark Blut. — „Wissen Sie, Schwester Baumgarten," sagt heute Schwester Marschner, „daß im Rathaushospital alle so unzufrieden sind?" „Aber warum denn?" frage ich. „Es sind so viele schwere Verwundete da, daß sie unmöglich mit ihnen fertig werden können." „Nun, werden wir denn etwa fertig?" konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken. „Ach, unsere Kranken sind noch nicht so schlimm, Schwester Baumgarten, da sollten Sie erst die dortigen sehen. Da sind einem beide Beine abgerissen; einem anderen läuft das Gehirn aus; das Rückenmark des dritten ist verletzt; der vierte ist be-

wußtlos; der fünfte hat den kalten Brand, und der sechste ist überhaupt gelähmt. Es sind dort zum größten Teile alle Todeskandidaten." „Nun, und was sagt denn General Belaschoff dazu?" „Der ist froh, daß die dort endlich einmal an die Arbeit kommen, nachdem sie solange im wahrsten Sinne des Wortes gefaulenzt haben. Er konnte den Umzug der Ambulanz von der ‚Mongolia' in das Rathaus kaum erwarten; ich sah den General selbst, wie er mit aufgestülpten Hemdsärmeln den Sanitätssoldaten die Betten tragen half."

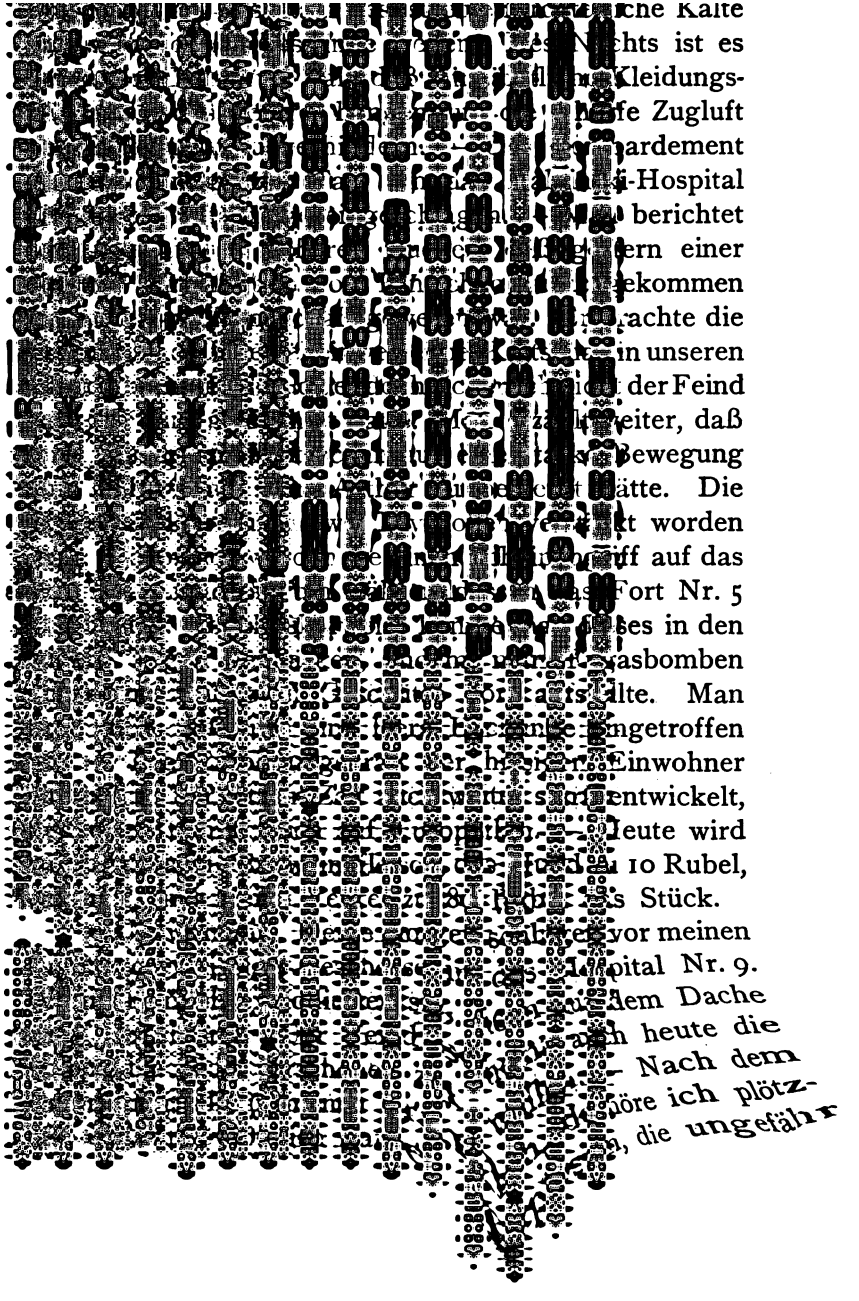
Heute im Laufe des Tages brachten die Japaner Schiffe der chinesischen Eisenbahngesellschaft zum Sinken. Es ist wunderbar, wie sie zielen können, denn die Schiffe standen dicht neben der „Mongolia", die völlig unberührt blieb. — Am Abend wird ein Erlaß verlesen: man erwartet einen Sturm, und General Stössel fordert, daß jedes Hospital fünfzig Plätze für neue Kranke bereithalte. — Es heißt, daß bei den Japanern eine neue Division eingetroffen sei. Wie gewöhnlich vor einem Sturm verbreitet sich auch diesmal das Gerücht, daß der Berg Sampsa in den Händen Kuropatkins sei.

26. November. Das Panzerschiff „Sewastopol" ist in die äußere Reede ausgelaufen. — Heute begehen wir das Fest unserer Gemeinde, den Tag des heiligen Georg. Die Stimmung aber ist nicht gerade festlich. Alle stehen unter dem Druck der Vorahnung kommenden Unheils. Wir haben schon so viel erlitten, daß wir Augenblicke haben, in denen wir glauben, nicht mehr bei Verstand zu sein. Wie wird das Ende sein? Unwillkürlich legt man sich immer wieder diese Frage vor. Was wird aus uns werden? Wenn keine andere Rettung mehr möglich ist, wird beabsichtigt, die ganze Festung in die Luft zu sprengen. Und wenn die Japaner dennoch

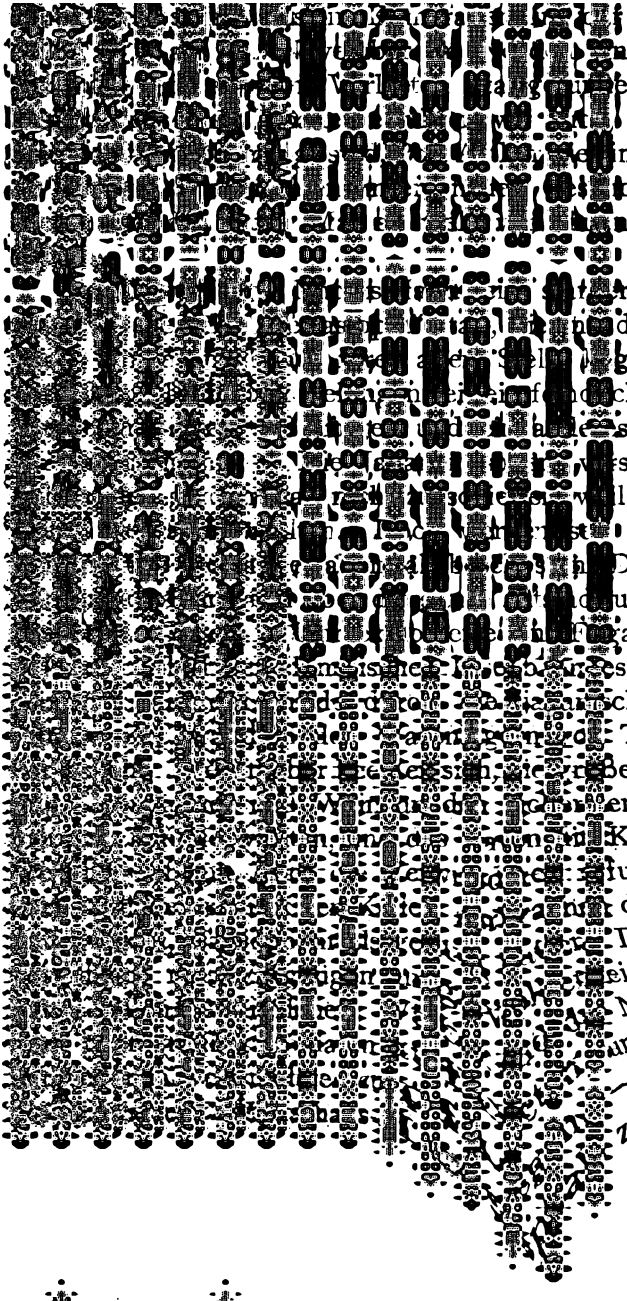


sind in das Rathaus-Hospital gefallen. — Heute kamen vier Soldaten, um ihre Kameraden bei uns zu besuchen. Ich sah, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten, und fragte sie, aus welchem Hospital sie kämen. „Wir kommen von den Positionen, Schwesterchen," war die Antwort. „Aber ihr seid doch alle krank!" rief ich. „Was kann man machen, Schwesterchen. Man wird schon krank, wenn man nichts zu essen hat. Wir vier können noch gehen, aber in den Schanzen sitzen noch genug, die nicht mehr gehen können. Wir begreifen gar nicht, Schwesterchen, was das für eine Krankheit ist. Die Füße werden so dick, daß man keine Stiefel mehr anziehen kann; die Zähne werden ganz wackelig; der Mund blutet; das Zahnfleisch tut weh, und am ganzen Körper öffnen sich Wunden. Behüte uns Gott, Schwesterchen, es muß eine sehr, sehr böse Krankheit sein. Uns geht es noch gut; Sie müßten erst unsere Kameraden sehen! Wenn die Japaner uns angreifen, werden sie die Schanzen nicht mehr verlassen können. Man wird sie wegtragen müssen."

28. November. Es verbreitet sich das Gerücht, die „Sewastopol" sei irgendwohin ausgelaufen. — Seit dem frühen Morgen bombardieren uns die Japaner. Ihre Geschosse sind von verschiedenem Kaliber. Die elfzölligen Granaten aus den weitschießenden Kanonen sausen mit rasender Geschwindigkeit durch die Luft; die „Koffer" — wie wir sie nennen — werden von Martyren abgeschossen und fliegen bei weitem langsamer, so daß sie einen Ton wie das Rollen eines ungeölten Karrens verursachen, während die kleinen 75-Millimeter-Geschosse wie Katzen pfeifen und quietschen. Dieses und noch anderes todbringende Feuerwerk fliegt unaufhörlich in das bedauernswerte Port Arthur. Das Wetter gleicht während der letzten Zeit unserer



so klang, wie wenn eine Türe in nächster Nähe eingeworfen würde. Die gehenden Kranken eilen hin, um nachzusehen. Kaum eine Sekunde später derselbe Schlag. „Schwester," schreien sie, „der verfluchte Japaner beschießt unser Hospital. O, wie ist das gemein und feige." Ich eile hin, um zu erfahren, wo die Explosionen stattfinden. Es ist ein Eckhaus. Kaum war ich zur Stelle, als auch schon ein drittes Geschoß auf den gleichen Platz niederschlug. Als man die Türe des Eckhauses öffnete, konnte man zuerst nichts unterscheiden; es war ganz mit erstickenden giftigen Gasen der explodierten Granaten erfüllt. Glücklicherweise brannte nichts, trotzdem Spiritus und Petroleum hier aufbewahrt wurden. „Schwester Baumgarten, kommen Sie. Wir wollen weggehen. Hier erstickt man ja förmlich." Kaum waren Schwester Marschner und ich ins Freie getreten, als eine 11zöllige Granate dicht neben uns herniederkracht; ein blendender Feuerschein läßt uns die Augen schließen, und im gleichen Augenblick ertönt eine fürchterliche Explosion. Es bildet sich eine dunkelgraue Rauchwolke, die, sich ausbreitend, nach und nach verzieht. Schwester Marschner sagt mir etwas, aber ich kann beim besten Willen nichts verstehen. Dann zeigt sie mehrere Male an ihren Kopf, und nun erst merke ich, daß auch sie von dem furchtbaren Augenblick ganz taub ist. — Gegen Abend schlug noch ein viertes Geschoß in das Dach ein, glücklicherweise ohne zu explodieren. Fünf Geschosse wurden im ganzen gezählt, die ausdrücklich gegen das Hospital Nr. 10 gerichtet waren, in dem wir arbeiten. Etwa drei Stunden nach der Explosion fing ich wieder an, etwas zu hören, aber ich hatte starke Kopfschmerzen und heftiges Erbrechen; vermutlich von den eingeatmeten giftigen Gasen, die wie narkotische Mittel wirken. — Unter den



uns mit-
ne große
en habe.
daß die
nnehmen
sse, mit
getötet

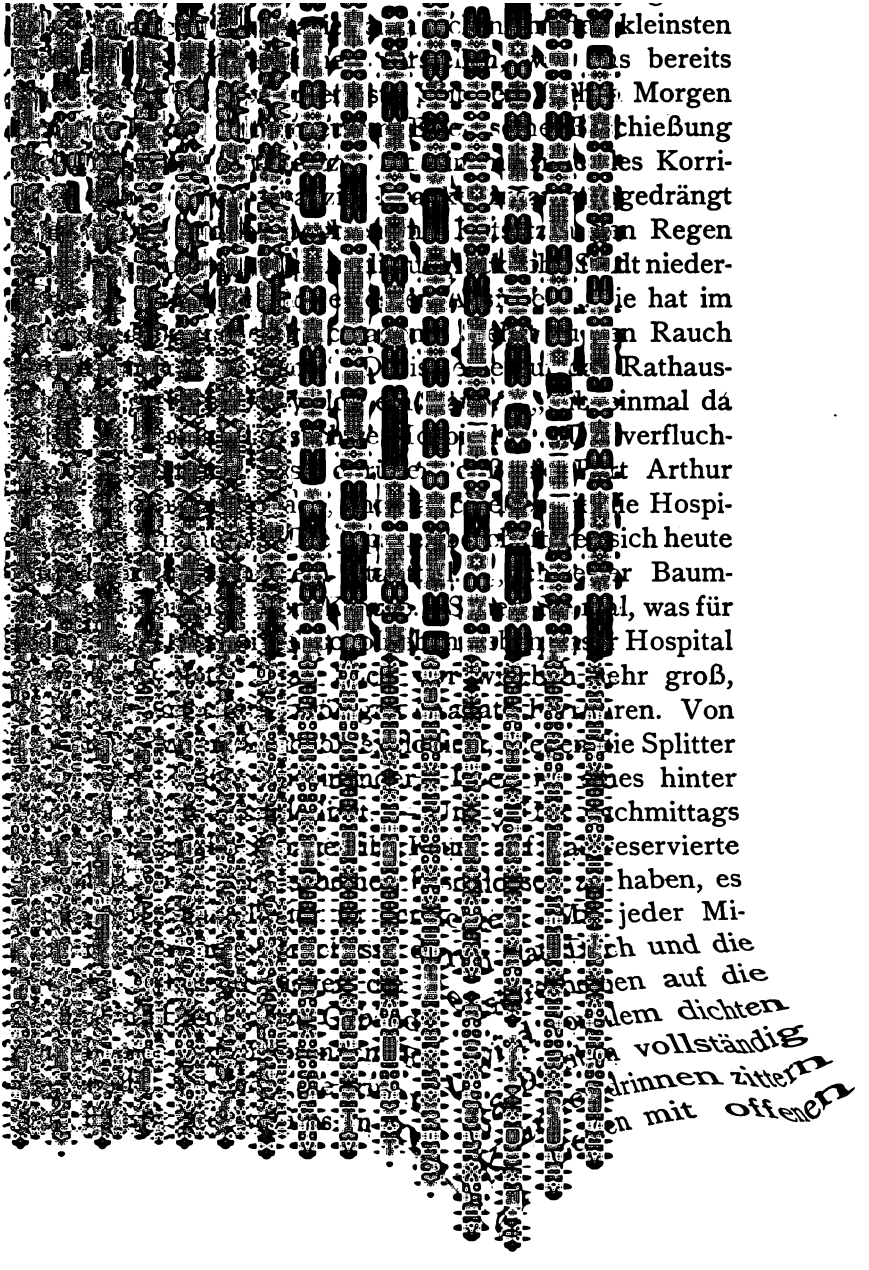
Minen-
drei Tor-
gt. Man
ches Tor-
s schwer
sprochen
l sie ihre
10 Uhr
Das Bom-
und Neu-
asbombe
esellschaft
chen Ge-
Tschurin
en Kisten
en Ort zu
Keller des
uhren da-
die Kisten
Den Feind,
eise bereitet
Nacht mußte
um die schwer
Heute kamen
zu uns. „Wissen

Sie schon, wir haben aus den allersichersten Quellen erfahren, daß in den letzten Tagen ein Schiff unter englischer Flagge hier eingetroffen ist." „Nun, und was weiter?" fragte ich ziemlich kühl. „Denken Sie sich, es soll 50000 Pud Mehl und 4000 Pud Pulver mitgebracht haben."

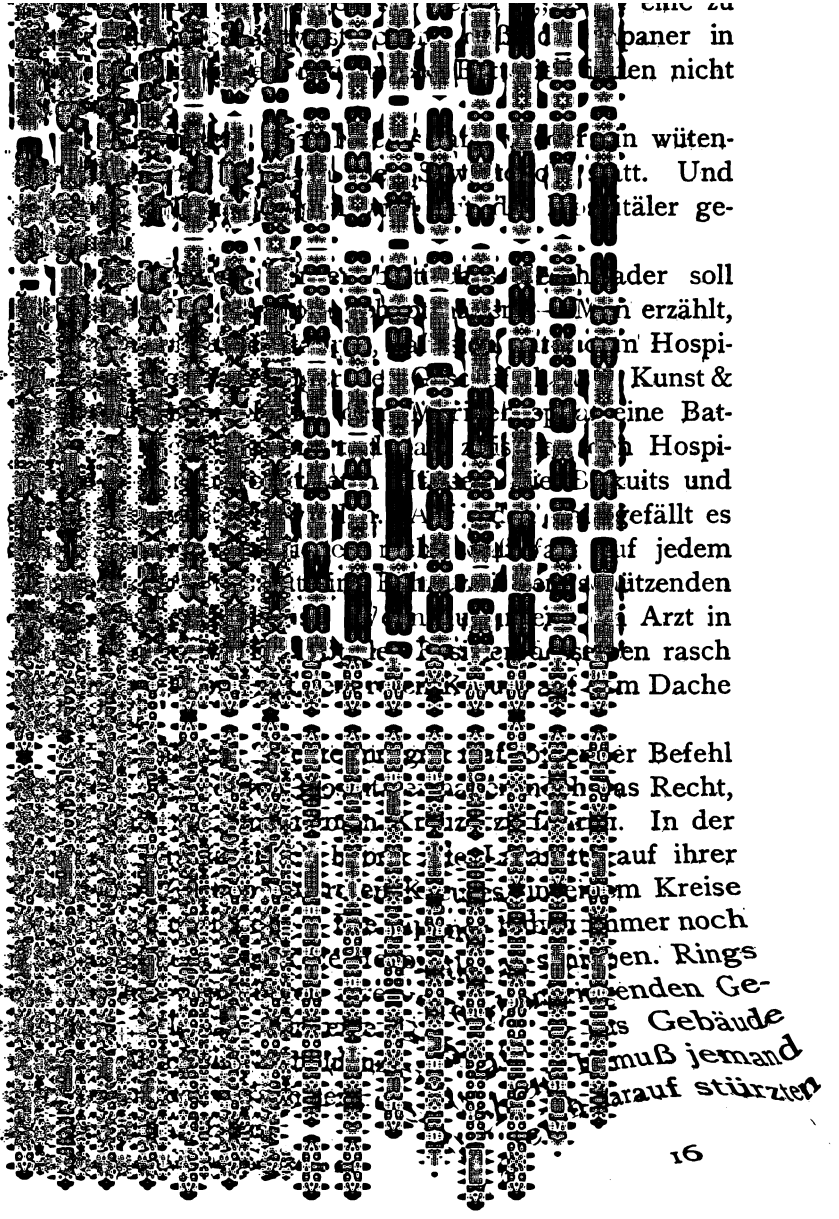
Am Abend starb unser Sanitätssoldat Sedinkin. Er mußte operiert werden, und für zwei Tage fühlte er sich besser, aber dann bekam er Anfälle von Atemnot und hohes Fieber, so daß die Ärzte ihn aufgaben. „Schwesterchen," sagte er oft, „nun habe ich während des ganzen Krieges Kranke gepflegt, und jetzt muß ich selber gepflegt werden." Wenn ich ihn fragte, ob er starke Schmerzen habe, sagte er immer: „Ich kann es noch aushalten, Schwesterchen." Seine Wunden waren furchtbar tief und eiterten. „Schwesterchen," sagte er mir am Tage vor seinem Tode, „erinnern Sie sich noch, wie Sie mir gesagt haben, ich solle nicht in die Hände der Japaner fallen? Das hat jetzt keine Gefahr mehr."

„Schwester," ruft mich ein Sanitätssoldat am Tage. „Es sind acht Soldaten von den Positionen da. Sie wollen sich die Zähne von Ihnen behandeln lassen." Ich ging hin. Es waren alles Skorbutkranke mit geschwollenem Zahnfleisch. Ihre Zähne waren fast am Ausfallen. „Schwesterchen," sagen sie, „ziehe uns die Zähne aus; sie sind uns so unbequem." Ich schickte alle in die Apotheke, wo man ihnen stärkende Arzeneien gab.

1. Dezember. Ich kann gar nicht sagen, mit welchem inneren Ekel ich mich heute wieder an mein Tagebuch setze. Ich frage mich, wozu ich eigentlich mir die Mühe nehmen soll, all das Schreckliche, das wir tagtäglich erleben, aufzuschreiben. Die grellsten Farben und die ausdrucksvollsten Worte vermögen doch nicht



Augen das Verderben herannahen sehen, dem sie rettungslos verfallen sind. Wer sich nur irgendwie auf den Beinen halten kann, hat sich fortgeschleppt. Die Armen eilten, so sehr sie vermochten, einige angekleidet, andere in Decken gehüllt und manche auch in bloßem Hemde. Auch die freiwilligen Schwestern und einige der Ärzte haben die Flucht ergriffen. Gegen 5 Uhr hört das Bombardement auf. Man bringt uns einige Schwerkranke aus dem Hospital Nr. 6. Es heißt, daß Schwester Maximowitsch, die schon einmal verwundet war, heute abermals durch einen Granatsplitter schwer verletzt worden ist. Schwester Seregrakoff hat sie in das Marinehospital des Roten Kreuzes überführen lassen. Von den Verwundeten des Hospitals Nr. 6 ist heute nur einer umgekommen. Der Unglückliche lag ruhig auf seinem Bett und schlief. Da fuhr ihm der Splitter tief in die Brust und tötete ihn auf der Stelle. Augenzeugen versichern sogar, er habe sich nicht einmal bewegt, und sein Gesicht hat im Tode einen friedlichen, erstaunten Ausdruck. Drei andere Kranke wurden verwundet. Es ist den Japanern glänzend gelungen, das ganze Gebäude in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. — Am Abend kam der Hospitalinspektor, um nachzusehen, ob wir noch leben. „Sie haben heute nicht wenig ausgestanden," sagt er. „Morgen blüht uns wahrscheinlich das gleiche Schicksal, wie heute dem Hospital Nr. 6," sage ich. „Nein, nein," versichert er, „General Belaschoff will heut mit den Japanern darüber sprechen." — „Schwesterchen," fragen mich spät am Abend die Kranken, „was soll denn aus uns werden, wenn die Japaner unser Hospital beschießen? Wir können nicht gehen und uns nicht retten." Ich beruhige sie und sage, daß man auch im allerschlimmsten Falle noch die Zeit finden wird, sie an einen sicheren Ort zu tragen, wo es weniger



Die Japaner haben uns fünf Säcke mit Briefschaften zukommen lassen, und auch ein Heiligenbild, das für General Stössel aus der Heimat geschickt worden war. Dafür sollen die Briefe, die unsere Kriegsgefangenen schreiben, dem Feinde übergeben werden. Einer unserer Kriegsgefangenen, versichert der chinesische Dolmetscher, beschreibt in seinem Briefe das Hospital, in dem er liegt, seine Zelle und seine Nachbarn und sagt, daß er gut behandelt werde. Er hat eine Zeichnung des menschlichen Körpers angefertigt und darauf seine Wunden gezeichnet.

An allen diesen Tagen erwarten wir einen Sturm. Täglich sehe ich unsere elenden kleinen Gruppen von Soldaten, die zum größten Teile aus Kranken und Invaliden bestehen, sich durch die Stadt schleppen. Mehr als ein Soldat trägt in der einen Hand sein Gewehr, während er sich mit der anderen auf seine Krücke stützt.

5. Dezember. Es ist ein Erlaß folgenden Inhalts erschienen: Tapfere Verteidiger Port Arthurs! Ihr könnt stolz sein auf den neuen Ruhm des Panzerschiffes „Sewastopol" und auf die Heldentat seines Kommandanten, des Kapitän 1. Ranges, Essen, sowie der übrigen Herren Offiziere und der Mannschaft. Möge euch die glorreiche Tat der „Sewastopol", die fünf Nächte nacheinander allein in die äußere Reede ausfuhr und tapfer die Angriffe zwanzig feindlicher Torpedos abschlug, unvergeßlich bleiben, damit ihr sie euren späten Nachkommen noch erzählen könnt. Da ihr selber im Kriege Kämpfer seid, werdet ihr die tapfere Tat eurer Kameraden zur See voll würdigen können. Hurra! für die Helden des Panzerschiffes „Sewastopol"!

Nach den Aussagen neuer Verwundeter greifen die Japaner eben das Fort Nr. 4 an, nachdem sie vorher das Fort Nr. 2 in die Luft gesprengt und eingenommen

hells auf
hört man
as eifrige
eint, daß
pft wird.
cht nicht
ne jeden
ind jede
Ende zu
edanken
ückliches
wird das
. Rings
nd nach
r durch
schlagen
eher ge-

wir kein
en Türen
rchbohrt,
den Ver-
niemand
s Fenster
von der
Kranken
f, zündete
en riesen-
zu sehen.
ießen, wer-
eingesetzt,
vernagelt.
ieder, daß die
sei; aber schon

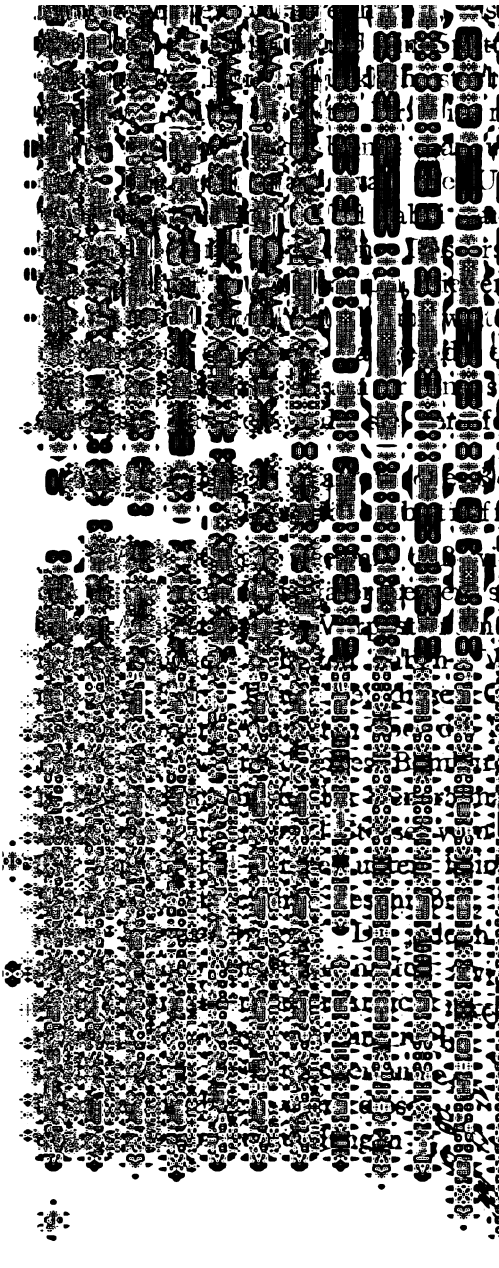
bald konnten wir uns davon überzeugen, daß die zahlreichen Schiffe den Japanern gehörten.

9. Dezember. Heut abend verbreitete sich die Nachricht, daß auf dem Meere ein Gefecht stattfände. Erregt eilten wir auf die Veranda und sahen dort, daß der Feind nur das Fort Nr. 5 beschießt. — Sehr spät bringt man uns einen Soldaten von seinem Posten. „Nun, gehen die Japaner vor?" frug ich ihn. „Es scheint im Gegenteil, daß sie sich hinter den Wolfshügel zurückziehen," war die Antwort.

10. Dezember. Während der ganzen Nacht hat der Feind das Fort Nr. 5 beschossen. Gegen Mittag wurde verlautet, daß es dort brenne; die einen behaupten, es sei eine Blindage, die anderen dagegen versichern, die Pulverlager wären explodiert.

Heute erzählte mir ein Verwundeter: „Vor ungefähr zwei Wochen, gerade nach der Einnahme des Zweihundertdreimeterhügels und des flachen Berges, ging mein Kamerad hin, um die japanischen Leichen zu zählen. Die Feinde begannen auf ihn zu schießen, und wir schrien ihm zu, sich zurückzuziehen. Er aber rief: „Mögen sie nur schießen und unnütz ihre Geschosse verschwenden!" und fuhr ruhig in seiner Beschäftigung fort. Glücklicherweise stieß dem Tapferen wirklich nicht der allergeringste Unfall zu."

11. Dezember. Wie man sieht, haben die Bemühungen des Generals Balaschoff nichts gefruchtet. Nach wie vor beschießen die Japaner die Hospitäler. Im Rathausgebäude sind heute morgen einige Fugasbomben eingeschlagen. Eine davon ist explodiert und hat fünf Verwundete tödlich verletzt und einen wieder ganz Genesenen auf dem Fleck getötet. Ein anderes Geschoß explodierte in der Wohnung unserer Studenten und riß dort einem Chinesen den Kopf ab. Ein



drittes
tödlich
cklichen
men zer-
dete von
gen mit
alaschoff
nan ihm
um sich
te er mit
tattfand,
röstliche

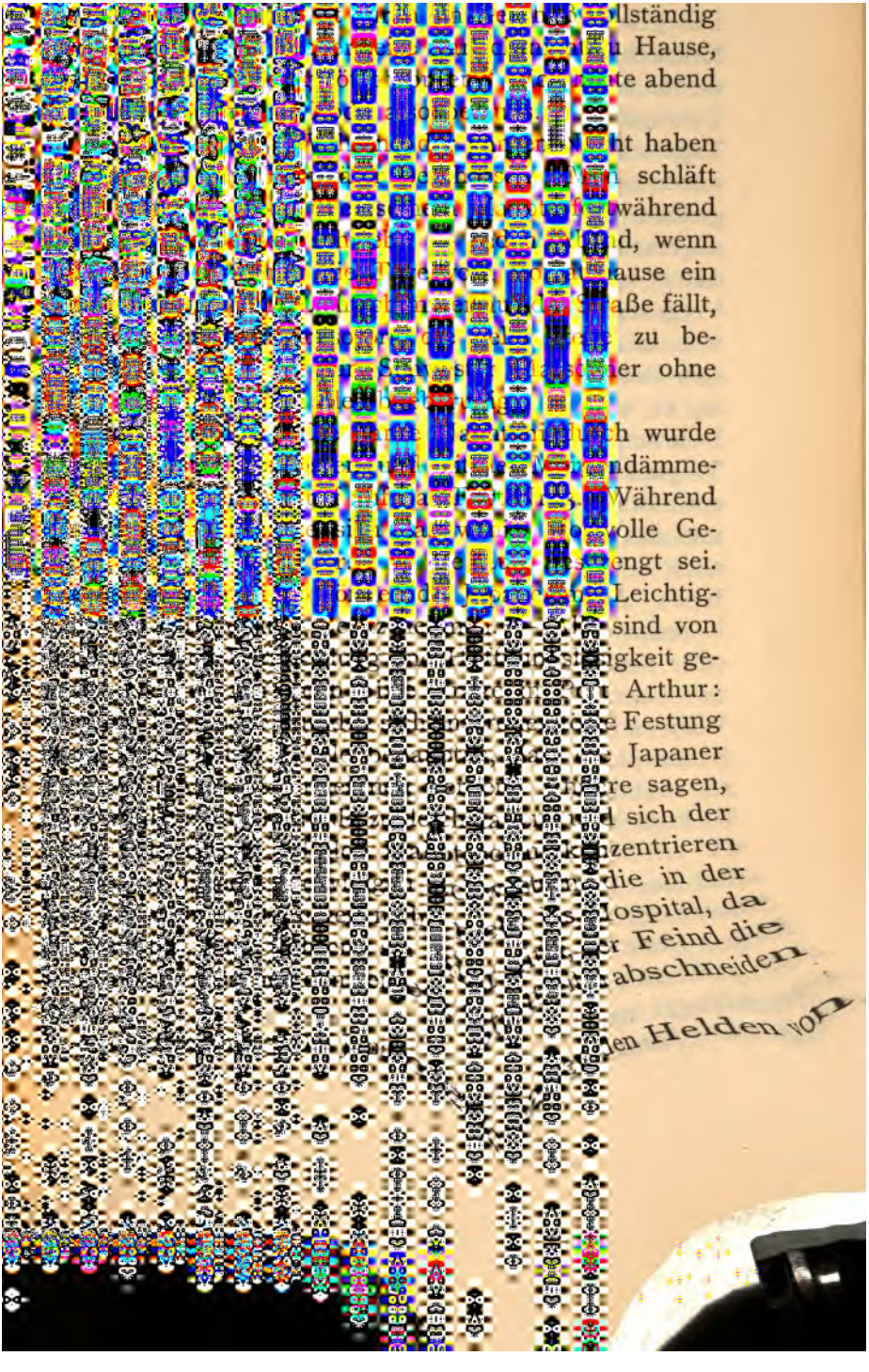
g der

die uns
die von
er über-
uns hier-
ein für
nkeit der
äußern:
an Seine
ber, wird
den die
chen des
m Plane
nen Häu-
en werden
ergen, daß
die Hospi-
er Richtung
e unser Ab-

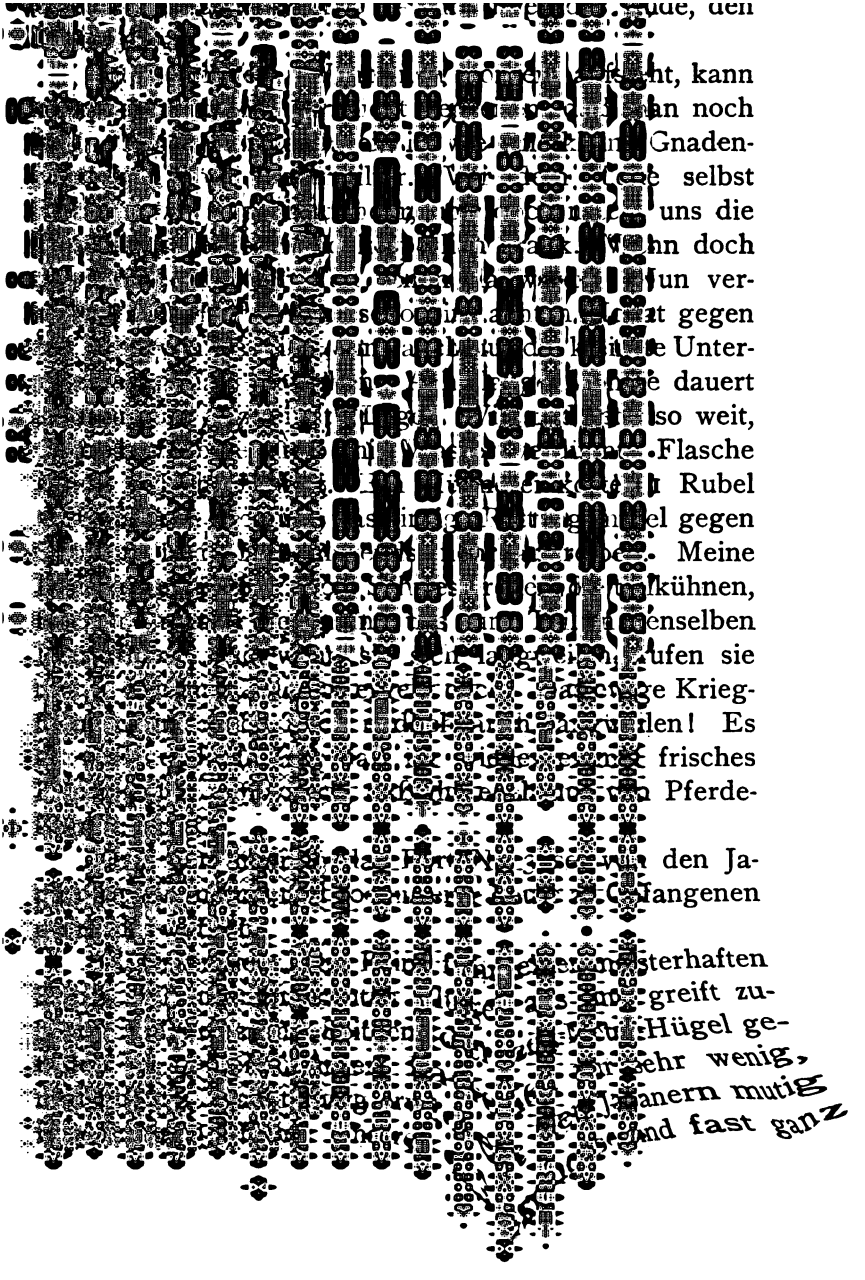
gesandter am 10. Dezember äußerte, haben wir uns keineswegs verpflichtet, die einfach als Hospital bezeichneten Gebäude zu verschonen. Wir behalten uns das Recht vor, gegen alle Gebäude zu schießen, auf welche folgende beiden Bedingungen zutreffen: A. Wenn wir durch unsere Beobachtungen herausfinden, daß ein Gebäude zurzeit nicht als Hospital benutzt wird. B. Wenn wir auf eine oder die andere Weise erfahren, daß auf ein Gebäude die Schutzrechte der Genfer Konvention nicht anzuwenden sind, wenn es auch in diesem Augenblicke gerade als Hospital dient. — Ich nehme an, daß unsere Korrespondenz über diesen Punkt nun erledigt ist, und bleibe hochachtungsvoll Iditi, Oberstkommandierender des Stabes der Port Arthur belagernden Armee.

12. Dezember. „Nun schlafe ich schon so viele Nächte auf dem Fußboden unter meinem Bette, um mich gegen die Koffer zu schützen," erzählte uns heute morgen Schwester Lodo mit traurigem Gesicht. „An Ihrem Hause ist aber auch das halbe Dach weggerissen," sage ich. „Warum ziehen Sie nicht um?" „Das werde ich wahrscheinlich tun müssen," ist die Antwort, „aber wohin?" „Kommen Sie doch zu uns," fordere ich sie auf. „Gut; ich will nur noch aus Prinzip warten, bis noch ein Geschoß einschlägt, und wenn ich dann nicht tot bin, komme ich zu Ihnen. Vielen Dank." — Morgen ist der beliebte 13. Jedermann erwartet einen entscheidenden Sturm. Man glaubt sogar, daß es in der Stadt selbst zu einem Handgefecht kommen wird. In der Neustadt sollen auf alle Fälle Feldkanonen aufgestellt werden. Die Ambulanz der „Mongolia" siedelt aus dem Rathaus auf das Lazarettschiff „Kasan" über.

13. Dezember. Wieder das gewöhnliche Bombardement, begleitet von unaufhörlichen Bränden. — Am



Kintschao, das Kanonenboot „Bobr", in Brand gesetzt. Das geschah heute morgen, und alle unsere gehenden Kranken schleppten sich auf die Straße, von wo aus sie mit herzzerreißendem Jammer den unvermeidlichen Untergang ihrer Landsleute ansahen. — Heute am Tage starb ganz unerwartet unser Kranker Ojilin. Er wurde uns nach dem großen Sturm im August mit einer großen Kopfwunde und völlig gelähmt gebracht. Zum allgemeinen Erstaunen erholte er sich wieder so weit, daß er selber die andern Kranken pflegen helfen konnte. Vorgestern beklagte er sich bei mir über heftiges Kopfweh, und gestern war er bereits nicht mehr imstande, sein Bett zu verlassen. Seine Kopfschmerzen nahmen zu, er verfiel in starkes Fieber, und bald darauf in Delirium. Heute morgen nahm Dr. Dobrwolsky eine Trepanation an ihm vor, wobei er ein starkes Geschwür entdeckte, das sich in der Gehirnmasse gebildet hatte und das aufgeschnitten werden mußte. Drei Stunden nach der Operation bekam er Krämpfe und starb. — Heute abend gelang es den Japanern, das Holzlager in Brand zu setzen. Sogleich flammte ein riesiger blutigroter Scheiterhaufen auf, der, wie eine nordische Mitternachtssonne leuchtend, die nächtliche Finsternis erhellte. Während wir in dieses schreckliche, aber großartige Schauspiel versunken waren, kam es uns wirklich vor, als bräche in dieser Stunde der mächtige Brand des Weltunterganges herein. Und alles Entsetzliche, das wir erleben, stimmt überein mit den Voraussagungen über das Ende alles Seins: die Erde bebt unter dem Sausen der Geschosse, Feuersbrünste lohen an allen Ecken und Enden, und auch das Wasser fehlt nicht zur vollständigen Erfüllung des Prophetenwortes: es verschlingt unsere stolzen, schönen Schiffe. Dies verzweifelte Jammern und Weinen, die qualvolle Angst,



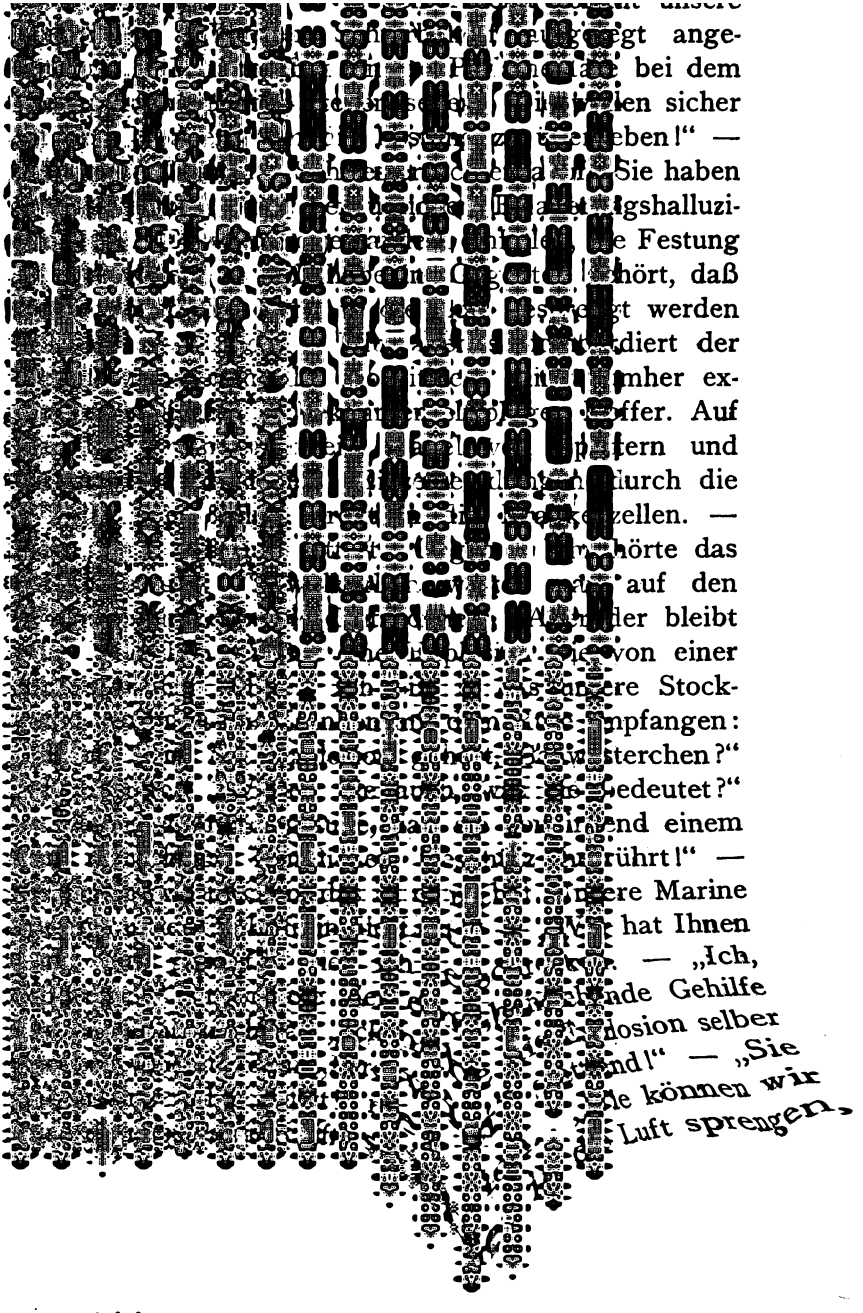
verbraucht. Wir hätten schon nicht geschwiegen, wenn wir etwas zum Schießen hätten. — Zugleich mit den Forts bombardieren die Japaner jetzt die Alt- und die Neustadt sowie die Bucht. Seit dem frühen Morgen bringt man uns fortwährend Verwundete. Ich frage sie: „Sind heute viele Japaner da?" „Wir können sie nicht mehr zählen, Schwesterchen," ist die Antwort. „Fortwährend kommen immer neue und neue geklettert. Wir könnten aber doch noch mit ihnen fertig werden, wenn wir nicht zu gleicher Zeit mit einem Hagel von feindlichen Geschossen überschüttet würden. Da können wir nicht standhalten, und wir haben keinen sicheren Ort, um uns zu verstecken. Das ganze Terrain ist mit Bomben bedeckt." — Die Japaner haben gestern den Unseren Glückwunschkarten mit den Porträts unserer Offiziere, ihren Kriegsgefangenen, zugeworfen. — Gegen Abend bringt man uns viele Soldaten mit schweren Verwundungen. Alle sehen heruntergekommen und mager aus; es ist nichts an ihnen wie Haut und Knochen. Sie sagen klagend: „Wir werden Port Arthur nicht länger halten können, wenn keine wunderbare Hilfe kommt. Wir sind am Ende unserer Kräfte." — Heute aber heißt es, daß mittels drahtloser Telegraphie die Nachricht eingetroffen sei, das baltische Geschwader habe bei Schanghai ein Gefecht mit der feindlichen Flotte gehabt. Wir hätten gesiegt, und schon in jedem Augenblicke könnten unsere Befreier am Horizonte sichtbar werden. Ich beeilte mich, dies meinen Kranken mitzuteilen. „Nein, nein, Schwesterchen," geben sie niedergeschlagen zur Antwort. „Wir glauben nur noch, was wir mit unseren eigenen Augen sehen." — Heute fand Dr. Jurkewitsch in der Tasche eines verwundeten Soldaten einen Brief folgenden Inhalts, der an General Stössel adressiert war: „Exzellenz, wir wenden uns mit

einer großen Bitte an Sie. Wir sind hierher geschickt worden, um unserm Zaren und unserm Vaterlande zu dienen, und sind alle bereit, dafür unser Leben zu opfern. Nur ist es ein großes Unglück, wenn wir, anstatt getötet, nur verwundet werden, denn dann schickt man uns in die Regimentshospitäler, wo uns anstatt der Pflege, die wir doch verdient zu haben glauben, nichts als Leiden erwarten. Wir magern ab vor Hunger und haben keine Pflege, und auf unsere Klagen antwortet man uns immer nur dasselbe: daß wir uns verstellen und Krankheit heucheln. Wir wenden uns an Eure Exzellenz, weil wir uns leider nicht direkt an den Zaren wenden können."

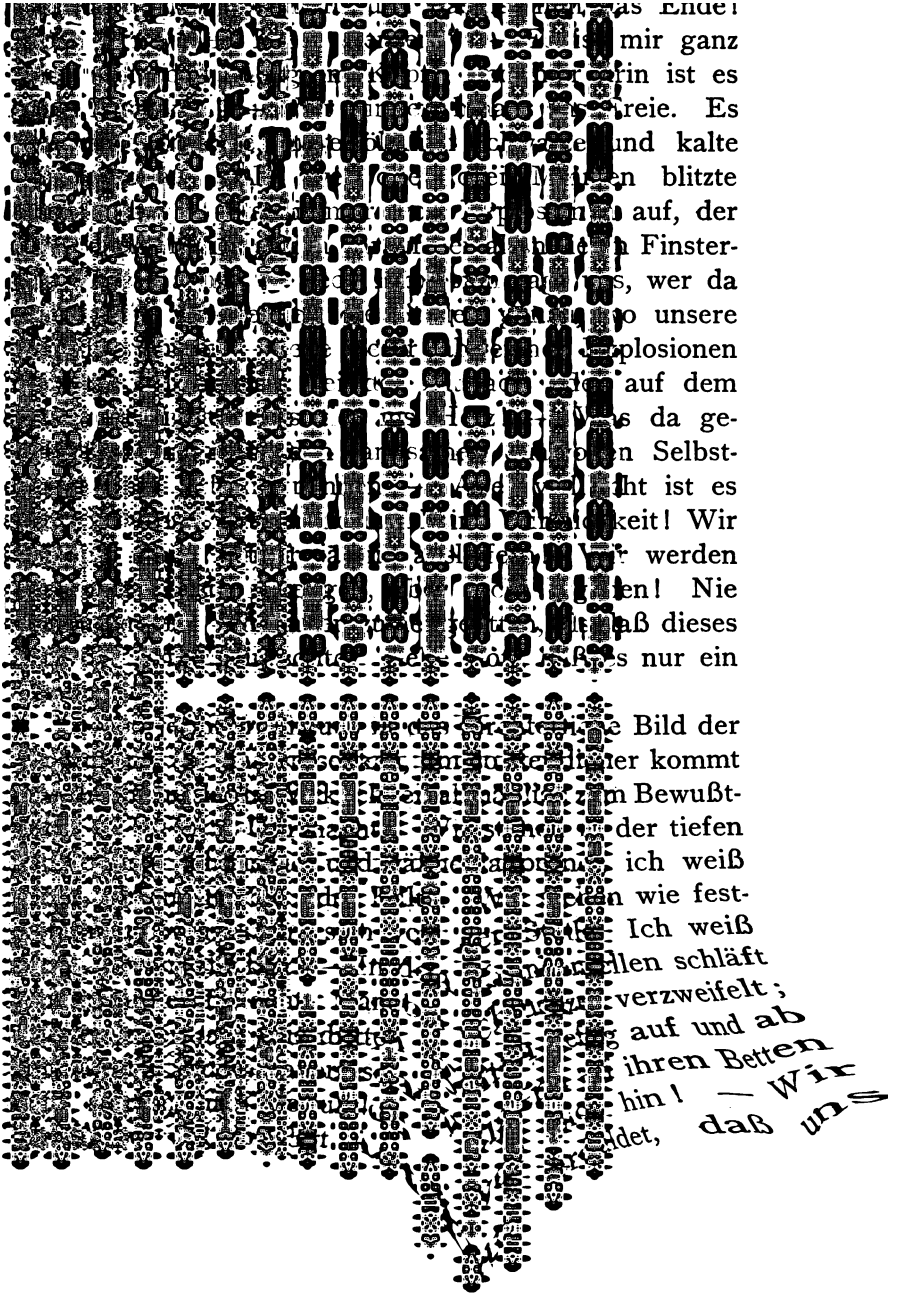
Es ist menschlich, einen Trost in seinem Schmerz dadurch zu finden, daß andere ihn verstehen und Mitleid darüber empfinden. Ich wünsche heute, daß die ganze Welt wenigstens auf einige Minuten nach Port Arthur käme, um das zu fühlen, was wir nun schon seit acht Monaten aushalten müssen. Unser Zar rechnet nicht umsonst einen Monat dieser Belagerungszeit für ein Jahr. — Wer nicht selber in Port Arthur während dieser schrecklichen Zeit gelebt hat, vermag sich keine Vorstellung der hiesigen Zustände zu machen! Die Bucht ist wie mit Granaten übersät; der ganze Grund muß mit untergegangenen Schiffen unserer Flotte bedeckt sein! Die Forts Nr. 2 und Nr. 3 sind zerstört und in die Luft gesprengt! Die alte und die neue Stadt sind in Trümmerhaufen verwandelt. Die Straßen sind mit Granatensplittern gepflastert. Die Hospitäler sämtlich zerstört, und die Hälfte der Besatzung todkrank daniederliegend. Die andere Hälfte durch den Skorbut geschwächt! Rings umher nichts als Blutvergießen! Die Offiziere klagen: „Unsere Soldaten haben sogar nicht mehr die Kraft sich zurückzuziehen. Sie können ihre Füße nicht mehr gebrauchen

und hocken dumpf vor sich hinbrütend in den Laufgräben, wo sie ihr Schicksal erwarten: den Tod oder die Gefangenschaft! — Am Abend treffen eine Unmasse von Verwundeten ein. „Es ist unmöglich, die Stellungen zu halten!“ sagen sie. „Die Japaner sind zu mächtig!“ — Gegen Nacht erzählt die diensttuende Schwester: „Letzte Woche spielte der kleine Sohn meiner Bekannten auf der Straße. Da explodierte in der Nähe ein Geschoß, und ein dahersausender Splitter tötete den Kleinen auf der Stelle!“ — Zu uns kommt schon fast seit einem Monat täglich ein kleiner zwölfjähriger Junge zum Krankendienst. Er heißt Nikolaus und läuft vom frühen Morgen ab in allen Zellen herum. Er schüttelt den Kranken die Betten auf, gibt ihnen zu essen und zu trinken, und liest ihnen mit seiner hohen Kinderstimme die Zeitung vor. „Nun, Nikolaus?“ frage ich ihn. „Fürchtest du dich denn nicht vor den Geschossen?“ — „Nein, Schwester!“ antwortet der tapfere kleine Junge. „Ich gebe gar nicht acht darauf!“

19. Dezember. Die Japaner haben während der ganzen Nacht angegriffen. Nach den Aussagen der Verwundeten ist der rechte Flügel vollständig in den Händen der Feinde, die bereits seit dem frühen Morgen auch unsere linke Flanke bedrohen. Es heißt, daß am Abend die Unseren selber die Forts in die Luft sprengen würden. — Nun endlich scheint sich das Ende mit raschen Schritten zu nähern! — Immer noch treffen neue Verwundete ein; sie sind fast ausnahmslos bei Bewußtsein. Wenn man sie aber fragt, wie unsere Sache steht, so geben sie keine Antwort, sondern winken mit einer matten Handbewegung Schweigen! — Im Laufe des Tages bringt man uns den Artilleristen Baranoff tödlich verwundet wieder, den wir erst gestern entlassen hatten. Er starb gleich, nachdem wir ihn



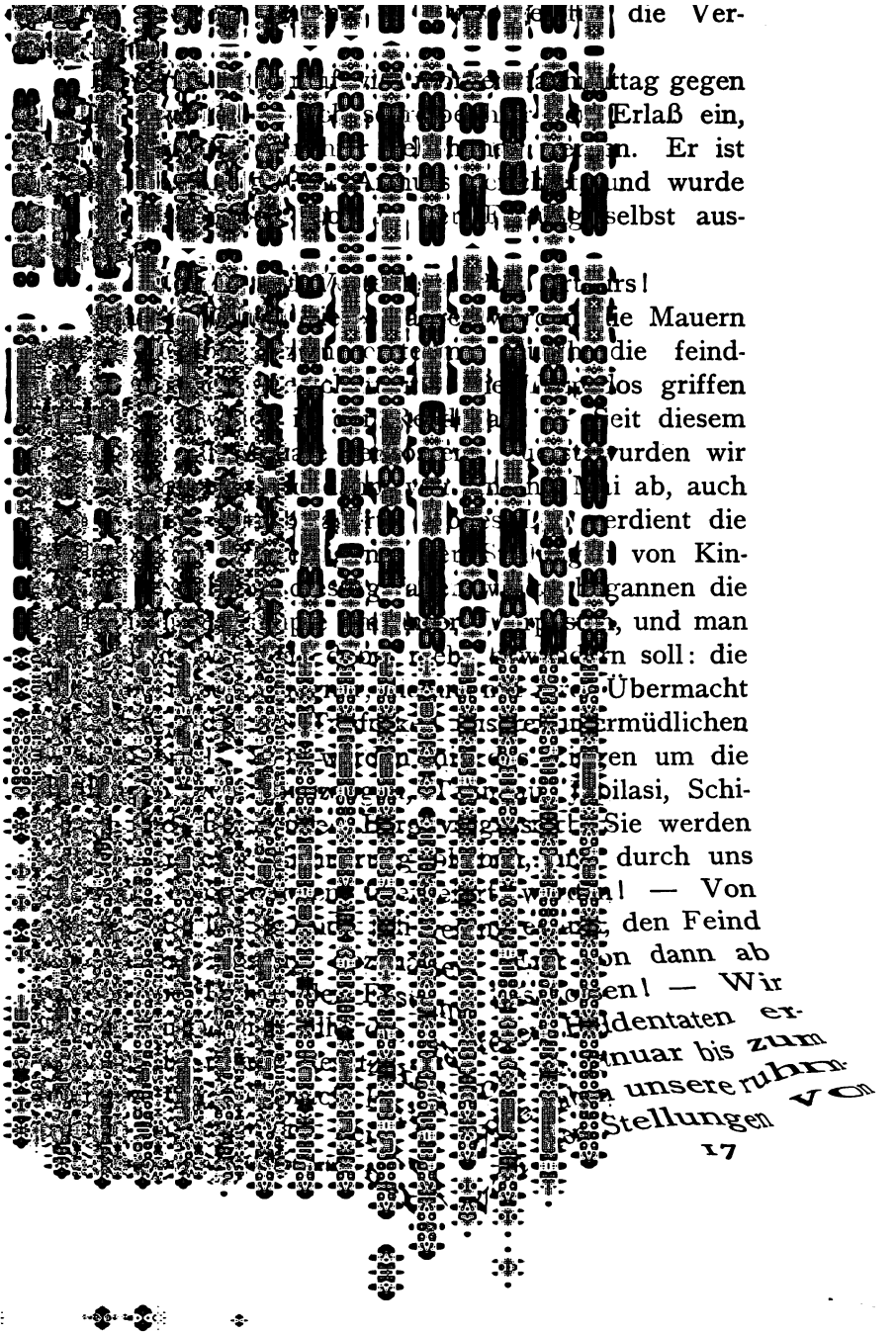
die wir doch so nötig brauchen! Ich hoffe doch, daß wir uns noch halten können, und Port Arthur endlich doch befreit werden wird!" — „Gott gebe, daß es so sein wird, Schwesterchen!" sagten die Kranken, aber kaum hatten sie ausgeredet, als auch schon eine zweite Explosion ertönte, der eine dritte, eine vierte und noch viele andere folgten. — Ich eile zu der Schwester Sokoloff und rufe ihr zu: „Kommen Sie schnell! Da draußen geht etwas Furchtbares vor! Denken Sie, man versichert, unsere Seeleute sprengen unsere schönen Schiffe, die so viele Millionen gekostet haben, in die Luft!" — Wir eilen zusammen hinaus, als uns ein barmherziger Bruder mit Tränen in den Augen entgegenkommt. „Was ist denn geschehen? Warum weinen Sie?" frug ich. — „Wie soll man nicht weinen, wenn Port Arthur den Feinden übergeben wird!" — „Port Arthur übergeben!" schreit der im Zimmer liegende Kranke laut auf und bricht in einen Strom bitterer Tränen aus! — Ich ging in die Krankenabteilung, wo ich alle verzweifelt schluchzend vorfand; sie hatten die unglaubliche Nachricht schon erfahren! „Schwesterchen," klagen sie. „Wäre es nicht besser gewesen, Port Arthur in die Luft zu sprengen, als es zu übergeben? Nachdem wir so viel gelitten, und immer noch auf Befreiung gehofft haben, nun müssen wir das noch erleben! Warum sind wir nicht getötet worden? Es wäre besser gewesen, als in die Hände der Feinde zu fallen! Das ist nun die Belohnung für alle unsere Leiden! Schwesterchen, Schwesterchen, ach, warum hat man Port Arthur übergeben! Wir haben es nicht gewollt!" — Ganz verwirrt stammeln die bereits aufgegebenen hoffnungslosen Kranken: „Ist es wirklich wahr, daß man Port Arthur übergeben hat? Was wird unser Zar, und was wird Rußland sagen! Wir haben



diese Stadt unserer Schmerzen allmählich ans Herz gewachsen ist.

20. Dezember. In der Morgendämmerung schreibe ich das alles in mein Tagebuch. Ich möchte es die ganze Welt miterleben lassen, wie der Fall Port Arthurs uns in unserem tiefsten Wesen erschüttert! Nach Tagesanbruch gehe ich hinaus. Unsere Panzerschiffe brennen noch immer! Die ganze Altstadt ist in Rauch gehüllt! Das Dock brennt, und die ganze Minenstadt steht in Flammen! Wohin man sieht, ist alles wie eine riesig große Feuersbrunst! — Wir haben uns so an den fortwährenden Geschützdonner gewöhnt, daß wir ihn nun auch immer noch zu hören glauben, obgleich alles grabesstill ist. Selbst unsere treue und tapfere Batterie auf dem Wachtelhügel schweigt. — Ist es denn möglich, daß das, was wir am schlimmsten fürchteten, nun Wirklichkeit geworden ist? Haben wir nun doch nicht mehr auf die Befreiung warten können? — Das Telegramm, an das wir uns klammerten, fällt mir ein; das Telegramm Kuropatkins! „Hoffen Sie!" — Die Festung ist gefallen, und morgen oder übermorgen werden wir Kriegsgefangene sein! — Alle unsere Kranken wollen sterben. „Ach, Schwesterchen, wie sollen wir die Gefangenschaft ertragen!" — Ich trat zu einigen sehr Schwachen, um ihnen Arznei zu geben. „Ach nein, Schwesterchen," wehrten sie ab. „Wir wollen nichts mehr nehmen, laß uns nur ruhig sterben! Warum, warum hat man die Festung übergeben! Unter der Erde sind wir sicher besser aufgehoben, als in der Gefangenschaft!"

Die Unseren haben die Festung unter folgenden Bedingungen übergeben: 1. Die Unantastbarkeit der neutralen Einwohner Port Arthurs und ihres Vermögens. 2. Freier Abzug der Soldaten und Geschütze bis zu



die Ver-

ttag gegen

Erlaß ein,

n. Er ist

und wurde

selbst aus-

rs!

e Mauern

die feind-

los griffen

eit diesem

urden wir

i ab, auch

erdient die

von Kin-

gannen die

, und man

n soll: die

Übermacht

ermüdlichen

en um die

bilasi, Schi-

Sie werden

durch uns

n! — Von

den Feind

on dann ab

gen! — Wir

ldentaten er-

nuar bis zum

unsere ruhm-

Stellungen

von

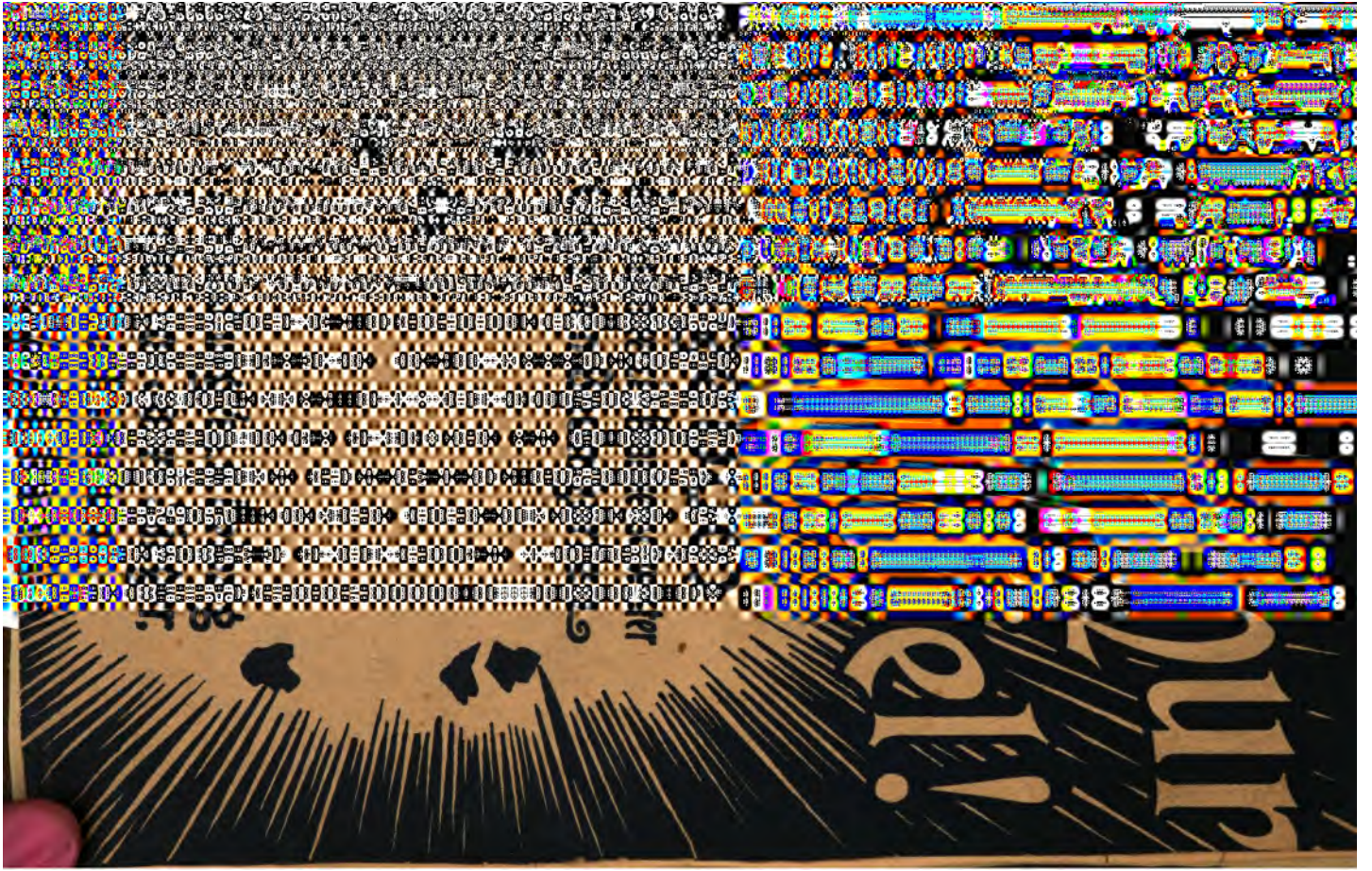
Daguschan, Saguschan, vom Eckberge, und den Redouten bei Kumirin immer wieder abgeschlagen! Wie haben sie die Gegner von dem 203-Meter-Hügel immer wieder zurückgetrieben! Zu welchen Helden haben sie sich im Laufe der Belagerung entwickelt! Schon im September waren alle im Auslande von hoher Bewunderung über unser Aushalten erfüllt, und wie es uns gelang, ohne jede Hilfe von außen so lange zu widerstehen! Ja, wirklich, die Belagerung von Port Arthur steht ohne Beispiel in der Geschichte da! — Die riesenhafte Anzahl der Toten und Verwundeten zeigt, wie verzweifelt und mit welch übermenschlicher Kraft wir uns bis zuletzt gewehrt haben! — Nur ihr, die tapferen Helden des weißen Zaren, habt all dieses so lange ertragen können! Ihr habt den elfzölligen Granaten, diesen alles vernichtenden Geschossen, die bisher noch in keinem Kriege gebraucht wurden, widerstanden! Es ist noch nicht lange her, daß ihnen am 2. Dezember unser Held, der General Kondratenkoff mit acht tapferen Offizieren zum Opfer fiel! Es helfen keine Barrikaden und keinerlei Deckung gegen diese 15 bis 30 Pud schweren Geschosse! Sie haben unsere Hospitäler zerstört, und drei bis vier Tage nach dem Falle des 203-Meter-Hügels die Schiffe unserer Flotte zum Sinken gebracht! Vernichtet waren unsere Forts und unsere Geschütze; unsere Geschosse waren verbraucht! Außerdem wütete der fürchterliche Skorbut, und der Feind griff fortwährend unbarmherzig an! Dem allen gegenüber kannte euer Mut und eure Tapferkeit keine Grenzen! Von Anfang August an durch alle diese Monate September, Oktober, November und Dezember wurde Port Arthur immer dichter eingeschlossen und stärker bestürmt. In der ganzen Kriegsgeschichte sind Stürme wie diese noch nicht dage-

wesen! Aber unsere tapferen Soldaten standen fest und unerschütterlich wie Felsen, und an ihnen zerschellten immer wieder die wild anstürmenden Wogen des Feindes. — Durch ihre unmittelbare Nähe fügte uns die feindliche Artillerie einen riesigen Schaden zu. Nun sind uns zuletzt von den 40000 Mann der Garnison weniger als 9000 Mann geblieben, die eine Ausdehnung von 27 Werst verteidigen sollten. Und von diesen 9000 Soldaten sind noch mehr als die Hälfte krank. Unter solchen Umständen gelang es dem Feinde, die Hauptbefestigung, das Fort Nr. 3, einzunehmen! Dieses Fort Nr. 3, die sogenannte chinesische Mauer, nimmt fast die ganze Ostseite ein, und die Verteidigung vom Westen nach dem Liahoteschan zu weiterzuführen, hätte nur noch viel unnützes Blutvergießen gefordert! Dies zu vermeiden, ist die Hauptaufgabe jedes Befehlshabers. Mit tieftrauriger Seele, aber in der festen Überzeugung, daß ich hierin eine heilige Pflicht erfülle, habe ich beschlossen, dem Kampfe ein Ende zu machen unter der Bedingung eines verhältnismäßig vorteilhaften Rückzuges, und nachdem ich unsere Schiffe davor behütet habe, in die Hände des Feindes zu fallen. So verliert auch Port Arthur für uns seine Hauptbedeutung als Hafen, da wir keine Flotte mehr besitzen. Port Arthur hat zum großen Teile seine Aufgabe schon erfüllt, da mehr als 100000 Feinde ihren Tod an seinen Mauern fanden. Ich habe mich also blutenden Herzens, aber mit der Überzeugung, diese meine Tat vor dem Zaren verantworten zu können, dazu entschlossen, die Festung aufzugeben. Es ist schwer für euch, tapfere Helden, nach elf Monate langem Kampfe Port Arthur zu entsagen, aber ein weiterer Widerstand wäre nichts als ein unnützer Verlust an Menschen. Ein Verlust an tapferen Kriegern, die sich seit dem 26. Januar ver-

zweifelt verteidigt haben. Der große Zar und unser teures Vaterland werden euch deswegen nicht verurteilen! Die ganze Welt kennt eure große Tapferkeit, und bewundert sie! Ich nehme mir als Generaladjutant S. M. des Kaisers die Freiheit, euch im Namen des Zaren für euren unvergleichlichen Mut und eure beispiellosen Leistungen während der Belagerung zu danken; dieser Belagerung, der mehr als $^3/_4$ unter euch zum Opfer gefallen sind. Gedenken wir mit Hochachtung dieser edlen Toten, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind für den Zaren und das Vaterland, vom obersten General bis zum gemeinen Soldaten. — Meinen tiefen innigen Dank, euch meinen treuen tapferen Kameraden, für alles, was ihr getan habt. Auch euren mutigen Befehlshabern, meinen Mitarbeitern, halte ich es für meine Pflicht, meinen Dank auszusprechen. — Ich danke auch den ausgezeichneten Ärzten des Roten Kreuzes und den barmherzigen Schwestern. Ich danke allen, die sich während dieser schweren Zeit in den Dienst des Vaterlandes gestellt haben. — Und nun bitte ich euch alle, dem Andenken derer einige Augenblicke zu opfern, die für die gute Sache ihr Leben dahingegeben haben. Möge Friede sein mit ihrer Asche und ihr Andenken ewig leben in dem Munde der Nachwelt. — Die Bedingungen der Übergabe werden noch in einer besonderen Kundgebung veröffentlicht. — Jetzt und später bis zur Rückkehr in euer Vaterland benehmt euch würdig der Tapferkeit, mit der ihr bis jetzt die schwere Prüfung bestanden habt. Betet zu Gott dem Herrn, und befleckt euren Ruhm durch keine Tat, die ihr nicht vor aller Welt verantworten könntet. Man soll überall wissen, daß russische Krieger nicht nur im Glück, sondern auch im Unglück mutig und stolz dastehen.

21. Dezember. Das einzige, woran wir noch Überfluß in Port Arthur haben, ist Wein, Branntwein und Champagner. Um Räusche zu vermeiden hat General Stössel allen Händlern befohlen, die Flaschen mit ihrem Inhalte zu vernichten. Nun ist man schon drei Tage mit dieser Arbeit beschäftigt, und trotzdem ist noch nicht ein Viertel davon getan. — Gegen 10 Uhr morgens kam der General Fock an unser Hospital geritten. Er hat ein blasses leidendes Gesicht. Und seine Augen sind rot von vielem Weinen. Er brachte den Kranken die offizielle Mitteilung der Übergabe und tröstete sie mit folgenden Worten: „Tapfere Verteidiger Port Arthurs! Ihr wißt, daß wir dem Feinde unsere Festung übergeben mußten. Die Schuld aber liegt nicht an euch, und die Welt wird euch nicht verurteilen! Nun halten wir uns ohne Verstärkung schon monatelang nur aus eigenen Kräften. Diese Belagerung steht einzig da in der Kriegsgeschichte, und keiner von euch wird wohl je wieder etwas derartiges erleben. Ich habe den Türkenkrieg mitgemacht, und bin dort verwundet worden; aber all das ist nicht mit dem zu vergleichen, was wir hier in Port Arthur durchzumachen hatten. — Ihr habt eure Pflicht getan und ein ganzes feindliches Heer vernichtet, das viel, viel stärker war als ihr! Dadurch habt ihr General Kuropatkin die Gelegenheit gegeben, seine Armee zu konzentrieren! — Ihr habt mehr geleistet, als man mit dem besten Willen von euch fordern konnte, und eure Geduld war grenzenlos. Ihr habt auch nicht die Festung übergeben! Euer Gewissen ist rein! Eure Befehlshaber nehmen die Schuld auf sich! Glaubt mir, Soldaten, es wird uns alten Generälen auch nicht leicht, uns von dieser Festung zu trennen, die wir so lange verteidigt haben. Der Generaladjutant Stössel kann aber nicht anders han-

deln, um ein weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, und wegen der vielen Verwundeten und Kranken, die sich in der Stadt befinden. — Ich leugne nicht, daß die Festung sich noch hätte halten können, aber doch höchstens noch zwei bis drei Wochen. In dieser Zeit aber wäret ihr alle den furchtbaren Schrecknissen dieser Belagerung zum Opfer gefallen, und deshalb fühlte sich General Stössel zu diesem schweren Schritte verpflichtet. Bei der Übergabe wurde ausbedungen, daß alle Kranken, die zu weiterem Militärdienst untauglich sind, sogleich nach Rußland zurückdürfen. — Wie es mir scheint, seid ihr alle nicht mehr zum Kämpfen zu brauchen! — „Wieviel Mal bist du verwundet worden?" fragte er den ersten Kranken bei der Türe. „Dreimal, Exzellenz," war die Antwort. „Hier in der Hand, in der Brust und im Hals!" — „Und du?" wandte sich der General an den zweiten. „Viermal, Exzellenz!" — „Wieviel Mal du?" — „Fünfmal, Exzellenz, und jetzt das sechste Mal bin ich von einer Blindage erdrückt worden!" — „So seht also selber ein!" fuhr General Fock fort. „Was für elende Verteidiger Port Arthur noch an euch gehabt hätte. — Es ist endlich Zeit für euch, euch auszuruhen. — Ich bin gekommen, Kinder, um mich von euch zu verabschieden, und wiederhole euch nur noch einmal: euch trifft keine Schuld an dem Falle Port Arthurs!"



11 5.50

3/-

(M)

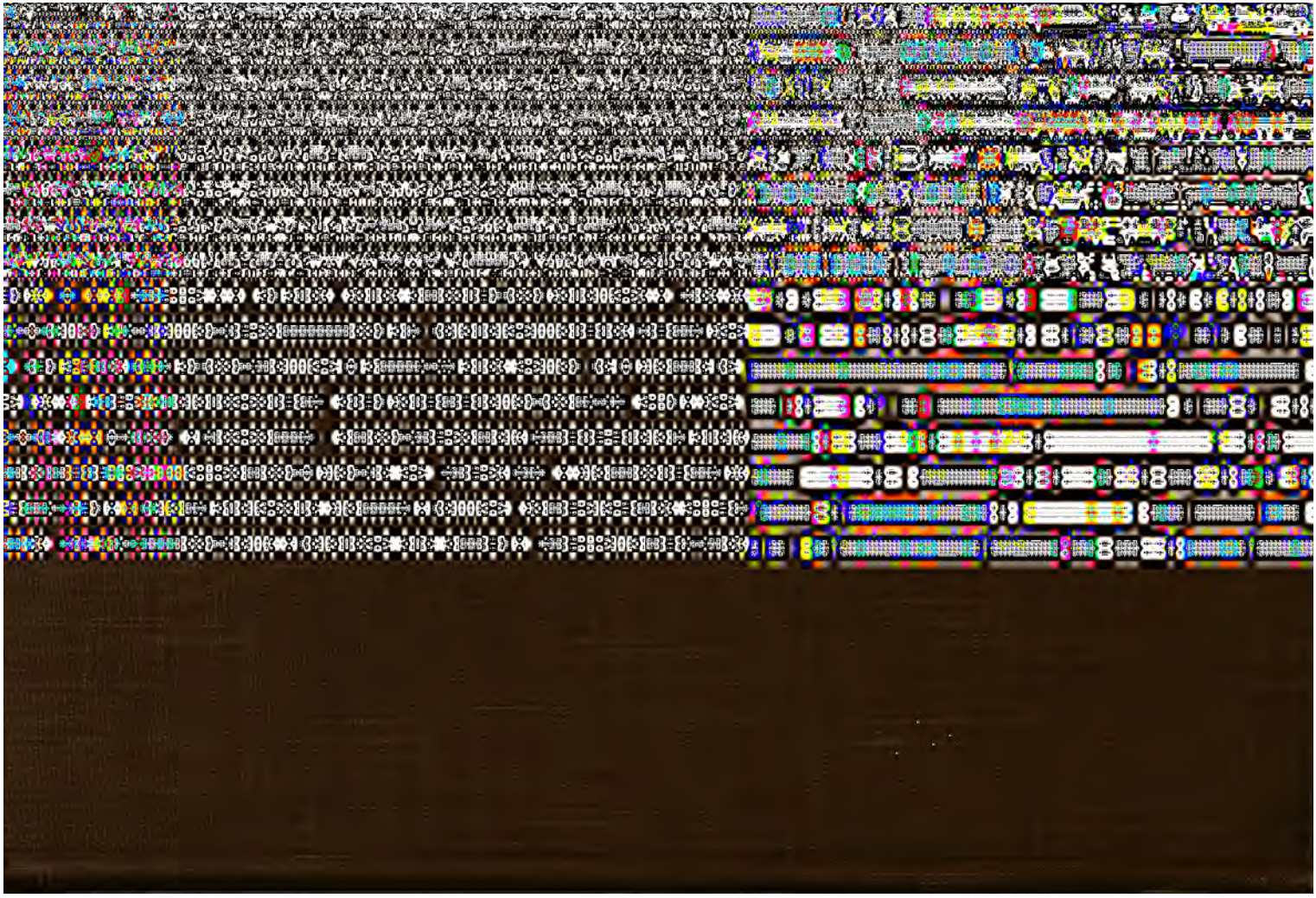
ii 3.50

3/-

(M)

n or before
other user
rrower will
return.

not exempt
mes.

brary
495-2413

2000